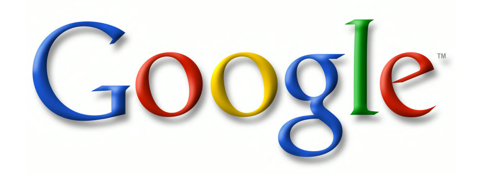


neau

von

n Kretzer



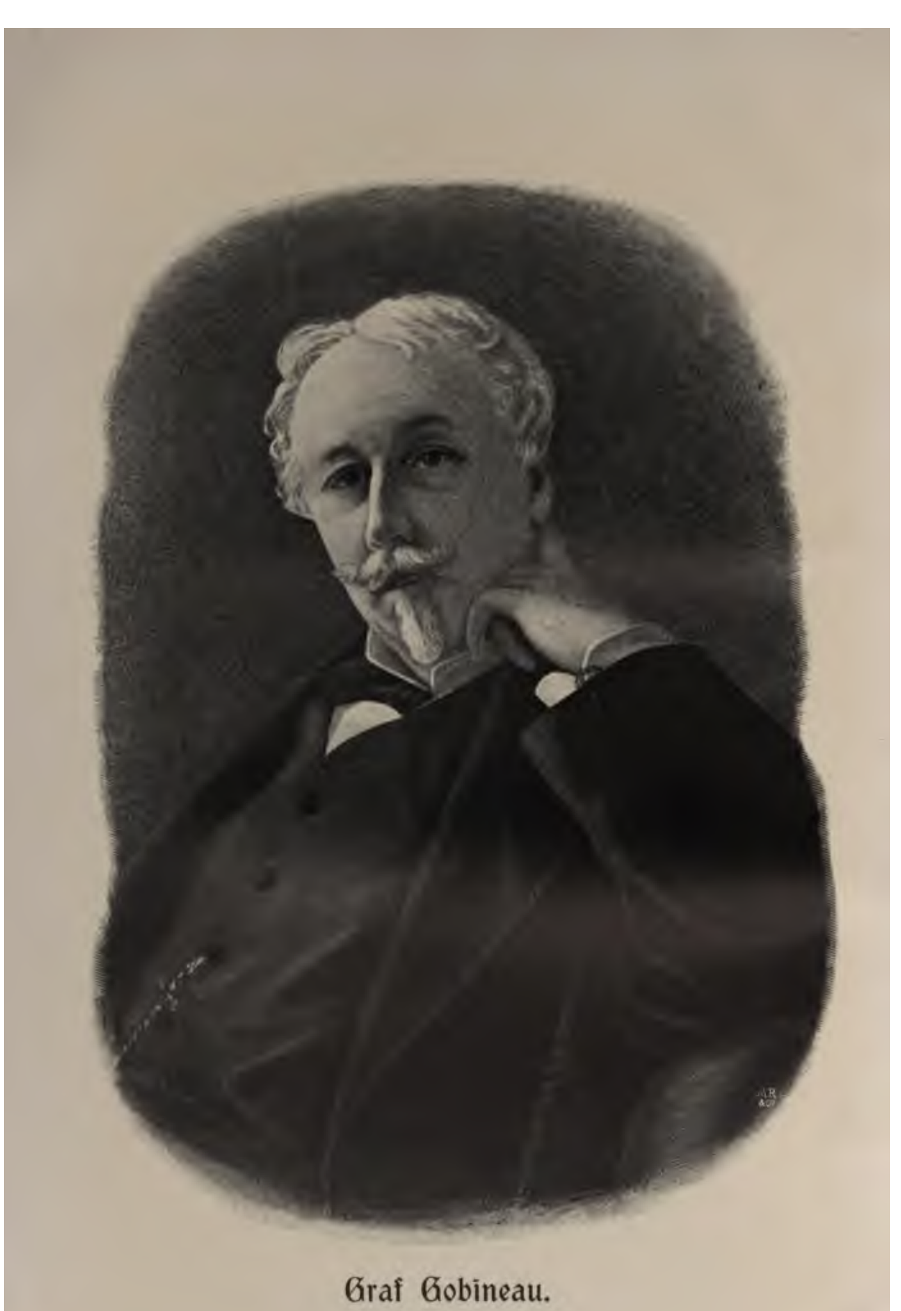




# Männer der Zeit

Band XI:

Joseph Arthur Graf von Gobineau



Graf Gobineau.

# Joseph Arthur Graf von Gobineau

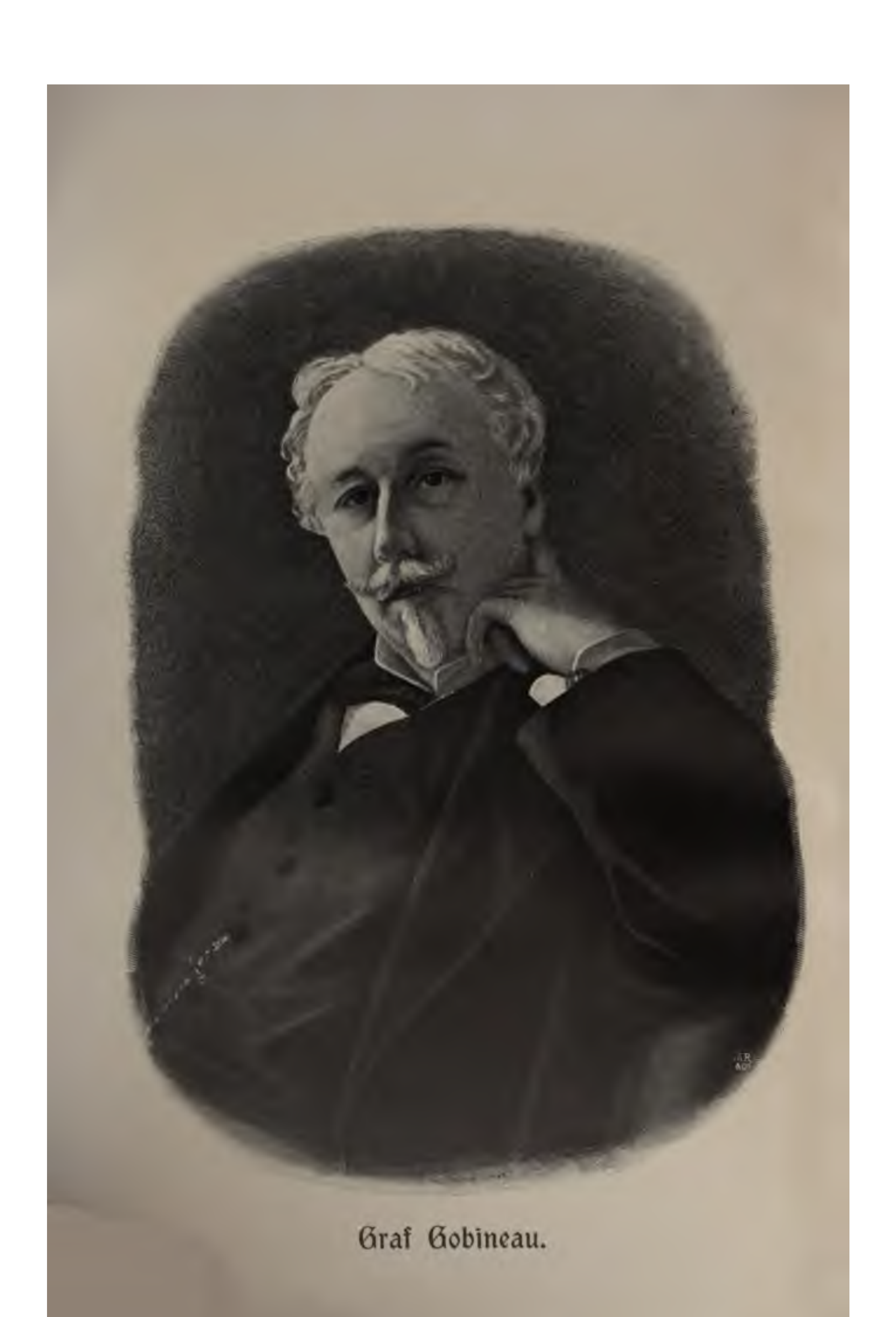
Sein Leben und sein Werk

Von

Lic. Dr. Eugen Kretzer



Leipzig 1902
Hermann Seemann Nachfolger



Graf Gobineau.

# Joseph Arthur Graf von Gobineau

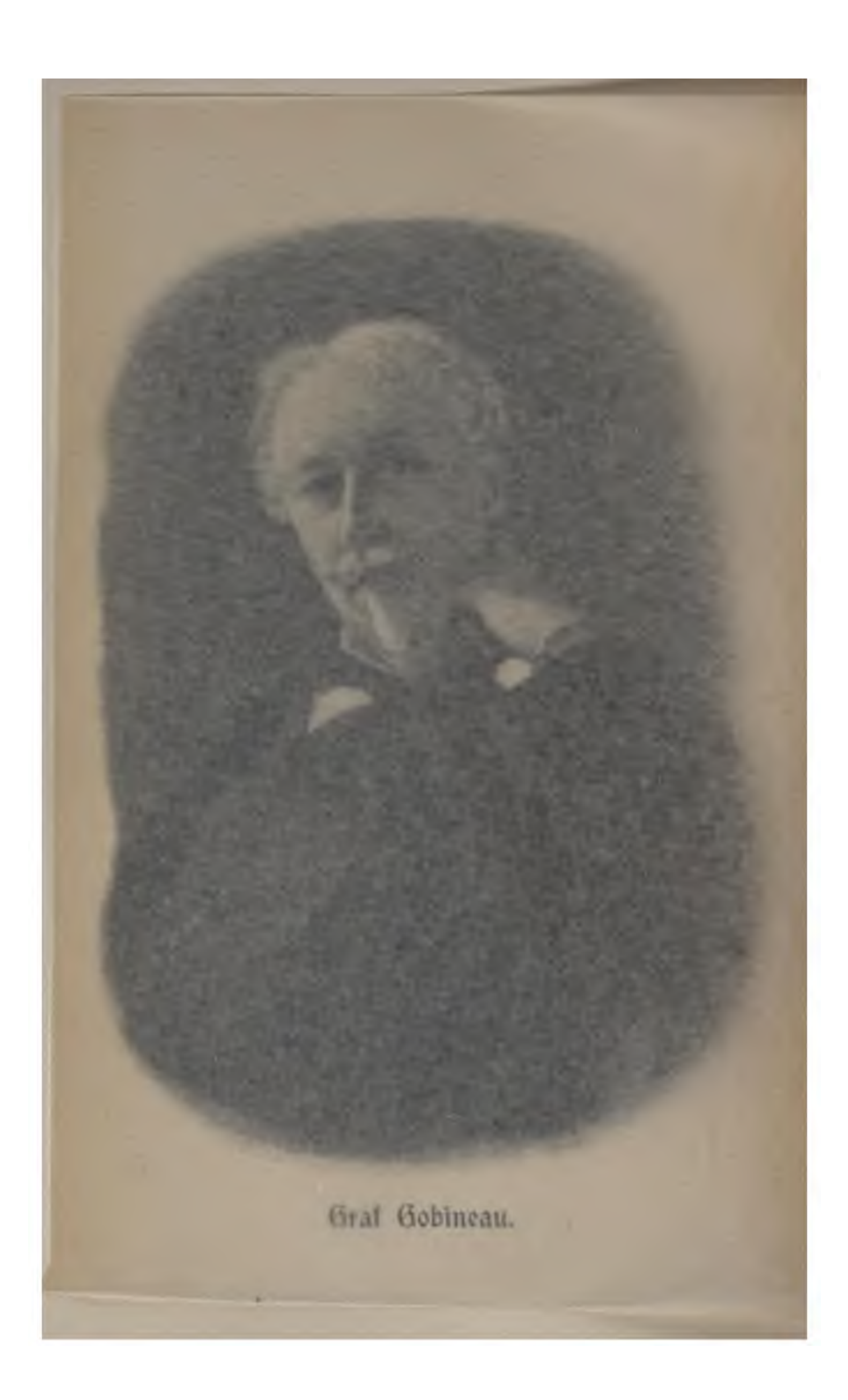
## Sein Leben und sein Werk

Von

Lic. Dr. Eugen Kretzer



Leipzig 1902
Hermann Seemann Nachfolger



Graf Gobineau.

# Joseph Arthur Graf von Gobineau

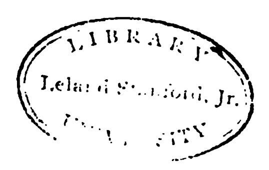
Sein Leben und sein Werk

Von

Lic. Dr. Eugen Kretzer



Leipzig 1902
Hermann Seemann Nachfolger





Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

Gobineau? — Wer ist das? — so fragte man vor wenigen Jahren noch, als die Kunde von der Bildung einer „Deutschen Gobineau-Vereinigung“ mit dem Ziele, den wissenschaftlichen und künstlerischen Werken des Grafen Gobineau die ihnen gebührende Verbreitung und Stellung zu erwirken, auftauchte. Gobineau? — Wer ist das? so fragt man heute schon nicht mehr, seit die großartigen Renaissance-Szenen in weiteren und weitesten Kreisen das Interesse für den Künstler erweckt haben, seit man die Bedeutung seines Problems, seiner Hypothese und der Tragweite seiner Hypothese in politischen Kreisen zu ahnen beginnt.

Gobineau? — Wer ist das?

Meine Antwort lautet: Gobineau ist heute der Mann der Zeit. Seine Zeit ist gekommen.

Gehörte sein Leben und Wirken, dessen Bedeutung man damals nicht annähernd zu schätzen wußte, der Vergangenheit an, so beginnt ihn die Gegenwart zu verstehen und seine Bedeutung für die Zukunft der Menschheit, unseres deutschen Volkes vor allem, zu erkennen.

Den Nachweis dieser Bedeutung Gobineaus und seines Werkes wollen die hier gebotenen Mitteilungen und Erwägungen erbringen.

Mögen andere fortfahren, die Größen und Götzen der Vergangenheit zu sezieren und zu adorieren: — wir haben Recht behalten, als wir vor fünfzig Jahren bei Wagner das Kunstwerk und die Musik der Zukunft ahnten, — wir haben Recht behalten, wir wenigen, die wir vor dreißig Jahren schon in Nietzsche einen der anziehendsten, geistvollsten und fesselndsten Denker des zur Neige gehenden neunzehnten Jahrhunderts erkannten, — wir werden auch mit Gobineau Recht behalten.

---

Für meine Darstellung des Lebens und des Lebenswerkes Gobineaus habe ich mich aus äußeren und inneren Gründen auf eine Kombination der spärlichen gedruckt vorliegenden Mitteilungen über das äußere Leben, auf die im Buchhandel gegenwärtig noch erreichbaren Druckschriften Gobineaus als Dokumente seines inneren Lebens zu beschränken. Den Besitz des gesamten handschriftlichen Materials, der Manuskripte und Briefe, der Kunstwerke u. s. w. hat die Erbin derselben der Deutschen Gobineau-Vereinigung übertragen. Dasselbe befindet sich somit gegenwärtig in den Händen des Vorsitzenden derselben, des Herrn Professor Dr. Ludwig Schemann in Freiburg i. B. — Schemann hat mit echter deutscher Treue, unter den schwierigsten Umständen, persönlich und sachlich oft in drückendster Weise gehemmt, aber dennoch unerschütterlich und unentwegt seinem Ziele nachgestrebt, dem deutschen Volk den Arierhelden Gobineau zu schenken: — eine Aufgabe, für welche ihn Richard Wagner einst gewann. Er hat sein erstes Ziel erreicht: Gobineaus Hauptwerk ist durch seine meisterhafte Verdeutschung — ein Nacherschaffen

vielmehr als eine Uebersetzung — der deutschen Litteratur eingefügt.

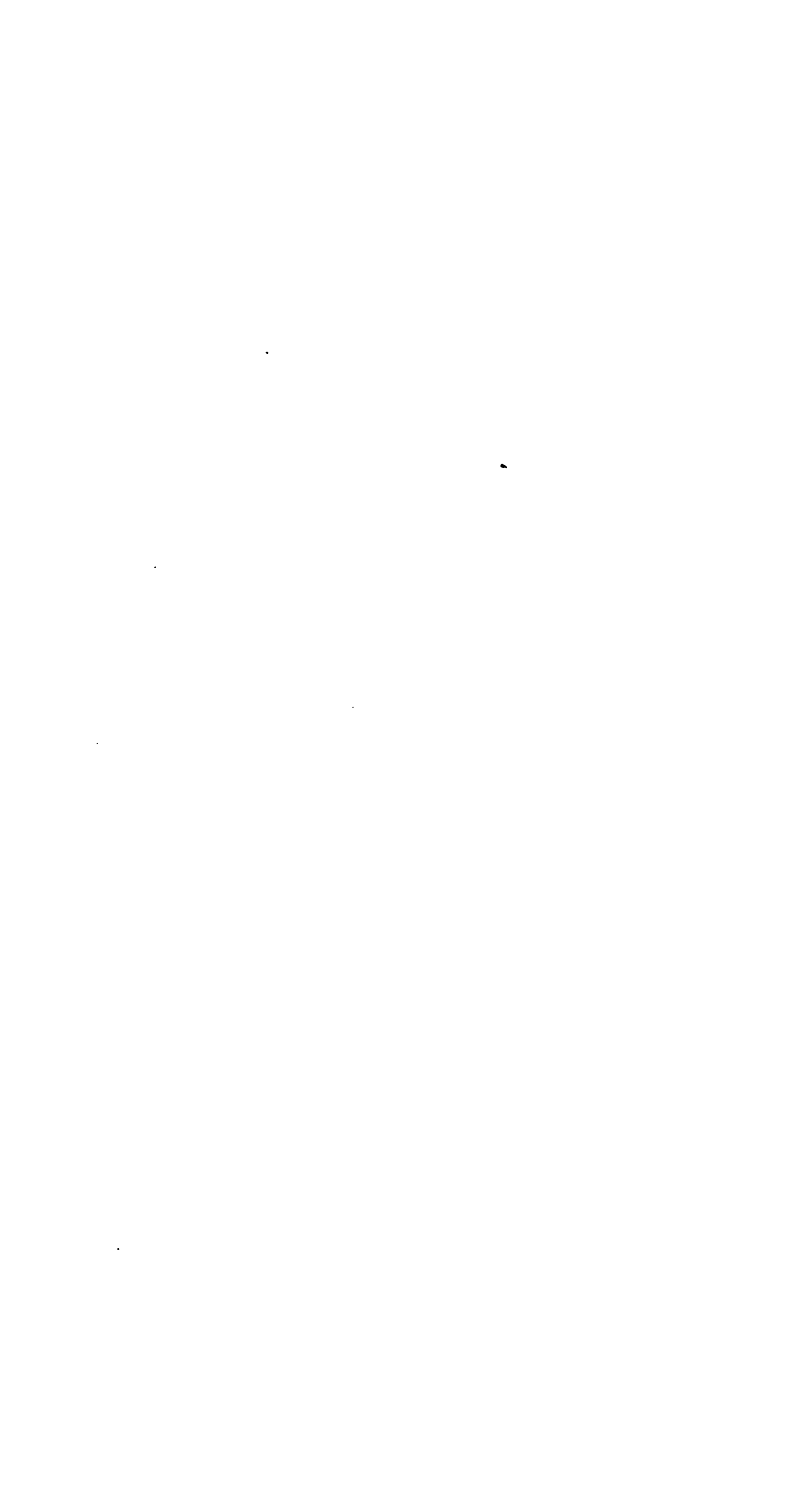
Wir haben ferner aus der Feder Schemanns, dem wir — auch ich — es nahezu ausschließlich verdanken, wenn Gobineau uns heute kein Fremder mehr ist, eine auf jene ihm ausschließlich zugänglichen Quellen gestützte umfassende wissenschaftliche Biographie Gobineaus in einigen Jahren zu erwarten. Die folgenden Blätter können demnach nur den Zweck und Anspruch haben, durch eine vorläufige Zusammenstellung dessen, was zur Zeit über den äußeren Lebensgang Gobineaus bekannt ist, über den Denker zu orientieren, um dann in das Problem desselben einzuführen, dessen Erörterung und Aufhellung die Grundlage von allem ist, was Gobineau geschaffen hat. Wenn ich dabei in Einzelheiten nicht immer mit Schemanns Auffassung übereinstimme, dem Künstler und Dichter vielleicht nicht auf der gleichen Höhe bewundernden Verständnisses gegenüberstehe, wie er, den Denker dagegen womöglich noch höher einschätze, indem ich von der materiellen Richtigkeit und von der Tragweite der Hypothese Gobineaus in weit höherem Grade, wie mir scheint, überzeugt bin, so liegt es selbstverständlich im Interesse der Sache, daß von möglichst verschiedenen Seiten her Auseinandersetzungen mit Gobineaus Lehre stattfinden, welche dazu beitragen, seine Bedeutung dem Verständnis unserer Zeit immer mehr zu erschließen.

---



# I.

# Das Leben Gobineaus.



Joseph Arthur Graf von Gobineau war der Letzte eines Geschlechtes, welches mit ihm ausstarb, dessen Ursprung aber nach seiner Ueberzeugung sehr hoch hinaufreicht: zu Odin selbst.

Odin, und kein Geringerer, ist nach der von Gobineau geschriebenen Geschichte seiner Familie der Stammvater der Ynglingas, — Odin, mag er nun ein Gott, ein Heros oder ein Volksstamm gewesen sein. Und aus dieser reinsten Rasse stammt Ottar Jarl, der Westfolding, der Sohn der Ynglingas, der Söhne Odins. Ottar Jarl aber, einer der normännischen Eroberer des neunten Jahrhunderts, ist der Vater des Stammes der Familie de Gournay, deren jüngeren Zweig Gobineaus Vorfahren nach seiner Darstellung bilden. Allerdings sind die mitunter gewagten Kombinationen, auf welche Gobineau seine Auffassung gründet, nicht unangefochten geblieben, und zwar von berufener Seite. Der Wunsch, germanische Herkunft nachzuweisen, soll der Vater des Gedankens gewesen sein. Wir folgen seinen Ausführungen hier trotzdem. Mag der Zusammenhang der Familie Gobineaus mit jenem historisch seinerseits durchaus beglaubigten Wiking ein Dichtertraum, nicht streng historisch beweisbare Wahrheit sein: — der Reiz dieses Traumes ist zu verlockend, ihn nicht mit dem Dichter zu träumen.

Ottar Jarl hat dem englischen König Alfred dem Großen von seiner fernen Heimat hoch im Norden erzählt. Dort hatte er ein Hofgut besessen, Handel getrieben, kühne Seefahrt geliebt, das Nordkap entdeckt. Allein Harald Schönhaar, mächtiger als die norwegischen Jarls, hatte das Land erobert, und Ottar, für welchen Freiheit und Unabhängigkeit das höchste Gut waren, verließ die Heimat und kam mit den Seinen auf Drachenschiffen nach der französischen Küste, zur Zeit, als der Vertrag mit Verdun die Scheidung des Frankenreiches und Deutschlands besiegelte. Er ließ sich an der Loiremündung nieder, durchstreifte plündernd die Landschaft, hielt sich vorübergehend in England auf, wo er, wie wir sahen, in Beziehung zu König Alfred trat, — dann erscheint er mit seinem Sohne Ragnwald wieder an der Seinemündung und setzt sich in der Landschaft Bray, in der Gegend von Rouen, fest, welche die neue Heimat des normännischen Geschlechtes wird. Ragnwald, der Sohn, verheert und plündert, treu den nordischen Göttern, die christlichen Klöster und Kirchen. Aber der heilige Benedikt erscheint ihm nach der Legende an der Stätte seines verheerten Heiligtums im Traum und trifft mit seinem Hirtenstab den Kopf des nordischen Helden mit so wuchtigen Schlägen, daß er nach Rouen entflieht und dort unter den furchtbarsten Qualen verscheidet, während ein entsetzlicher Sturm das Land durchtobt. Sein älterer Sohn Hugo wurde der Erbe des Besitzes und des Namens von Gournay; er nahm das Christentum an, ohne den altheidnischen Bräuchen völlig zu entsagen, und diente auch zwei weltlichen Herren, indem er für einen Teil seiner Besitzungen dem Könige von Frankreich, für den anderen dem Normannenherzog huldigte. Wilhelm dem Eroberer zur

Seite kämpfte er in der Schlacht bei Hastings und begründete so den Landbesitz einer englischen Linie des Geschlechts. Hugo II., sein Sohn, ist schon nahezu ein Heiliger: vertrauter Freund von Lanfranc und Anselm von Canterbury, der in einem seiner Briefe des Herrn Hugo von Gournay, seines teuersten Freundes, und der Seinen in der liebreichsten Weise gedenkt: — in höherem Lebensalter Genosse der Abtei von Bec, dann Eremit, dann Prior des Klosters, wohin der Abt ihn beruft. Die folgenden Glieder der älteren Linie dehnen die Besitzungen der Familie weiter und weiter aus, beteiligen sich an den Kreuzzügen, werden von den Trouvères besungen — zuletzt aber wird Hugo IV. von Philipp August besiegt, der seine Besitzungen der französischen Krone gewinnt. Mit seinen Söhnen ist jene ältere Linie der Nachkommen Ottar Jarls erloschen.

Von einer jüngeren Linie dieser erlauchten Ahnenreihe leitet Gobineau den Ursprung seiner Familie ab. Diese Linie stammt von Renaud, einem Bruder jenes Hugo IV., ab. Jean de Gournay, welcher um 1350 lebte und die alte Vorliebe der Familie für Ritterromane teilte, nahm den Namen Gauvain — Gawein — an; sein Sohn Pierre nannte sich Perceval. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde der Vorname Gauvain in der Diminutivform Gauvenet, Gobinet, Gobinot, Gobineau u. s. w. — gleich klingend, wenn schon verschieden geschrieben — in der Familie mehr und mehr bevorzugt. Das war so die Weise der Zeit; jeder nahm einen möglichst heroischen Beinamen an. Solche Gobinot de Gournay sind im fünfzehnten Jahrhundert nachweisbar.

Gleichzeitig taucht in Bordeaux der Name Gobenho, Gauvigneau auf, und Graf Gobineau glaubt sich auf

Grund von Erwägungen, worunter die heraldischen Gründe mir noch die besten scheinen, berechtigt, diese Gobineau in Bordeaux, die historisch beglaubigten Vorfahren seiner eigenen Familie, als Nachkommen jener Gobinot de Gournay anzusehen.

Die Familie Gobineau in Bordeaux besaß in der Umgegend, im Marktflecken Izon, ein stattliches altes Stammhaus; in der Kirche Saint-Martin daselbst hatten sieben Generationen derselben ihre letzte Ruhestätte gefunden, bis sie der Kardinal-Erzbischof von Bordeaux, wie Gobineau einmal bitter bemerkt, derselben beraubte. Kriegsleute, Rechtsgelehrte, Kaufleute und wieder Soldaten, auch einen Künstler — orfèvre — finden wir in ihren Reihen. Der Titel eines Syndikus von Izon, welches Amt in der Familie erblich wurde, galt dem Grafentitel für äquivalent.

Wir verfolgen die weiteren Geschicke der Familie, deren Schilderung Gobineau zu einer reizvollen promenade à travers l'histoire de France zu gestalten versteht, hier nicht. Der eine der Vorfahren beteiligt sich eifrig an der „Bartholomäusnacht von Bordeaux", der andere — der erste Joseph in der Familie — wird zu qualvollem Tode verurteilt, weil er „boshafter und leichtsinniger Weise gottlose Lieder gegen die Ehre Gottes und der Heiligen im Paradiese gesungen" hatte. Das Urteil wurde glücklicherweise nachher in eine Geldstrafe verwandelt. Ein Dritter vermählt sich mit einer Großnichte von Melac, über welchen wir interessante Mitteilungen aus der Familientradition erhalten, ein Vierter gar wird Jakobiner und endet als Dorfschulmeister. Aber der Linie der Familie, welcher unser Gobineau entstammt, hat der freilich nicht angehört.

Der Großvater des Grafen Joseph Arthur, Thibaut-Joseph, hatte, wie vor ihm schon sein Vater, dem militärischen Beruf der Vorfahren entsagt, dessen höhere Grade nur noch den Höflingen zugänglich waren, und sich der Beamtenlaufbahn zugewandt. Er war Rat am Parlament zu Bordeaux. Bei der Auflösung desselben (1771) zeichnete er sich durch mannhafte Festigkeit aus. Später vermählte er sich mit der Tochter eines reichen Generalpächters, Victoire de la Haye, und siedelte nach Paris über. Als Feind jeder radikalen oder überstürzten Umgestaltung tadelte er die Einberufung der Reichsstände, die er für gefährlich erklärte, und schloß sich einem monarchischen Klub der „Freunde des Friedens und des Vaterlandes“ an. So mußte er beim Ausbruch der Revolution nach Spanien fliehen, wohin ihn sein älterer Sohn, der als eifriger Jäger und vertrauter Freund aller Schmuggler in den Pyrenäen Weg und Steg kannte, auf geheimen Pfaden geleitete. Als er in Sicherheit war, kam es ihm zum Bewußtsein, daß er sich selbst und seinen Grundsätzen mit dieser Flucht eigentlich untreu geworden sei. Und so kehrte er, gerade beim Beginn der Schreckensherrschaft, nach dem alten Familiengute in Izon bei Bordeaux zurück. Einigemal sollte er dort verhaftet werden: schließlich ließ man ihn in Ruhe. Das Direktorium und das Konsulat wollten ihn für den Staatsdienst wieder gewinnen, — er lehnte ab.

Jener ältere Sohn, Thibaut-Joseph, kam, um die kritische Lage des Vaters nicht noch zu verschlimmern, der Aushebung zuvor und trat in die Armee ein, kämpfte in Spanien und gegen die Engländer, lehnte aber ab, als ihm unter dem ersten Kaiserreich ein höheres militärisches Kommando angeboten wurde. Zu Talleyrand stand er

während der Restauration in freundschaftlichen Beziehungen; er brach dieselben ab, als Talleyrand das Ergebnis der Julirevolution acceptierte.

Der jüngere Sohn, Louis, verließ Frankreich während der hundert Tage und wurde in Gent Ordonnanzoffizier des Grafen von Artois, des späteren Königs Karl X., in dessen Garde er nachmals als Kapitän stand. Seine Gemahlin Anna Louise Magdelaine de Gercy schenkte ihm zwei Töchter, Alix, die in zartem Alter starb, Maria Caroline Hippolyte, welche später Benediktinerin in der Abtei Solesmes wurde, und einen Sohn.

Dieser Sohn ist Joseph Arthur Graf von Gobineau.

---

Am 8. Juli 1815 war König Ludwig XVIII. zum zweitenmale in Paris wieder eingezogen; am 16. Juli 1816 wurde zu Ville d'Avray bei Paris der einzige Sohn des Adjutanten seines Bruders, des Grafen von Artois, Graf Joseph Arthur von Gobineau geboren.

Seine ersten Lebensjahre verbrachte er in Paris und in der Umgebung der Stadt. In der Familie herrschte streng religiöse und royalistische Gesinnung. Der Vater glaubte, wie Gobineau einmal im vertrauten Kreise äußerte, an Voltaire als Teufel, an Karl X. als Heiligen, beides mit gleicher Bewunderung. Früh regte sich der lebhafte Geist des Knaben, dessen zarte Gesundheit ein Gegenstand beständiger Sorgen war. Besonders war es die Zauberwelt der „Tausend und einen Nacht“, welche den phantasievollen Knaben gefangen nahm: sein Lieblingsspiel war es, die Szenen derselben dramatisch darzustellen. Sein

Lehrer, ein Schüler der Universität Jena, machte ihn andererseits in sehr jugendlichem Alter mit dem Gebrauch der schwierigen deutschen Sprache vertraut und unterwies ihn nach deutscher Lehrmethode.

In seinem zwölften Lebensjahre wurde Gobineau zur weiteren Erziehung in die Schweiz geschickt und empfing dort, hauptsächlich in Biel, die Grundlagen höherer geistiger Bildung. Die kleine Stadt, der See, die St. Petersinsel darin, einst Rousseaus Asyl, sind ihm in freundlicher Erinnerung geblieben. Der Pfahlbauten der Schweizer Seen gedenkt er mehrfach in seinem Hauptwerk. Vielleicht war es hier, vielleicht auch schon früher, daß ihn ein Lehrer, den er haßte, vorzüglich auf das lateinische Altertum hinwies. Ihm zum Aerger, und zugleich, um den Seinigen zu beweisen, daß nicht Trägheit ihn hierbei bestimmte, wendete er sein Interesse den orientalischen Studien zu: — so erzählte Gobineau selbst in seinen letzten Lebensjahren. Alles war bei mir persönlich, fügte er bezeichnender Weise hinzu. Im Alter von vierzehn Jahren machte Gobineau mit seiner Mutter eine Reise nach Deutschland. Ein mehrmonatlicher Aufenthalt auf einem aus dem Mittelalter stammenden Schlosse im Großherzogtum Baden und die Eindrücke jener in völliger Freiheit und Ungebundenheit verlebten Zeit stellten ihm die Gegensätze und Probleme zuerst in völliger Klarheit vor sein geistiges Auge, welche ihn sein Leben lang beschäftigen sollten. So wirkten in frühester Jugend in charakteristischer Weise vier Elemente auf seine Entwickelung ein: — deutscher Geist, der Orient, Royalismus, Religion.

Das Jahr 1830 machte den schweizerischen Lehrjahren des Sohnes und der militärischen Laufbahn des Vaters

ein Ende. Den Dienst des Bürgerkönigs verschmähend, zog sich der letztere grollend nach der Bretagne zurück und berief auch den Sohn dorthin. Dem Vater zu Liebe bereitete sich Gobineau für die Aufnahmeprüfung in der Schule von Saint-Cyr vor. Aber die mathematischen Studien sagten ihm sehr wenig zu; das Interesse für den Orient, die persische Sprache, das Sanskrit war weit größer. Zudem war der gesamte geistige Horizont jenes Lebens in der Provinz so beschränkt, daß der junge Feuergeist schließlich die Erlaubnis des Vaters dazu erlangte, auf die militärische Karriere ganz zu verzichten und sich der Wissenschaft zu widmen. Das war im Jahre 1833. Nun siedelte Gobineau nach Paris über, wo jener ältere Bruder seines Vaters, Thibaut-Joseph, lebte. Der Empfang, welchen er dort fand, war nicht sehr ermutigend. Der Oheim, welcher mit leidenschaftlicher Spannung die politischen Ereignisse verfolgte, für Karl X. auch nach seiner Verbannung konspirierte und beständig in Zeitungen vergraben dasaß, sprach kein Wort mit seinem jungen Gaste und ließ denselben durch einen Kammerdiener bewirten. Schließlich trat der neunzehnjährige Neffe nach drei Wochen völliger Verlassenheit eines Tages zu ihm und erklärte ihm, er würde sich in der Wohnung des Oheims erschießen, wenn dessen Verhalten so fortdauere. Das half. Der Oheim sah ihn verwundert an, erkannte aber den energischen Eindringling seitdem als vollberechtigten Anwärter auf seine Fürsorge an und setzte ihn später zum Erben seines gesamten Vermögens ein.

Zunächst war und blieb Gobineaus äußere Lage noch eine schwierige. Er war ohne Vermögen; auf den wunderlichen und eigensinnigen Oheim war nicht immer zu rechnen. Eine regelmäßige Karriere im Staatsdienst war aus mehr-

fachen Gründen ausgeschlossen. Sein Bildungsgang war nicht nach der Schablone der Staatsexamina geregelt, er besaß keinen einzigen der akademischen Grade, nicht einmal den alleruntersten. Andererseits hätten die legitimistischen Traditionen seiner Familie es auch nie und nimmer zugelassen, daß er dem Bürgerkönig Louis Philipp gedient hätte. So studierte er denn die Welt des Orients unter Benutzung der reichen Hilfsmittel, welche die französische Hauptstadt dem Orientalisten gerade seit geraumer Zeit schon zu bieten vermochte. Er war damals ein großer, bleicher, magerer junger Mann. Ernsthaft und naiv zugleich, scharfsinnig und einfach zugleich entfaltete er eine erstaunliche Energie in der Verfolgung der Ziele, welche seine hervorragende Intelligenz ihm gesteckt hatte. Zunächst waren dies, wie gesagt, die orientalischen Studien. Zehn bis fünfzehn Stunden arbeitete er Tag für Tag, indem er mit seinen Sprachstudien poetische Versuche verband, deren Thema fast ausschließlich der Orient war. Diese frühzeitige und intensive Beschäftigung mit dem Orient blieb dann nicht ohne dauernden Einfluß auf seine lebhafte und bilderreiche Sprache. Am liebsten improvisierte er im Kreise seiner Freunde die wunderbarsten Geschichten. Dann aber mußten — so kindlich heiter war seine ganze Art noch — diese seine Zuhörer in orientalischer Weise rings um ihn her lagern und die orientalischen Kostüme der Helden seiner Improvisationen tragen.

Aber dieses Interesse für den Orient hatte zugleich einen tieferen Hintergrund. Sein Geist war seit frühester Jugend für eine Frage interessiert, deren Lösung ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigte: mit der Frage nach dem Grund und Ursprung der Verschiedenartigkeit der

Menschen, welche zuerst seine Studien im tiefsten Grunde bestimmte, später der alles beherrschende Grundgedanke seiner eigenen wissenschaftlichen und litterarischen Thätigkeit geworden ist.

Während der Pariser Studienzeit — er verbrachte dort die Zeit vom neunzehnten bis zum dreiunddreißigsten Lebensjahre — ließ er diesen Zweck aller seiner Studien trotz aller Jugendstreiche und Jugendfreuden niemals aus dem Auge. Er sann beständig darüber nach, las alles, was sich darauf beziehen konnte, und häufte so die Fülle des Stoffes auf, den er später in seinem wissenschaftlichen Hauptwerke über diese Frage verwertete.

Es war das Paris auf der Höhe seines geistigen Lebens im vorigen Jahrhundert, in dessen Kreisen sich Gobineau in jenen für die Entwickelung jedes Menschen entscheidenden Jahren bewegte: — das Paris der Guizot, Chateaubriand, Lamartine, Lamennais, — der Béranger, Viktor Hugo, de Musset und George Sand, — der Heine, Chopin und Liszt, — der Berlioz, Auber und Meyerbeer, — der Delacroix, Ary Scheffer und Delaroche.

Im Journal des Débats veröffentlichte Arbeiten und kleinere poetische Versuche wandten die Aufmerksamkeit und das Interesse ihm sympathischer und für ihn einflußreicher Persönlichkeiten Gobineau zu. Er verkehrte in der Familie der beiden Maler Ary und Henri Scheffer und des Historikers Alexis de Tocqueville. Dieser hatte nach der Rückkehr von einer Reise nach Nordamerika Aufsehen erregende Schriften über dortige Zustände und Verhältnisse veröffentlicht, war seit 1841 Mitglied der französischen Akademie und seit 1839 der Deputiertenkammer, wo er auf Seiten der legitimistischen Opposition gegen Louis Philipps Re-

gierung stand, und wirkte nach der Februarrevolution in der Konstituante und Legislative. Als Oberhaupt der neugegründeten französischen Republik war am 10. Dezember 1848 der Kandidat der vereinigten Bonapartisten, Monarchisten, Klerikalen und Sozialisten Louis Napoleon zum Prinz-Präsidenten gewählt worden. Bald hatten die Monarchisten und Klerikalen die Mehrheit in der gesetzgebenden Versammlung. Am 2. Juni 1849 trat Alexis de Tocqueville als Minister des Auswärtigen in das Ministerium ein und ernannte sofort den Grafen von Gobineau zum Chef seines Kabinets. Die legitimistische Partei hatte den Befehl erlassen, dem Staate wieder zu dienen, und so stand auch von Seiten der Familie Gobineaus seinem Eintritt in die diplomatische Laufbahn nichts mehr im Wege.

Allein bald stellten sich Schwierigkeiten ein. Dieses Ministerium stand dem Prinz-Präsidenten, der auf den Staatsstreich zusteuerte, im Wege, und Tocqueville zog sich noch vor diesem Ereignis zurück. Gobineau folgte ihm nicht, — wie es scheint im Widerspruch mit den Befehlen seiner Partei, mit welcher er sich so entfremdete, um sich seitdem mit konsequenter Treue dem einmal erwählten Dienste der Regierung Napoleons III. zu widmen.

Der Nachfolger de Tocquevilles, der General de la Hitte, war ein ehemaliger Kamerad von Gobineaus Vater in der königlichen Garde. Er nahm sich des Sohnes an und ernannte ihn zum zweiten Sekretär der französischen Gesandtschaft in Bern. Das war zu Anfang des Jahres 1851, noch vor dem Staatsstreich. Das letztere Ereignis änderte in seiner Stellung nichts, — es veranlaßte auch ihn selbst nicht, diese Stellung aufzugeben. Er hatte eine freimütige Bewunderung für die Kraft und Energie, womit

die niedrigen und gewaltthätigen Massen der großen Städte gebändigt wurden.

Andererseits verschaffte ihm der diplomatische Dienst eine gesicherte äußere Lage und ließ ihm reichlich Muße für seine wissenschaftlichen Pläne. Und so hat Gobineau fast dreißig Jahre hindurch seinem Vaterlande in dieser Laufbahn gedient.

In Bern begann Gobineau die Aufzeichnung der Gedanken seines Hauptwerkes, des Versuchs über die Ungleichheit der Menschenrassen, dessen erste Hälfte 1853 erschien, nachdem er seinen Posten mit einer ähnlichen Stellung in Hannover vertauscht hatte. Infolgedessen ist das Werk, „die Frucht langwieriger, oft unterbrochener und immer wieder aufgenommener Betrachtungen und Lieblingsstudien", dem letzten König von Hannover, Georg V., gewidmet. Gobineau erwähnt in dieser Widmung erfreuliche persönliche Beziehungen zu dem Monarchen, mit welchem er sich in gemeinschaftlichem Interesse für die historischen Probleme verbunden wußte. Uebrigens erklärte ihm sein ihm befreundeter Chef, Drouyn de Lhuys, sofort nach dem Erscheinen des Werkes: Ein wissenschaftliches Werk von solcher Bedeutung wird Ihnen für Ihre Karriere nicht nützlich sein, es kann Ihnen im Gegenteil viele Feinde machen.

Von Hannover führte den geistvollen und gelehrten, aber mit den glänzendsten Eigenschaften auch für diesen Beruf ausgestatteten jungen Diplomaten seine Laufbahn nach Frankfurt a. M. zur französischen Gesandtschaft am deutschen Bundestag. Sein Werk hatte sofort in der Gelehrtenwelt Deutschlands Aufsehen erregt. Als Gobineau dem Präsidenten des Deutschen Bundestages, dem Grafen

Prokesch-Osten, dem letzten Schüler Metternichs, vorgestellt wurde, fragte ihn dieser wissenschaftlich in hohem Grade interessierte österreichische Diplomat sofort:

Ist dieser Herr von Gobineau, der über die Menschenrassen geschrieben hat, mit Ihnen verwandt?

Das bin ich selbst.

Wie? Sie? — Und noch so jung!

Seit dieser Zeit knüpfte sich zwischen beiden ein vertrautes Freundschaftsband, welches den Wechsel der Zeiten und Ereignisse bis zu Prokesch-Ostens Lebensende überdauerte. Ein Denkmal des lebhaften persönlichen und wissenschaftlichen Interesses, welches Gobineau und Graf Prokesch-Osten verband, ist in dem Briefwechsel derselben enthalten, welcher außergewöhnlich bedeutend sein soll, und dessen Veröffentlichung in Aussicht genommen ist.

Außer ihm weilte bekanntlich Bismarck im Jahre 1853 als preußischer Bundestagsgesandter gleichzeitig mit Gobineau in Frankfurt a. M. Es lag aus mehrfachen Gründen nahe, daß zwar Beziehungen, aber keine näheren oder gar später fortgesetzte Beziehungen zu ihm sich anknüpften.

Schopenhauers und Gobineaus Wege dürften sich schwerlich gekreuzt haben. Aber der „Frankfurter Weise", der damals im sechsundsechzigsten Lebensjahre stand, und dessen Scharfblick so leicht keine bedeutendere litterarische Erscheinung entging, hat Gobineaus Werk gekannt. In die zweite Auflage der Parerga und Paralipomena hat der Herausgeber, Julius Frauenstädt, als Erbe der wissenschaftlichen Manuskripte Schopenhauers dessen für diese zweite Auflage des 1850 zuerst erschienen Buches bestimmte

Zusätze aufgenommen. Und da lesen wir denn *) in dem Kapitel „Zur Ethik“:

„Gobineau (des races humaines) hat den Menschen l'animal méchant par excellence genannt, welches die Leute übel nahmen, weil sie sich getroffen fühlen: er hat aber Recht: denn der Mensch ist das einzige Tier, welches anderen Schmerz verursacht, ohne weiteren Zweck als eben diesen. — —“

Auch die Umgebungen von Frankfurt a. M. scheint Gobineau durchwandert zu haben. Er spricht einmal von der Bauart alter Häuser in den französischen Provinzialstädten und in Deutschland, welche aus sichtbarem Gebälk bestehen, dessen Zwischenräume mit Steinen oder Erde ausgefüllt sind. Diese seien Erzeugnisse der keltischen Bauweise. Im Anschluß daran heißt es dann weiter: „Die Beharrlichkeit der Geschmacksrichtungen ist bei den Rassen eine derartige, daß in der Umgegend von Frankfurt a. M., wo man viele nach keltischer Weise gebaute Häuser findet, die Muster, mit denen sie verziert sind, regelmäßig dieselben Spiralen wieder bringen, die wir auf den Denkmälern von Gavr-Innis gewahren.“ Diese Spiralverzierung haben nach Gobineau, beiläufig gesagt, die Kelten von den finnischen Urbewohnern Europas entlehnt.

Gegen Ende des Jahres 1854 verließ Gobineau Deutschland, um das Ziel seiner Sehnsucht seit frühester Jugend, den Orient, zu sehen. Er war zum ersten Sekretär der französischen Gesandtschaft in Persien ernannt und begab sich, von seiner Familie und europäischer Dienerschaft

*) A. Schopenhauer, sämtliche Werke VI. (Parerga und Paralipomena. Zweiter Band.) S. 229. Vgl. Gobineau, Essai sur l'inégalité des races humaines. 1884. II. p. 363.

begleitet, über Malta, Alexandrien und Kairo nach Suez. Von dort wurde die Reise auf einem Dampfer der Ostindischen Compagnie durch das rote Meer und den persischen Golf fortgesetzt; in Djeddah, Aden und Maskat nahm man kürzeren Aufenthalt. Die Landung an der persischen Küste erfolgte in Buschehr; dort bildete man eine Karawane — alle zu Pferde, Gobineaus Töchterchen in den Armen eines arabischen Dieners auf einem großen weißen Esel — und gelangte so allmählich unter mancherlei Mühsal und Beschwerden über Schiras, dessen Bewohner Gobineau an die Pariser Gamins erinnern, an den Ruinen von Persepolis vorüber, wo zweitägige Rast gemacht wurde, über Ispahan — schön wie ein Traum — nach Teheran. Dort war eine schöne Wohnung in einem alten Palaste für die Gesandtschaft bereit, welche Nasreddyn-Schah sofort in Audienz empfing. Später verlegte die Gesandtschaft ihren Aufenthalt nach dem gesünder gelegenen Rustamabad in der Nähe des Palastes, wo der Schah gewöhnlich residierte.

Die persische Sprache war Gobineau seit dem Beginn der Pariser Studienzeit vertraut. Nun benutzte er die reichliche freie Zeit, welche sein Amt ihm ließ, vor allem dazu, sich darin noch weiter zu vervollkommnen. Er war ihrer zuletzt in solchem Grade mächtig, daß er eine Abhandlung von Descartes für seine gelehrten persischen Freunde in deren Sprache übertrug. Täglich arbeitete er mit einem persischen Gelehrten zusammen, unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu den Weisen und Philosophen von Teheran, sammelte Münzen, Inschriften, unveröffentlichte Dokumente und entdeckte alte Manuskripte historischen und poetischen Inhaltes, welche er für später ausgeführte wissenschaftliche Arbeiten verwertete. Gleichzeitig beschäftigte er sich mit

der Entzifferung der Keilschrift, — eine Sisyphusarbeit, womit er sich Jahre lang quälte. So wurde der Aufenthalt an einem so entlegenen Posten, der einem andern beständige Klagen entlockt hätte, für Gobineau der Sporn zu intensivster wissenschaftlicher Arbeit und für seine Leser ein Quell neuer und überraschender Einblicke und Einsichten in das kulturelle und geistige Leben des Orients, den sie einem Augenzeugen verdanken, der mit offenen Sinnen und im Vollbesitz des Rüstzeuges europäischer Bildung jenes Leben mitgelebt hat.

Die kleine französische Kolonie in Persien wurde im Verlauf des dreijährigen Aufenthaltes daselbst von Krankheit und Tod schwer heimgesucht. Fieber und Cholera rafften ein Mitglied der Gesandtschaft und mehrere europäische Diener dahin; auch Gobineaus Töchterchen erkrankte schwer, wurde aber gerettet. So entschloß er sich, sich von seiner Familie zu trennen. Er brachte im Sommer 1856 seine Gemahlin und jene Tochter nach Batum am schwarzen Meer, wo sich dieselben nach Frankreich einschifften, während er selbst noch für achtzehn Monate auf seinen Posten nach Teheran zurückkehrte.

Zu Anfang des Jahres 1858 schied auch Gobineau von dort, gelangte nach einer mühsamen und gefahrvollen Reise in Eis und Schnee über den Ararat und Erzerum in Trapezunt an und kehrte von dort über Konstantinopel nach Frankreich zurück. Sein Oheim Thibaut-Joseph von Gobineau war 1855 gestorben und hatte ihn zu seinem Erben eingesetzt; sein Vater starb 1858. Gobineau erwarb nun das Schloß Trye in der Normandie und ein dazu gehöriges größeres Gut, welches einst im Besitz einer Linie des Geschlechts de Gournay gewesen war und im Lande Ottar

Jarls lag. Es sollte einst seine Heimat sein, wenn er sich in das Privatleben zurückziehen würde.

Im Jahre 1861 drohte ein Streit über die Fischerei an der Bank von Neufundland zwischen England und Frankreich auszubrechen, welcher damals großes Aufsehen erregte. Gobineau wurde mit den Verhandlungen beauftragt, die mit den Kommissarien der englischen Regierung zu führen waren, und löste die ihm gestellte Aufgabe mit bestem Erfolg. Der Weltbrand, welchen man damals, in der nervösen Zeit des zweiten Kaiserreichs, beständig fürchtete, wie ich mich noch sehr wohl erinnere, wurde noch einmal glücklich vermieden.

Gobineau hat seine Reise in einem frisch geschriebenen, damals viel gelesenen Buche beschrieben. Er hatte die Gelegenheit nicht ungern benutzt, auf einem französischen Kriegsschiffe — Le Gassendi — die Fahrt nach der neuen Welt zu unternehmen, deren Erinnerungen sich auch in einer seiner poetischen Schriften wiederspiegeln. Er schildert die Seefahrt — besonders schön, ja ergreifend das tägliche Gebet an Bord des Schiffes, — dann Land und Leute und die Eindrücke, welche er von ihnen empfängt; selbstverständlich orientiert er auch über die Streitigkeiten und ihre Beilegung, welche die Veranlassung der Expedition waren. Wir verweilen mit ihm auf der Insel Saint-Pierre, in den Städten Sydney und Halifax, in Neu-Schottland, in Saint-Georges, einem kleinen Arkadien, dem Schauplatz jener Streitigkeiten. Mit Interesse besuchte er Gegenden, wo er den Schauplatz von Longfellows Evangeline und von Cooperschen Romanen fand. — Nachdem man die Insel Neufundland in der Richtung von Westen nach Osten umschifft und an dem einzigen größeren Ort derselben, in

St. Johns, etwas längeren Aufenthalt genommen hatte, wurde die Heimreise angetreten. Die Expedition landete in Brest; sieben schöne Neufundländer Hunde brachte sie als Andenken mit.

Der Lohn für die erfolgreich durchgeführte diplomatische Aufgabe blieb nicht aus. Gegen Ende des Jahres 1861 kehrte Gobineau, nunmehr als bevollmächtigter Gesandter Frankreichs am persischen Hofe, nach Teheran zurück. Er hatte so viele Interessen, die ihn dort gefesselt hatten, so viele unvollendete anthropologische, linguistische, historische und politische Studien über den Orient, so viele persönliche Freunde und Bewunderer daselbst, daß er nur zu gern diesem Rufe Folge leistete. Zwei Jahre hindurch, von 1862 bis 1864 bekleidete Gobineau den ihm übertragenen Posten. Ein junger Landsmann, Herr von Rochechouart, war ihm als Attaché beigegeben, welcher Gobineaus gelehrte Interessen teilte, ihm persönlich aufrichtig ergeben war und sich später in einem Buche über China, wo er in der Folgezeit französischer Geschäftsträger war, in gewissem Sinne als Schüler Gobineaus und Anhänger seiner Ideen bewährte. Die Kühnheit und Lebhaftigkeit seines Geistes veranlaßten Gobineau, ihn für eine eigenartige Mission vorzuschlagen: — er sollte ihm behülflich sein, zwischen dem englischen und russischen Asien ein französischem Einfluß unterworfenes Gebiet zur Aufrechterhaltung des „asiatischen Gleichgewichts“ zu schaffen.

Damals war Rußland noch nicht im Besitz von Centralasien. Zwischen dieser aggressiven Macht und dem von den asiatischen Fürsten seit langer Zeit schon gefürchteten England lag noch ein französischem Einfluß offener und zugänglicher Landstrich. Das Prestige des zweiten Kaiser-

reiches war noch unangefochten. Gobineau besaß durch seine außergewöhnlichen persönlichen Beziehungen zu den berühmtesten asiatischen Weisen ein unbegrenztes Vertrauen in den maßgebenden Kreisen Centralasiens, welches ihm ermöglicht hätte, seinem Gehülfen, Herrn von Rochechouart, welcher seinerseits durchaus bereit für diese schwierige aber hochinteressante Sendung war, den Weg durch die Chanate Innerasiens zu bahnen und zu ebnen.

Allein dieses denkwürdige und großartige Projekt Gobineaus wurde von der Regierung Napoleons III. als „chimärisch" verworfen. Man zog die mexikanischen Lorbeeren vor. Auch scheint Gobineau niemals im Besitze des vollen Vertrauens seiner Regierung gewesen zu sein, wenn man die immerhin sekundäre Bedeutung der verschiedenen Schauplätze seines diplomatischen Wirkens erwägt. Er selbst war viel zu stolz, sich und seine Pläne durchzusetzen und aufzudrängen. Viel später freilich erhielt er zu seiner Genugthuung noch einen handgreiflichen Beweis für die Richtigkeit jenes Projektes und für die von ihm damals behauptete Möglichkeit, daß ein dritter europäischer Staat den Engländern in Asien — sogar in Indien selbst — rechtzeitig mit Erfolg hätte entgegen arbeiten können.

„In Stockholm — so berichtete Gobineau später gelegentlich — weihte mich der Zufall in eine Angelegenheit ein, von der ich nicht erwartet hätte, daß sie sich in Schweden enthüllen würde. Als Ihre Majestät die Königin Witwe Josephine ihre Schwester, die Kaiserin von Brasilien*),

*) Kaiserin Amalie von Brasilien, die Tochter des Prinzen Eugen, Herzogs von Leuchtenberg, mit dem Kaiser Pedro I. von Brasilien vermählt, lebte als Witwe in Lissabon.

beerbt hatte, erhielt sie um das Jahr 1876/77 aus Lissabon allerhand Schmuck, Stoffe und sonstige Gegenstände, deren Bestimmung man nicht recht erkennen konnte. Die Königin Josephine erwies mir die Ehre, mir ein Päckchen zuzusenden und meine Meinung darüber zu verlangen. Es enthielt eine flache Börse aus rotem mit Gold überstricktem Seidenstoffe, und als ich sie geöffnet hatte, indem ich die dicken Wachssiegel, welche sie schlossen, verschonte, fand ich eine ziemliche Anzahl von persisch geschriebenen Dokumenten. Das Bedeutendste darunter war ein Brief von dem ersten Minister des Schah von Delhi an den König von Portugal. Ferner fand ich ein Schreiben dieser selben Persönlichkeit an den Gouverneur der portugiesischen Niederlassungen in Goa, welches dahin zielte, von dem genannten Beamten die Uebermittelung sämtlicher bezeichneten Papiere nach Lissabon zu erwirken. Bei alledem handelte es sich um nichts Geringeres, als um den Gewinn der Zustimmung Seiner christlichen Majestät zu einer allgemeinen Empörung der Indier gegen die Engländer; man bat den König um seine persönliche Ansicht über dieses große Unternehmen, auch um Geld und Waffen, und der Großmogul von Indien verpflichtete sich zur Lieferung von Menschen und jedem der Sache nötigen materiellen Beitrage; hauptsächlich aber legte man darauf Nachdruck, daß eine möglichst rasche Antwort auf diese wichtigen Eröffnungen erwünscht sei. Dies war die erste Form des Planes, der ein Vierteljahrhundert später in der großen Insurrektion von 1855 zur Ausführung kam; damals aber zählte man das Jahr 1831, und der in Lissabon regierende König Dom Miguel von Braganza fand sich bereits von Dom Pedro I. angegriffen und hatte wenig Gedanken für eine Wiedererlangung von

Indien: — so wurden die Vorschläge des Großmoguls gar nicht bekannt, die Briefe nicht einmal eröffnet, die rotseidene goldgestickte Tasche blieb unberührt und geschlossen, sie ward in eine Ecke geworfen und trotz der inständigen Bitte um rasche Antwort gänzlich vergessen. Diesem Umstande verdankte ich es, um das Jahr 1876 in Stockholm Kenntnis davon zu erhalten und ein merkwürdiges Zeugnis mit Händen greifen zu können von der Art, wie die größesten Angelegenheiten behandelt und vertrödelt werden."

Im Jahre 1864 verließ Gobineau Teheran und kehrte über Rußland nach Europa zurück. Statt seine außergewöhnliche Kenntnis des Orients und der Orientalen in Konstantinopel zu verwerten, sandte man ihn nach Athen, wo er vier Jahre lang als französischer Gesandter wirkte. Klima und Oertlichkeit sagten dagegen Gobineau vorzüglich zu: — die Ebene von Attika, die Akropolis wurden ihm, wie er glaubte, geradezu notwendig für sein Dasein. Er beendete in Athen die begonnenen auf den Orient bezüglichen wissenschaftlichen Werke und wandte sich gleichzeitig der Kunst wieder zu, der er in früher Jugend schon gehuldigt hatte, indem er poetische Werke von hohem Reize schuf und ersann und sich mit lebhaftestem Interesse der Plastik zuwandte, deren Technik er sich anzueignen eifrig bemüht war.

Der schönen in Athen verbrachten Zeit — es waren zugleich die Jahre des schönsten rein menschlichen Glückes für Gobineau: eine Dichtung aus jener Zeit ist der jüngeren seiner beiden Töchter gewidmet — folgten schwere im fernen Westen, in Rio de Janeiro verlebte Jahre. 1868 wurde er als französischer Gesandter nach Brasilien berufen. Mit schwerem Herzen verließ er die Stadt der Akropolis und

das mit künstlerischer Leidenschaft geliebte klassische Attika mit seinen wundervollen Linien und Typen. Und seine trübe Ahnung täuschte ihn nicht. Das entnervende Klima Brasiliens schädigte seine Gesundheit und lähmte seine geistige Thätigkeit. Für die vielgepriesene Schönheit der Tropennatur blieb er unempfänglich, — er nannte jene Gegenden ohne Geschichte sehr bezeichnend des **paysages inédits**. Die buntfarbige Mischlingsbevölkerung war ihm vollends in tiefster Seele antipathisch. Geistiges Leben vermißte er dort vollständig. Die einzige Entschädigung, aber eine reiche Entschädigung, gewährte Gobineau die vertraute Freundschaft, welche ihn bald mit dem etwa ein Jahrzehnt jüngeren Kaiser von Brasilien, Dom Pedro II., verband. Der Kaiser kannte Gobineaus Werke bereits und freute sich, ihn persönlich kennen zu lernen. Er wurde nicht enttäuscht. Gobineaus brillante, geistfunkelnde Unterhaltung hatte ihm schon frühzeitig einen gewissen Ruf in der diplomatischen Welt verschafft — aber er verstand sich auch auf die für impulsive, geistvolle Menschen oft so schwere Kunst, zuzuhören. Die Sonntage hatten sich die beiden Freunde für das Beisammensein reserviert und beide gedachten dieser in der Erörterung der gemeinsamen wissenschaftlichen Interessen verlebten schönen Stunden nach der Trennung noch öfters mit Bedauern, als der eifrig gepflegte Briefwechsel in der Folgezeit einen weniger befriedigenden Ersatz zu bieten hatte. Auch dieser Briefwechsel ist erhalten und eröffnet nach dem Urteil solcher, die Einsicht davon zu nehmen in der Lage waren, die überraschendsten Einblicke in das Geistesleben des Kaisers. So oft später der Kaiser von Brasilien in Europa weilte — 1871, 1876 und 1877 — wurde ein Zusammentreffen mit Gobineau ermöglicht.

Auf die Dauer wurde der Aufenthalt in Rio de Janeiro für Gobineaus durch das Fieber untergrabene Gesundheit unmöglich. Zur wissenschaftlichen oder künstlerischen Thätigkeit kam es infolgedessen dort überhaupt nicht für ihn. So nahm denn Gobineau im Frühling 1870 einen Urlaub, den er auf seinem Schlosse Trye verleben wollte. Er kehrte nicht wieder nach Brasilien zurück, sondern wurde Maire von Trye und Mitglied des Generalrates des Departements der Oise für den Kanton Chaumont-en-Vexin.

Kurz nach seiner Heimkehr brach nämlich der deutsch-französische Krieg aus. „Das Singen der Marsaillaise," erzählt einer seiner französischen Freunde aus jener Zeit, „das Rufen **à Berlin!** widerstrebte seiner Natur. Den Namen Patriotismus gab er diesen krankhaften, bei den lateinischen Rassen nur zu allgemeinen Uebertreibungen nicht. Er sah darin traurige Symptome. — — Er war immer streng gewesen gegen die lateinische Rasse. Die so nahe Berührung mit ihrer phrasenhaften Charlatanerie ertrug er nur schwer. Er sah darin die Voraussagungen seines Buches sich erfüllen, aber weit entfernt davon, Gefallen an seiner Prophezeiung zu finden, erfüllte ihn die furchtbare Schnelligkeit des Verfalls mit Traurigkeit und Ekel."

Die ersten französischen Niederlagen betrübten ihn also, der trotz seiner Sympathie für die germanische Rasse, der er selbst zu entstammen überzeugt und stolz war, eifriger und warmherziger Patriot war, aber sie setzten ihn nicht in Erstaunen. Er hatte sich längst keinen Illusionen mehr darüber hingegeben, wohin insbesondere die abenteuerliche und inkonsequente Politik des zweiten Kaiserreiches, der er zuerst sympathisch gegenüber gestanden hatte, führen

mußte. Trotzdem versuchte er mit Festigkeit die Verteidigung seines Bezirks zu organisieren, und als das Departement von den Deutschen occupiert und zur Kriegskontribution in Anspruch genommen wurde, ermöglichte es ihm sein ruhiges, würdiges Auftreten und der Umstand, daß er die deutsche Sprache völlig beherrschte, von den Siegern Konzessionen zu erlangen, welche die Lasten seines Departements nicht unwesentlich erleichterten. Er erlebte denn auch die Freude, daß ihm nach dem Waffenstillstand die Stadt Beauvais öffentlichen Dank votierte. Freilich erklärte er auch selbst später gelegentlich, daß sein versöhnliches Verhalten, um zwischen Siegern und Besiegten zu vermitteln, damals inmitten eines patriotisch so erregten Volkes manchem unverständlich erschienen sein möge. Im allgemeinen waren die Eindrücke und Erfahrungen, welche ihm das Verhalten seiner Landsleute während dieser schweren Zeiten bereitete, die denkbar ungünstigsten. Er hat sich mit herber Bitterkeit darüber in Aufzeichnungen über die Kriegsereignisse ausgesprochen. Wenn ihn das Verhalten der Bevölkerung oftmals dazu brachte, die Züchtigung für nur zu sehr verdient zu halten und das geringe Vertrauen, welches er für die Zukunft seines Volkes noch gehegt hatte, völlig zu verlieren, so atmen jene Blätter dennoch andererseits immer wieder auch die glühendste Liebe für Frankreich, dessen alter Ruhm in seinem Herzen fortlebte.

Man wollte Gobineau in das Parlament wählen, man dachte später an eine Kandidatur für den Senat und für den Staatsrat. Er weigerte sich beharrlich. Dagegen nahm er damals eine letzte diplomatische Mission an, indem er, einem Rufe der Regierung von Thiers folgend, im Sommer

1872 als Gesandter der französischen Republik in Schweden accreditiert wurde. Fünf freundliche, friedliche Jahre hat Gobineau dann von 1872 bis 1877 in Stockholm verlebt. Er fand dort einen geistig angeregten Kreis, der seine Bedeutung verstand und ihm die herzlichste Aufnahme bot. Diese freundschaftlichen Beziehungen mußten ihn bis zu einem gewissen Grade für mancherlei Leiden und Entbehrungen entschädigen, womit seine erschütterte Gesundheit, die Trennung von seiner Familie und mancherlei anderer Kummer ihn belastete.

In jenen Kreis, der ihn durch sein sympathisches Verständnis aufs neue zu dichterischer Produktion anregte, und dem wir also die reifsten Früchte verdanken, welche Gobineau im Zaubergarten der Poesie gepflückt hat, führt uns die Widmung der in dieser Zeit entstandenen Dichtung La Renaissance:

An die Gräfin La Tour, geborene de Brimont.

Frau Gräfin!

Sie haben an der Abfassung dieses Buches sich gütigst mitgefreut. Die Renaissance schildern, hieß fast mit Sicherheit die Teilnahme eines Geistes erwecken, der wie der Ihrige von der Größe und Macht der Kunst durchdrungen ist. Und wollte ich auf der italienischen Gesandtschaft Gehör finden, so konnte ich nichts Besseres mir erwählen, als vom Ruhme Florenzens und Roms, Mailands und Venedigs zu künden. So erlauben Sie mir denn, Ihnen diese Blätter darzubringen, und ich thue es mit einer Dankbarkeit, die meiner tief ehrerbietigen Ergebenheit für Sie gleichkommt.

Stockholm, Januar 1876.

Graf Gobineau.

Das Haus der italienischen Gesandtschaft in Stockholm war der Mittelpunkt jenes Kreises, welcher dem Denker und Dichter so freundlich entgegen kam.

Wir besitzen aus dieser mit dem Aufenthalt in Stockholm beginnenden letzten Periode von Gobineaus Leben verschiedene ausführlichere Aufzeichnungen deutscher Freunde, die er sich während derselben gewann, und die uns zugleich das anziehende Bild der persönlichen Eigenart desselben näher zu bringen vermögen. Es möge mir deshalb gestattet sein, mich eng an diese Erinnerungen und Schilderungen anzuschließen.

In dem anregenden künstlerischen Verkehr mit der Gräfin de La Tour, einer hochbegabten Malerin, der wir — wenn eine naheliegende Konjektur zutrifft — auch das Original des diesem Buche beigegebenen, in Gobineaus achtundfünfzigstem Lebensjahre gemalten Bildnisses verdanken, erwachte auch Gobineaus Interesse für die Plastik aufs neue. Eine große Zahl plastischer Bildwerke entstand gleichzeitig mit den poetischen Arbeiten der Stockholmer Zeit.

Dazu fand Gobineau im Verkehr mit der Familie der Gräfin das Behagen einer Häuslichkeit, die ihm in der eigenen Familie verschlossen war. Getrennt von der Gattin und seinen beiden in fernen Ländern vermählten Töchtern, denen das in Liebe und Güte überströmende Herz des Vaters ganz zugehörte, entbehrte er schwer und schmerzlich das Glück der eigenen Häuslichkeit. Darum zog ihn das gastliche Haus der de La Tours so magnetisch an. Hier war jene glückliche Vereinigung von Familienleben und Kunst, deren er bedurfte.

Gobineau selbst bewohnte in Stockholm das zweite

Stockwerk des Hauses Nybrogatan 13 in der Nähe eines der größten Hafenplätze Stockholms, Nybrovyken. Die Gegend war durchaus kein eleganter Stadtteil, und die Wohnung selbst repräsentierte auch nicht gerade glänzend die große Nation, deren Vertreter sie beherbergte.

Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Persien, an sein Leben in Griechenland, verliehen seinem Heim dagegen einen eigenartigen Charakter. Auf sehr niederen Divans saßen Wirt und Gast. Die Nargileh stand auf der Erde, und während Gobineau bei der lebhaften Unterhaltung den Schlauch der Wasserpfeife hin und her bewegte, verlöschten die Holzkohlen auf der Flasche. Dann erschien Honoré Michon, der treue Diener seines Herrn, der ihm jahrelang durch alle Weltteile gefolgt war. Er war ein christlicher Syrier, der als Dragoman in den Dienst Gobineaus getreten war, als dieser nach Persien zog. Jetzt war Honoré Diener und Koch zugleich. Er bereitete das Pilaw, den Hammel am Spieß, den Kaffee mit orientalischer Meisterschaft und hielt Nargileh und Tschibuk in seltener Ordnung. Aber er stand dem Occident feindlich gegenüber. Sein Herr war das A und O seines Lebens, und um seinetwillen wäre er auch Nordpolfahrer geworden. Wenn der Graf verreiste, so hütete Honoré das Haus, kehrte die Stuben, fütterte die Tiere, unter denen zwei kleine grüne Papageien eine bevorzugte Stellung einnahmen, und versah das Amt einer Haushälterei mit fast weiblicher Sorgsamkeit.

Gobineaus elastische Natur ermöglichte es ihm, die verschiedenartigsten Dinge gleichzeitig zu betreiben. Auf seinem Schreibtische lagen damals zusammen die Anfänge der Familiengeschichte „Ottar Jarl“, des Romans „Die

Plejaden", der „Renaissance", der „Asiatischen Novellen" und der Dichtung „Amadis". In dem nebenan liegenden Atelier dagegen sah man eine seiner schönsten Büsten, die Walküre, eben vollendet.

Ueber die erste Begegnung mit Gobineau berichtet ein jüngerer deutscher Freund*) des Grafen, dem wir die obige Schilderung verdanken, in besonders anziehender Weise:

„Es war im Sommer des Jahres 1874, als ich dem Grafen Arthur Gobineau zum erstenmal begegnete. In dem Salon naher Verwandter, in Stockholm, fand dieses Begegnen statt.

Graf Gobineau vertrat zu jener Zeit die französische Republik als Gesandter an dem Hofe König Oskars. Er machte in dem ihm befreundeten Hause einen Vormittagsbesuch — eine „Visite" —, aber es fiel mir die große Unbefangenheit des Fremden auf, den der Zwang dieser modernen Verkehrsform in keiner Weise zu berühren schien. Ich hatte, in Unterhaltung mit einer anderen „Visite" begriffen, seinen Namen überhört. Eine oberflächliche Vorstellung hatte stattgefunden, und ich wußte nur, daß der lebhafte Mann ein Ausländer war, da er französisch in dem schwedischen Kreise sprach. Die allgemeine Unterhaltung hatte sich Italien zugewendet, und ich verglich einige Kunstwerke der hadrianischen Zeit mit der Epoche des Praxiteles — oberflächlich eine Bemerkung darüber hinwerfend. Zu meinem Erstaunen griff der Fremde meine Bemerkung lebhaft auf. Ich mußte motivieren, was ich behauptet hatte,

*) Fürst Philipp zu Eulenburg, welcher die Güte hatte, mir die Benutzung seiner Aufzeichnungen (Bayreuther Blätter 1886) ausdrücklich zu gestatten.

und es entspann sich ein Gespräch, in dem ich alle Geisteskräfte anspannen mußte, um meine Ansichten vertreten zu können. Der Fremde mit seinen spärlichen grauen Locken und dem französischen Bärtchen hatte eine hohe, bedeutende Stirn und in Geist und Güte strahlende Augen. Er sprach wie ein Fachmann über die plastische Kunst und doch trugen seine Worte nicht den Charakter der Gelehrsamkeit. Bisweilen schienen sie fast geistreich oberflächlich, ich möchte sagen spielend, und dann wieder erstaunte ich vor der Schärfe, der Tiefe seiner Bemerkungen. Der innige Ausdruck, den sein klares Auge dabei annahm, berührte mich ganz eigenartig sympathisch. Wer war der Mann, mit dem ich sprach? Ein Künstler? Ein Gelehrter? Ich wog es hin und her, ich kam nur zu dem einen positiven Resultat, daß er ein Mensch reich an Geist und Gemüt war, dem mein Herz warm entgegenschlug. — —

Es gewährt mir eine wehmütige Freude, mich dieses ersten Begegnens mit Gobineau zu erinnern. Wie selten ist es uns modernen Menschen gegeben, innerhalb der gesellschaftlichen Form unseres Lebens den in unserem Herzen erklingenden Ton unbefangen wiederklingen zu hören. Noch spüre ich den Nachklang der Freude über Gobineaus Wort, als er mir zum Abschied die Hand reichte: Sie bleiben eine Zeit lang hier? Das freut mich! Ich frühstücke um elf, esse um fünf Uhr — betrachten Sie mein Haus als das Ihre! — Hier meine Hand. Schlagen Sie ein! Und ich schlug freudig ein.

Dann ging er. Ich konnte kaum erwarten, nach dem Namen dieses liebenswürdigsten aller Männer zu fragen, der mit seinem Kopf voll grauer Locken mir jünger erschien, als ich mir selbst mit meinen fünfundzwanzig Jahren.

„Graf Gobineau, der französische Gesandte.“

Graf Gobineau? — ich hatte seinen Namen nie gehört! Das war nicht wunderbar, denn wie viele haben diesen Namen nicht gehört.“

Ein reger Verkehr der beiden wahlverwandten Naturen knüpfte sich an.

„Ich machte in jenen Tagen,“ lesen wir in jenen Aufzeichnungen weiter, „mit meinen Verwandten einen Ausflug nach Djursholm, einer jener Felseninseln in den Skären, deren bunter Granit, von dunklem Moos sammetartig überwachsen, aus den blauen Fluten aufsteigt. Die Trümmer einer Art cyklopischer Mauer ragten auf der Höhe, und alte Tannen und Föhren klammerten sich um das mächtige Gestein. Wie ein Jüngling hatte Gobineau die Höhe erklommen! Da standen wir zusammen und schauten hinaus auf die blaue weite Flut, aus der die Felseninseln allenthalben stiegen.

Dies war Ottar Jarls Burg, sagte Gobineau. Ich sah ihn fragend an.

Ja, gewiß, sagte er ernsthaft und voller Ueberzeugung, hier stamme ich her, ich fühle das!

Es lag in seiner Art so viel Ueberzeugung, daß ich bis auf den heutigen Tag die Erinnerung an ihn nicht von jenem Felseneiland zu trennen vermag. Er aber vor allem hielt an dieser Familien-Ueberlieferung fest, in der er seines Wesens Urgrund sah, die ihm eine Erklärung für seine Abneigung gegen alle modernen Verhältnisse gab. Auch eine Erklärung für seine Vaterlandslosigkeit. Durch diese Fiktion schuf er sich ein ideales Vaterland, während sie zugleich dem patriotischen Bedürfnis Rechnung trug, das einem Jeden innewohnt. — —

Ich habe die Stunden unseres Zusammenlebens in der nordischen Hauptstadt schmerzlich entbehrt, wenn mich mein Weg in späteren Jahren nach Stockholm führte. Ich habe Nybrogatan vermieden, weil es mir wehe that, den Freund zu missen. Wie vielen aber erging es so wie mir! Gobineau war nicht eine Persönlichkeit, an der ein denkender, fühlender Mensch unberührt vorüber zu gehen vermochte. Er gab mit vollen Händen aus dem Reichtum seiner Natur, jedem ein Wort zur Lehrung auf den Weg. Die Fähigkeit, sich der Gedankenweise eines anderen anzuschmiegen, die Interessen des anderen so sehr zu den eigenen zu machen, daß das Mitempfinden fast ein Miterleben ist, möchte ich eine Eigenschaft unselbständiger Naturen nennen, weil der energische, charaktervolle Mensch auch in der Beurteilung fremden Empfindens nicht aus seiner Subjektivität herauszutreten pflegt. Gobineau aber übte dieses Miterleben mit einer seltenen Innigkeit, ohne doch jemals seine charaktervolle Individualität zu verleugnen. Wie war er fähig, Schmerz zu begreifen, Leid zu verstehen, welche Milde atmete sein Wort, und mit welcher Weisheit sprach der schmerzerfahrene Mann! Nicht ohne Bewegung vermag ich jene Briefe zur Hand zu nehmen, die er in Zeiten des Leides und der Unruhe an mich richtete. Und doch gewährt es mir hohe Freude, von den Gedanken des Trostes, die sie enthalten, Trostesbedürftigen mitzuteilen, sie den Hauch der Liebe atmen zu lassen, der seine Freundesworte bewegte."

Wie nahe dieser deutsche Freund nicht nur persönlich, sondern auch im Verständnis der den Grafen Gobineau in tiefster Seele bewegenden Gedankenwelt stand, beweist eine Stelle jener Briefe, worin wir lesen: „Ich verhehle Ihnen nicht, daß das, was Sie mir über den Amadis sagen, mich

im innersten Herzen berührt. Sie haben Recht, die meisten der „Verstandesmenschen" verstehen wenig davon, und eigentlich sind es auch bis jetzt nur Vier, die mich im Amadis begreifen: Gräfin La Tour, Sie, Graf Prokesch und der Kaiser Dom Pedro."

Im Jahre 1873 hatte Gobineau Norwegen zuerst gesehen. Das Fest der Krönung des Königs Oskar II. wurde in Drontheim gefeiert, und der französische Gesandte lernte bei dieser Gelegenheit dort inmitten der großartig erhabenen nordischen Natur eine ziemlich rein arische Bevölkerung kennen: Eindrücke, die er sofort für die Ausgestaltung seiner Dichtung Amadis verwertete.

Der Herbst 1876 brachte ein Wiedersehen und längeres Beisammensein mit dem Kaiser von Brasilien. Der Kaiser besuchte Schweden; Gobineau reiste ihm nach Kopenhagen entgegen und begleitete ihn mit Einwilligung der französischen Regierung auf einer fünfmonatlichen Reise durch Rußland, die Türkei und Griechenland. Am 6. September 1876 verließ Gobineau Stockholm; in St. Petersburg, Nishni-Nowgorod, Moskau, Kiew, Livadia, Sebastopol, Konstantinopel und Athen wurde Aufenthalt genommen. Gobineaus Briefe von dieser Reise aus bezeugen das Glück, welches er, erfüllt von Frohsinn, Interesse und zärtlichster Anhänglichkeit an seinen hochgestellten Freund, damals genoß. Der Heimweg führte Gobineau über Rom, wo Richard Wagner sich von den Anstrengungen des Bayreuther Sommers zu erholen suchte. Wir lesen über dieses erste Zusammentreffen Gobineaus mit dem deutschen Meister, für welchen sein Interesse vielleicht durch jenen jungen deutschen Freund gewonnen sein mag, in einer aus dem Hause Wahnfried stammenden Skizze:

„Es war im Winter 1876, als Gobineau, damals noch französischer Gesandter in Schweden, durch Rom reisend, den von den Aufführungen in Bayreuth und ihrem Scheinglück ermatteten Meister besuchte. Er frug an, ob keine Aufträge an eine gemeinschaftliche Gönnerin in Berlin, die Hauptpatronin der Sache des Meisters, zu übernehmen wären. Wenn nun auch die damalige Stimmung Wagners kein näheres Eingehen auf die mit genialer Offenheit sich bekundende Persönlichkeit des Grafen gestattete, so war doch der Eindruck hiervon ein ausgeprägt günstiger."

Einen jähen Abbruch seiner diplomatischen Laufbahn brachte für Gobineau der Beginn des Jahres 1877, welches er in Paris antrat. Er schreibt von dort am 4. Januar 1877:

„Man hat mir den Abschied erteilt! — Sie wissen, daß mir dies eigentlich mehr lieb als unangenehm ist. Nur die materielle Seite der Sache peinigt mich; aber man wird darüber hinauskommen. — —"

Und am 14. Januar 1877:

„Sie können überzeugt sein, daß der Gedanke, alles Bisherige aufzugeben, mir nur angenehm ist; und weit davon entfernt, es zu vermissen, wünschte ich nur den definitiven Abschluß der Angelegenheit. Die unglaublichen Verhandlungen mit dem Ministerium reiben mich auf. Aber wüßten Sie, mit welcher Freude ich jenes Leben beginnen werde, wenn ich frei sein werde mit meinem Marmor und meinen Büchern, Sie würden mich wegen der augenblicklichen Unannehmlichkeiten nicht bedauern. Ein neues Leben beginnen — denken Sie doch!"

Mitte Januar 1877 kehrte Gobineau noch einmal nach Stockholm zurück, um bis zum März, wo sein Nachfolger

eintraf, die Geschäfte der französischen Gesandtschaft weiter zu führen. Er schreibt von dort:

„Hier meine Geschichte! Man wollte meinen Posten, wie man den Posten aller Gesandten haben wollte. Man hat mir deutlich zu verstehen gegeben, daß ich meinen Abschied einreichen müßte, wenn man ihn mir nicht geben solle. Im übrigen hat man mir alles aufgezählt, was den Uebergang versüßen würde, wenn ich freiwillig ginge. In dieser Weise — nicht ohne Zorn — eingefangen, gab ich nach. Dann aber ist man keiner der eingegangen Verpflichtungen nachgekommen, und um weiteren Auseinandersetzungen zu entgehen, hat man mir sagen lassen, daß, wenn ich nicht augenblicklich und direkt nach Stockholm zurückkehrte, ich die Reiseentschädigung verlieren würde — und ich bin nicht in der Lage, etwas missen zu können. Ich füge hinzu, daß in jenem Augenblick jeder Vorwand, mich schnell los zu werden, gut genug gewesen wäre, um in irgend einer Weise diesen Raub zu übertünchen. Glauben Sie, bitte, nicht in Ihrer Freundschaft, daß ich mich für beklagenswert halte. Ich gestehe, daß ich seit einem Monat in Zorn bin — das ist alles! Jetzt, wo der Zorn allmählich weicht, bin ich wie berauscht in der freudigen Aussicht auf Freiheit und die Arbeit, die ich vor Augen habe.“

Und bald darauf:

„Der Uebergang ist eine böse Sache, liebster Freund! Nachdem man mich, den Degen im Leibe, hieher nach Hause geschickt hat, giebt man mir keinen Bescheid von Paris. Ich gestehe, daß auf der Schwelle des Unbekannten ich gern eintreten möchte, und daß jeder Tag des Aufenthaltes mich reizt und irritiert. Vielleicht geht es noch so zwei Monate lang! Ich habe keine Lust mehr hier zu bleiben, wo ich

nichts mehr zu suchen habe — ich möchte anderswo sein, wo ich nicht weiß, was ich suchen werde! Ich möchte frei sein um des Gefühles willen, es zu sein — ich möchte auch nicht so frieren, als ich es jetzt thue, da es aufgehört hat, eine Notwendigkeit meines Lebens zu sein! — —"

Man fragt sich unwillkürlich nach dem Grunde eines so kränkenden Verhaltens der französischen Regierung einem Manne gegenüber, der dem Staate seit mehr als einem Vierteljahrhundert mit dem Einsatz seiner ungewöhnlichen geistigen Befähigung und mit dem Opfer seiner körperlichen Gesundheit gedient hatte.

Ist die Ursache in einer politischen Konstellation oder in persönlichen Verhältnissen zu suchen? Oder sollte gar Gobineaus Sympathie für germanische Art ihm verhängnisvoll geworden sein in einer Zeit, wo das Gestirn der Gambetta und Deroulède am hellsten leuchtete und die Skobelew und Boulanger am Horizont aufzutauchen begannen?

Ein vertrauter französischer Freund Gobineaus äußert sich über die Angelegenheit:

„Wir kennen die Gründe dieser Maßregel nicht, welche ihn in der ganzen Fülle seines Talentes traf. Unfähig sich zu beklagen, zu drängen, machte er keine einzige Bemerkung gegen diese Ungerechtigkeit, aber er bewahrte eine lebhafte schmerzliche Empfindung derselben. Denjenigen gegenüber, welche damals höchst mittelmäßig regierten und ohne Voraussicht und ohne Energie einen verfehlten Staatsstreich versuchten, beobachtete er eine verächtliche und stolze Haltung."

Schien Gobineau für Dinge, die da kommen sollten, aber nicht kamen, der Regierung Mac Mahons nicht zuver-

lässig genug? Oder war seine Entfernung im Gegenteil eine der Konzessionen an die republikanische Gegenpartei? Es könnte fast so scheinen, wenn man in einem anderen Stockholmer Briefe Gobineaus aus jener Zeit liest:

„Ein Telegramm des Herzogs von Décazes sagt mir, daß ich noch drei Wochen hier bleiben soll — aber daß mein Nachfolger bereits ernannt ist, sagt man mir nicht. Es ist ein Herr Marquis de Tamissier, der eigentlich Carrier heißt. Er ist der Enkel jenes Carrier aus Nantes, der 1793 die Noyaden in der Loire und andere Liebenswürdigkeiten erfand."

Oder haben endlich persönliche Gründe den Ausschlag gegeben? Auch diese Auffassung finden wir in dem Gobineau am nächsten stehenden Kreise auf anderer Seite vertreten.

Es ist möglich, meint man da, daß sowohl der Freimut, mit welchem er sich über das anmaßende Betragen etlicher seiner Landsleute in der Fremde gegen das Ministerium ausließ, wie seine Unerbittlichkeit gegen alles Zweideutige, gepaart mit der Freisinnigkeit in der Behandlung der kleinen Fragen, wie z. B. der Paßschwierigkeiten zur Zeit, als sie noch Gelegenheit zu Quälereien boten, — möglich, daß dieses und ähnliches bei den untergebenen Kollegen Aergernis erregte, und daß er infolge hiervon, in einem Zustande der Komplizität und der Kompromisse, unbequem und mißliebig erfunden werden mußte: sicher ist es, daß er nur Kränkungen und Zurücksetzungen zu erfahren hatte, bis endlich noch eine barsche, gänzlich unmotivierte Absetzung den Faden langer treuer Dienste abschnitt.

Einige Jahre später schrieb Gobineau — man möchte sagen mit prophetischem Hinweis auf Dinge, die er glück-

licherweise nicht mehr erlebte — in für seine Weltanschauung sehr bezeichnender Weise in einem Briefe an einen vertrauten Freund die bitteren Worte:

„Sie amüsieren mich mit Ihrer Bemerkung über mein Vaterland. Erklären Sie mir, bitte, den Sinn dieses Wortes, wenn es im Grunde nichts anderes bedeutet als Herrn Gambetta, Herrn Grevy, die Republik, die Orléanisten, die Imperialisten, die Demokraten überall und das ausschließliche Bestreben, Geld zu gewinnen. Nein, mein liebster Freund, ich bin von anderswher gekommen, ich denke, wie man anderswo dachte — —."

Als ihm einst erzählt wurde, daß man ihm in Frankreich nachsage, er schreibe nicht gut französisch, erwiderte er mit Humor: Ich schreibe es ja gar nicht; ihren heutigen Jargon — kenne ich nicht.

Im Frühjahr des Jahres 1877 weilte Gobineau, nachdem er Stockholm endlich verlassen hatte, noch einmal kurze Zeit in Paris zur Ordnung seiner Angelegenheiten, um dann für den Rest seines Lebens nach Italien überzusiedeln. Im Juli finden wir ihn in Mailand, wo er einen Bildhauer engagierte, der seine plastischen Arbeiten in Marmor ausführen sollte, und in Genua, um mit dem Herzog von Melzi die Ausführung eines Grabdenkmales für dessen verstorbene Gemahlin zu besprechen. Gobineaus Entwurf dazu wurde später der Preis zugesprochen — es hatte ein Preisausschreiben stattgefunden —, die Ausführung desselben aber wurde dann nachmals durch Intriguen der Zunft verhindert.

Zum dauernden Aufenthalte hatte Gobineau sich Rom ersehen. Der schwierigen finanziellen Lage gegenüber, in welche ihn die letzten Ereignisse vorübergehend versetzt

hatten, kam ihm nun der Umstand zu statten, daß seine Bedürfnisse so gering, sein Geschmack so einfach war. Er war zum Derwisch geschaffen, wie er selbst zu sagen pflegte.

So schreibt er denn von Rom aus im Spätherbst 1877:

„Ich schrieb Ihnen nicht eher, weil das neue Leben mich ganz erfaßt hatte! Ich mußte mich logieren und bin es genügend für meine Ansprüche — wie ein Student. Mehr bedarf ich nicht. Ich brauche ein Atelier und habe ein solches nicht weit von mir gefunden, was durchaus notwendig für meine Zwecke war. So habe ich denn vier Räume, davon zwei sehr große — und dazu Gyps genug!“

Er schreibt dann von seinen plastischen und poetischen Arbeiten, die ihn beschäftigen und fährt dann fort:

„Wenn Sie dem allen die Besuche und die Diners zurechnen, die ich so viel wie möglich vermeide, die ich aber nicht völlig vermeiden kann, wenn Sie dem zurechnen die Fülle von Menschen, das Gesellschaftsleben, die Korrespondenz (die auch ihre Zeit beansprucht) und das ungeheure Interesse schließlich dieses uralten, antiken Roms, dieses Rom des Mittelalters, des Papsttums, der modernen Zeit, die mich in allen Gestalten und in jeder Beziehung begeistert, — so werden Sie zugeben, daß ich weder müßig bin mit den Armen, noch mit den Beinen, noch mit dem Herzen! Ich glaube mich niemals, wie hier, in einem Kreise befunden zu haben, der mich annähernd so interessiert, so sehr mein Fall gewesen wäre.“

Die Familie de La Tour war gleichfalls inzwischen von Stockholm nach Rom übergesiedelt, und dieser Umstand mag nicht zum wenigsten für seine Entscheidung in Bezug auf die Wahl einer neuen Heimat ins Gewicht gefallen sein.

Ungefähr zur selben Zeit, wie Gobineau, hatte auch die

Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“, Fräulein Malwida von Meysenbug, die ewige Stadt zum Wohnort für ihren Lebensabend gewählt und in dem „römischen Idyll“, welches sie so anmutig geschildert hat, ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Auf Grund einer durch Friedrich Nietzsche einst vermittelten Beziehung hatte sie die große Freundlichkeit, mir zur Zeit, als sie den Nachtrag zu ihren Memoiren „Der Lebensabend einer Idealistin“ schrieb, über ihre Eindrücke von Gobineau in Rom in einem Briefe aus Ischia, 20. September 1898, zu berichten. Sie schreibt u. a.:

„Ich lernte ihn selbst und seine Werke — in Rom kennen und zwar bei der und durch die Fürstin Caroline Wittgenstein. Gobineau lebte damals in Rom und beschäftigte sich mit Skulptur, hatte ein großes Atelier — —. Ich sah ihn öfter auch im Hause Minghetti; er hatte viel Witz — — in französischer Art, war jedenfalls eine bemerkenswerte Persönlichkeit, und ich fing alsbald an, seine Werke zu lesen — —. Das Rassenbuch lieh mir die Fürstin, und ich studierte es mit dem größten Interesse, machte mir Auszüge daraus, hatte auch gegen manches Widerspruch zu erheben, kurz es beschäftigte mich längere Zeit, aber das Jahr anzugeben ist mir unmöglich; jedenfalls kann es erst nach 78 gewesen sein, wo ich mich erst fest in Rom einrichtete, da ich bestimmt weiß, es in meinem römischen Heim gelesen zu haben.“

Die persönliche Sympathie zwischen der demokratischen Idealistin und dem witzigen Aristokraten scheint begreiflicherweise nicht sehr groß gewesen zu sein. Sie hatte für Ideale gelebt, gekämpft und gelitten, die nach Gobineau ein Irrtum waren.

Es war recht schwer, wird uns von anderer Seite be-

richtet, die Persönlichkeit des Grafen Gobineau als Ganzes zu würdigen. Die einander entgegengesetzten Seiten seines Charakters brachten ihm enthusiastische Sympathien ein, zogen ihm aber auch Feindschaften zu. Sein hinreißendes Wesen, seine Liebenswürdigkeit, sein lebhafter, frohsinniger, origineller Geist überraschten von vorn herein und hatten ihm in der Gesellschaft den zweifelhaften Ruf eines charmanten Mannes zugezogen, welcher ernstere Verdienste auszuschließen scheint. Aber wenn seine geistsprühenden, oft ironischen und absichtlich paradoxen Einfälle den einen gefielen, so stießen sie die anderen ab. Darauf achtete er nicht, und als man ihn eines Tages fragte, warum er so viel Geist vor ihm feindlich gesinnten und stumpfsinnigen Leuten verschwendet hätte, antwortete er lachend:

Sie langweilten mich, und da habe ich mir für mich selbst ein Feuerwerk angezündet, um mich zu zerstreuen.

Diese Nuance von Verachtung, die man mitunter aus einer ausgesuchten Höflichkeit heraus hörte, verzieh man nicht so leicht. Es ist überhaupt ziemlich häufig, daß man das nicht liebt, was man gar nicht versteht. Ein eleganter junger Diplomat sagte in einem Salon zu Rom einst mit kostbarer Naivetät: Die Unterhaltung des Grafen Gobineau ist wirklich ermüdend: sie nötigt einen zu sehr zum Denken.

Und wieder von anderer Seite hören wir:

Der Witz, der ihm, wie vielleicht keinem zweiten seiner Landsleute, zu Gebote stand, verhalf ihm und anderen über die Erbärmlichkeiten hinweg, denen er infolge seines großherzigen Leichtsinns in praktischen Dingen zum Opfer fiel; es war eine der Aeußerungen des Stolzes, der ihn auch die ärgsten Prüfungen als Meister bestehen ließ. Eine andere Kundgebung dieses Stolzes war die Anspruchslosigkeit und

Unbefangenheit, welche er so weit trieb, daß langjährige und gebildete Freunde von ihm selbst nicht eine geringfügige Kenntnis seiner Schriften hatten und ihn ungefähr als anregenden und gesprächigen Edelmann auffaßten, der etliche mißglückte Bücher geschrieben und vielleicht noch schrieb. Als er einmal nach geraumer Zeit einem einstigen Kollegen, früherem Gesandten eines deutschen Kleinstaates, wieder begegnete, wurde dieser von der Frau des Hauses gefragt, ob er den Grafen kenne. Ach, der gute Gobineau! rief dieser gemütlich bejahend aus. So kennt man mich — flüsterte lächelnd der, in der That — doch anderswie „Gute" seiner Nachbarschaft zu, und einfach und herzlich drückte er dem Ahnungslosen die Hand.

Beißender, jedoch dem Betreffenden gleich unmerklich, war die Antwort, die er einem ehemaligen italienischen Minister und Philosophen gab, welcher, ohne Kenntnis wohl selbst nur der Titel der Gobineauschen Schriften, es sich aberwitzig herausnahm, bei einem halboffiziellen Mahle den Grafen also aufzuziehen: „Herr von Gobineau möchte uns in das Mittelalter zurückführen!" — „Oh, Sie nicht, Herr . . .; mich —, das ist etwas anderes, —" war die Abwehr.

Wie wenige der Rede mächtig, teilte er sich freigebig über die Dinge, die er gesehen, und die Ansichten, die er sich gebildet, mit; vielleicht hat mancher, der nicht erriet, über welche Schweigensgrüfte dieser Fluß sich anmutig ergoß, den Grafen gar für einen freundlich geschwätzigen Erzähler gehalten, — welches Mißverständnis derselbe gewiß heiter und unberührt dahin genommen hat. Allerdings steigerte sich dieses Unberührt-Bleiben infolge der mißgünstigen Erfahrungen der Art, daß so gut wie keine Freu-

digkeit ihm von außen mehr ankommen konnte, und daß er selbst die endlich eintreffende Nachricht von einer in Angriff genommenen zweiten Auflage seines Hauptwerkes mit Gleichgültigkeit empfing.

Im Jahre 1878 verbesserte sich die äußere Lage Gobineaus wesentlich dadurch, daß es ihm gelang, seine französische Besitzung, Schloß Trye, zu verkaufen.

Gobineau hatte zur Unterhaltung dieser Besitzung, wohin er sich einst zurückzuziehen gedacht hatte, aus der Ferne regelmäßig Zuschüsse gesandt. Allein diese waren anders verwendet worden, und als er heimkehrte, fand er dieselbe so verwahrlost, daß seine Mittel nicht annähernd ausgereicht hätten, das Unterlassene auszugleichen. So war der Besitz zur Sorge, zur Last, zur Quelle der bittersten Enttäuschung geworden, und als er mit großem Verlust verkauft war, erschien dies Ereignis dem Schwergeprüften — als ein Glück!

„Ich habe Trye verkauft — schreibt er am 24. August 1878 — und bin wie im Himmel! Das will sagen, daß meine Geschäfte sich ordnen werden. Mein vortrefflicher Honoré wird mir folgen, ich werde mir ein ordentliches Quartier nehmen, und dann bin ich frei wie der Vogel der Luft! — Dennoch kommt es mir mehr als jemals darauf an, meine Skulpturen zu verkaufen und zu verbreiten, aber der Ruhm allein kommt in Frage, und die materielle Notwendigkeit tritt in den Hintergrund — das ist eine große Sache!“

Den Sommer des Jahres 1879 verbrachte Gobineau ganz in Italien und unter dem entnervenden Einfluß des römischen Klimas, was für seine geschwächte Gesundheit von unheilvollem Einfluß war.

Eine zweite Begegnung mit Richard Wagner, im Jahre 1880 in Venedig, legte den Grund zu dem freundschaftlichen Verhältnis, welches die letzten Lebensjahre der beiden Männer bereicherte und verklärte. Es zeigte sich nun, wie sehr die Geisteswelt des einen dem andern die Ergänzung der eigenen Anschauungen zu bieten imstande war. In einem der ersten Gespräche fiel es Wagner auf, als Gobineau über Don Quixote urteilte: „Das ist eine schlechte That, die Cervantes da begangen." Gobineau gab auf erstauntes Fragen, ob er denn das Tragische des Werkes nicht empfände, zu, daß der Aufwand von Kraft und Ausdauer, welche der Großes wollende Rechtschaffene bedarf, um durch die ihm blöd entgegengestellten abgeschmackten Hindernisse sich durchzuarbeiten, oft eben so nichtigen Kämpfen gelte, wie gegen Windmühlen und Schafe, daß der Großes Wollende oder nur Suchende sich selbst mitunter als Gespenst und traurige Gestalt in dieser Welt vorkomme. Wagner faßte infolge dieser zweiten Begnung lebhaftes Interesse für die Persönlichkeit des Grafen, der seinerseits schon in einem Briefe von 1876, ehe er Wagner gesehen, gelegentlich geäußert hatte: „Darum liebe ich Wagner so innig, weil ich poetisch das empfinde, was er durch die Musik ausdrückt. Nicht mehr ein Thema zu haben, dem man eine allgemeine und beliebiger Anwendung fähige Melodie anhängt, — nein, Sinn und Form als Eins zu gestalten!" — Der Meister las nun auch Gobineaus Werke mit immer wachsendem Eifer: — wer Wagners Schriften genauer kennt, weiß, welches Interesse dieser für Gobineaus Probleme empfinden mußte. Daß er ihm, der „aus fernen Wanderungen durch die Gebiete der Völker müde und erkenntnisbelastet heimgekehrt war" — wie Wagner sich ein-

mal unübertrefflich schön ausgedrückt hat — auch persönlich näher treten durfte, ist eine besonders freundliche und für Gobineaus Lebenswerk entscheidende Fügung des Geschickes gewesen.

Im folgenden Jahre, 1881, war es, wo Wagner Schemann für die Sache Gobineaus gewann.

„Richard Wagner," berichtet dieser, „ist der Erste gewesen, der mir, und zwar im Ton überströmender Begeisterung, von Gobineau gesprochen hat. Er ahnte damals nicht, was mir dieser große Tote einst werden sollte; wenn ich aber heute auf jene Weihestunde zurückblicke, so vermag ich sie nicht anders zu deuten, als daß er mich zu dem einsam, fern allem Menschentreiben mit der Fahne seiner Wahrheit Zusammengebrochenen geführt und zu mir gesprochen habe: rette diesen! Sein Herzenswunsch, Gobineau, vor allem das Rassenbuch, verdeutscht und in unserem Lande eingebürgert zu sehen, ist mir mit ein Ansporn geworden, mich an dieses Werk zu wagen —".

Im Mai 1881 besuchte Graf Gobineau Richard Wagner in Bayreuth und begleitete ihn nach Berlin, wo damals Angelo Neumann den Ring des Nibelungen zur Aufführung brachte. Gobineau fand darin das Ideal aller seiner Gedanken über Rasse, Helden, Götter, Bestehen und Untergehen. Darauf verweilte er — wir besitzen, wie bereits erwähnt, einen Bericht aus dem Hause Wahnfried selbst, kurz nach Gobineaus Tode zu seinem Gedächtnis geschrieben, über Gobineaus Beziehungen zu Wagner, dem ich hier weiter folge*) — noch einige Zeit in Wahnfried, und die Gemüts- und Geistesgaben dieses unvergleichlichen

*) Bayreuther Blätter, 1882. S. 341 ff. — mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion derselben hier vielfach verwertet.

Mannes schienen in dieser Umfriedung neu sich zu beleben. Man glaubte sie in ihrer rechten Umrahmung und in dem Lichte, für welches sie bestimmt, zu erblicken. Unbeachtung des Eitlen, Wahrhaftigkeit aller Gefühle, zarte Sitte, Fähigkeit sich hinzugeben, Unmittelbarkeit der Rede, Kraft des Schweigens, schlichte Genügsamkeit, magische Gewalt des Wohlwollens, durchdringende Schärfe der Erkenntnis, gemächliche Munterkeit und gefühlvoller Ernst, — wie bethätigten sie sich um so freier und behaglicher, als Gast und Wirt nicht nur verschiedene Erfahrungen, folglich gar viele Lebensansichten gemein hatten, sondern manche gleiche Geistes- und Charakterrichtungen inne hielten, so die Verachtung der Tagespresse, der modernen Lyrik, der schwer wandelnden Götter und Halbgötter der „Wissenschaft".

Eines Tages erklärte Gobineau, gegen die niederländischen Maler, Rembrandt an der Spitze, sollten sich die italienischen Künstler samt und sonders — Michel Angelo allein ausgenommen — verstecken. Das klang damals paradoxer, als es heutzutage der Fall sein würde. Als man ihm dann allzugroße Parteilichkeit für alles Germanische vorwarf, trat er den Rückzug auf die Behauptung an, er habe ja die Menschen, nicht die Künstler gemeint. Geistvoller unterhaltende und humorbegabtere Menschen seien die Niederländer gewiß gewesen, solch ein italienischer Maler müsse sich zum Sterben langweilig ausgenommen haben.

Er gab auch den Bildwerken des Mittelalters, in jener späteren Zeit wenigstens, unbedingt den Vorzug vor den gepriesensten griechischen, z. B. den Pergamenischen Ausgrabungen, deren Ankunft in Berlin damals gerade das Tagesgespräch war und das lebhafteste Interesse erregte.

Die Erörterung religiöser Probleme beschäftigte zu jener Zeit, wo der Parsifal im Mittelpunkt der Interessen Wagners stand, den häuslichen Kreis des Meisters in hervorragendem Maße, wie u. a. Hans von Wolzogen in seinen „Erinnerungen an Richard Wagner" berichtet. Gobineau war in Ehrerbietung gegen die katholische Kirche, der er angehörte, aufgewachsen. Er schrieb ihr die lebendige Kraft des ordnenden Bestehens in einzigartiger Weise zu. Die gleiche Kraft galt ihm aber auch als vorzüglichste germanische Eigenschaft. So verweilte er denn mit Vorliebe bei dem schöpferischen Anteil der germanischen Völker an den civilisatorischen Bildungen des Katholizismus, verschloß sich aber mehr oder weniger dem Eindruck der historischen Konflikte zwischen dem Katholizismus und den Germanen, welcher dem Unbefangenen gerade aus Gobineaus präciser Charakteristik germanisch-arischer Eigenart sich mit unwiderleglicher Folgerichtigkeit ergiebt und verständlich wird: — eine Erkenntnis, welche freilich Gobineau selbst durchaus verborgen blieb. Die Ketzer kommen bei ihm, in seinem Haupt- und Jugendwerk vor allem, in einer seiner letzten Schriften — Ottar Jarl — nicht minder, schlecht genug weg. Im Hause Wahnfried ließ er sich und seine stets mit triftigen Argumenten und überlegenem Geiste vertretenen Ansichten über derartige Dinge ohne Unwillen angreifen, wenn das in würdiger Weise geschah, und räumte auch witzig und freimütig ein, was er nicht leugnen konnte. Wenn ihn dann Wagner zuletzt, ihm die kräftigende Einwirkung des „Einbeckers" auf den Reformator rühmend, zu einem Glase „Weihen-Stephan" einlud, erwiderte er wohl mit unvergleichlicher Anmut und Heiterkeit: **Wohlan, trinken wir das Bier des Dr. Martin Luther!**

Ein andermal lenkte sich das Gespräch auf die sozialen Fragen, welche im Beginn der achtziger Jahre die Gemüter weiterer und immer weiterer Kreise zu bewegen begannen. Wagner vertrat die Schopenhauersche Weltanschauung der Mitleidsmoral. Davon wollte Gobineau nichts wissen. In einer Welt des Elendes den Armen als solchen dem Reichen, den Einfältigen dem Weisen, den Krüppel dem Gesunden vorziehen, heißt, meinte er, einen Irrtum begehen. Eine vornehme Natur sei übrigens von selbst und ohne Gebot barmherzig, aufopferungsvoll und unachtsam der äußeren Bedingungen. Der christlichen Ergebung stellte er den heidnischen Stolz entgegen, dem sanft beredten Verzeihen das schweigsam trotzige Dahinnehmen und der begeisterten Entsagung das geringschätzige Verzichten. Von Gleichheit der Menschen aber mochte er unter keinerlei Form das Mindeste hören. Gar seltsam und rührend widersprach der Schroffheit dieser Ansichten die Weichheit seines Herzens. Nach der Besichtigung des Fest-Theaters bei Bayreuth heimkehrend, bemerkte er ein altes Weib, welches einen schweren Reiserbündel mühsam auf dem Rücken dahintrug. — „Das ist es — solche Dinge sehen zu müssen — was mich des Lebens überdrüssig macht," sagte er zu seinen Begleitern mit tiefster Wehmut. Kinder und Tiere waren denn auch dem Gütigen bezeichnender Weise gleichermaßen zugethan.

Richard Wagner veranlaßte damals Gobineau, ihm in einem Aufsatz „Ein Urteil über die jetzige Weltlage" abzugeben, welcher dann mit einer von Wagner geschriebenen „Einführung" in den Bayreuther Blättern veröffentlicht wurde.

Vor dem Scheiden beschenkte Wagner den neugewonnenen Freund mit einem Exemplar seiner gesammelten

Schriften und Dichtungen. Dasselbe hat sich in Gobineaus Nachlaß vorgefunden, es trägt das Datum des 3. Juni 1881 und die schöne, bezeichnende Widmung:

Das wäre ein Bund
Normann und Sachse:
Was da noch gesund,
Daß das blühe und wachse.

Gobineau hatte seit seiner Uebersiedelung nach Rom neben seinen Arbeiten im Bildhaueratelier, wofür ihm immer neue Ideen in unerschöpflicher Fülle zuströmten, seine schriftstellerische Thätigkeit mit jugendlichem Eifer wieder aufgenommen: — wissenschaftliche und poetische Werke, Orient und Occident fesselten ihn aufs neue an den Schreibtisch, sobald er sein Atelier verließ. Seit 1880 aber hatte ein Augenleiden ihn gezwungen, auf die Fortsetzung seiner orientalischen Studien — er arbeitete an einer Uebersetzung des Kusch-Nameh, eines alten persischen Gedichtes, dessen einziges Manuskript er besaß und dessen Wert er sehr hoch schätzte und dem des Schahnameh verglich — zu verzichten. So midmete er sich seitdem hauptsächlich der Vollendung seines Schwanengesanges, des Epos Amadis, welche er denn auch, allen Hindernissen mit einer Energie des Willens entgegentretend, die niemals der Ermüdung nachgab, nahezu erreicht hat. Er schrieb, wenn er einmal im Zuge war, etwa hundert Verse täglich nieder.

Der Winter von 1881 auf 1882 war besonders schwer für ihn zu ertragen. Sein Augenleiden verschlimmerte sich dermaßen, daß er selbst auf die Lektüre verzichten mußte. Dazu kam, daß die Bewegung der Glieder ihm schwer fiel, daß der Schlaf ihn floh, daß sein Gedächtnis schwand.

Im Frühling 1882 erschien Gobineau, wieder im Mai,

zum zweitenmale als Gast in Bayreuth. Er hoffte noch, der für den Spätsommer geplanten ersten Aufführung des Parsifal beiwohnen zu können. Als Wagner ihn begrüßte und seine Freude über sein besseres Aussehen aussprach, erwiderte er scherzend: „Wie achtzehn Jahr!“ Auch war er derselbe an Geist, Witz und Gemüt, nahm sogar teil an den abendlichen Vorlesungen im Familienkreise, aber die Ermattung war unverkennbar. Der Arzt verlangte denn auch baldigen Aufbruch nach Gastein, wo er die Kur gebrauchte und sich wohler fühlte. Immerhin war er noch sehr angegriffen, als er von dort in Begleitung eines eigens dafür aus Pisa herbeigeeilten Freundes die Reise nach der Auvergne antrat. Dort traf er auf dem der Gräfin de La Tour gehörigen Schlosse Chaméane noch einmal mit dem Kreise derjenigen seiner französischen Freunde zusammen, welche ihm am treuesten ergeben waren, seinem Geiste und Herzen am nächsten standen und während seiner letzten Lebensjahre für seine Gesundheit und um ein friedliches Ausklingen des tief und vielfach schmerzlich bewegten Lebens mit treuer Sorgfalt bemüht gewesen waren. Es ging ihm weniger und weniger gut dort; aber man hatte sich schließlich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es das zunehmende Alter sei, welches dies so mit sich bringe. Denn er ging seinen Arbeiten nach, er schrieb, er las, er machte seinen Spaziergang, sah seine Manuskripte durch, lachte zu den Späßen der Jugend, las Balzac und Walter Scott und sprach darüber. Ohne Zweifel fühlte er sich ermüdet, aber es war eine Freude, ihn zu pflegen, — und er war so gut, so dankbar dafür. Er hat von dort auch noch an Wagner geschrieben und Nachrichten über die Parsifal-Aufführungen erbeten, nachher in einem schon nicht mehr von seiner Hand

geschriebenen Briefe seinen Besuch in Venedig angekündigt, wo Wagner nachmals seinen letzten Winter verlebte.

Aber ein frühzeitig hereinbrechender Herbst mit eisigen Regengüssen vertrieb ihn von dem gastlichen Herd im heimatlichen Lande, wo er Tag für Tag vergebens nach einem wärmenden Sonnenstrahl ausspähte. So drängte er zum Aufbruch. Mit schwerem Herzen ließen ihn die Freunde ziehen. Man sagte sich wohl, daß er nicht mehr allein reisen dürfe, aber dieses Mal glaubte man noch alles so gut als möglich eingerichtet zu haben. Man wollte ihn eine Strecke begleiten, aber er wollte nichts davon wissen. So brachte man ihn nur zur Bahnstation, besorgte ihm seinen Platz und schied „auf Wiedersehen!"

In Lyon am Bahnhof wurde er erwartet, dann in Turin, wo er an ein Gasthaus, Hotel de Sigaria, empfohlen war. Er ruhte sich aus und speiste noch an der Table d'hote. Nach dem Essen fühlte er sich unwohl, aber er setzte es durch, daß man ihn dennoch in den Omnibus trug, um nach dem Bahnhof zu fahren, denn sein Freund erwartete ihn in Pisa. Aber der Stationschef wollte ihn nicht reisen lassen, und jetzt ließ er alles mit sich geschehen. Es war acht Uhr abends: Besinnung und Bewußtsein schwanden. Der Sekretär des Gasthauses hatte ihn nicht verlassen und führte ihn in das Hotel zurück. Man ließ einen Arzt kommen und eine gute und ruhige Krankenwärterin, aber alles war vergebens, es war ein tödlicher Schlaganfall gewesen. Zuerst sprach er viel, aber im Delirium, dann konnte er nicht mehr sprechen. Der Priester, der gerufen wurde, glaubt nicht, daß er bei der letzten heiligen Handlung die Besinnung gehabt habe. So blieben ihm die Schrecken der Einsamkeit erspart. Am Freitag den 13. Oktober um elfeinhalb Uhr

vormittags — genau vier Monate vor dem Tode Richard Wagners — that er den letzten Atemzug, ohne daß ein Freund ihm zur Seite gewesen wäre, um ihm die Hand zu drücken, um ihm die Augen zu schließen. Das Herz schlug nicht mehr, welches zeitlebens nur für das Edle, Schöne und Gute geschlagen hatte.

Da er an die Freunde in Schloß Chamêane und in Pisa geschrieben hatte, wußte man deren Adressen und gab telegraphisch Nachricht, aber es war zu spät. Als dieselben herbeieilten, hatte man ihn bereits aus dem Gasthofe fortgetragen.

In der Sonntagsfrühe des 27. November 1898 hat Ludwig Schemann im Namen der deutschen Gobineau-Vereinigung an der Grabstätte Gobineaus einen lorbeer- und blumenumwundenen Palmzweig niedergelegt, dessen Schleife in seiner und unserer deutschen Sprache eine Widmung trug, die ihm den Gruß in die Ewigkeit nachrief:

Au comte de Gobineau
au gentilhomme de vieille roche
au grand penseur et poëte
hommage de ses fidèles.

Turin, 27. Novembre 1898.

Dem Grafen Gobineau
Dem Edelmanne ächter Art
Dem großen Denker und Dichter
Zum Gruß von seinen Getreuen.

Turin, 27. November 1898.

---

Ich füge aus den Aufzeichnungen der vertrauten Freunde Gobineaus, womit dieselben zu verschiedenen Zeiten den weiteren Kreis seiner Schüler, Verehrer und

Gesinnungsgenossen beschenkt haben, noch einiges zur Charakteristik des edlen Menschen hinzu.

Gobineau war groß, schlank und sehr gut gebaut. Seine distinguierte Haltung, die Ungezwungenheit seiner Manieren, die aristokratische Feinheit seiner Hände fielen sofort auf, sie erinnerten an ein Porträt von van Dyck. Das Gesicht war länglich oval, die Gesichtsfarbe blaß, die Stirn hoch, die Züge regelmäßig; die Haare, welche früher licht kastanienbraun gewesen waren, schimmerten frühzeitig in warmem Silberglanz. Seine goldbraunen starkgeschlitzten Augen blickten gern ins Licht, und dieses Licht, welches er so sehr liebte, wovon er nie genug bekommen konnte, schien seine Physiognomie wiederzuspiegeln. Wenn er sich in sympathischer Umgebung befand, hatte seine Unterhaltung einen unvergleichlichen, einzigartigen Reiz. Eifrig und ehrfuchtsvoll den Frauen gegenüber, war er bei ihnen nicht ganz frei von einer gewissen Koketterie des Herzens und des Geistes. In der Gesellschaft der Männer dagegen ahnte man eine unmerkliche Nuance von Hochmut im Blick, im Sichaufrichten der Haltung. Er behandelte die Geschäfte und ernste Dinge mit eingehender Genauigkeit, aber er scheute auch ein leichtes Geplauder nicht, und sein Gedächtnis stellte ihm eine Menge amüsanter Geschichten zur Verfügung, die er in der kunstreichsten Weise wie auf Nadelspitzen balancieren ließ und auf die Pointe hin zuzuspitzen verstand.

Im Privatleben war die Leichtigkeit, womit man mit ihm verkehren konnte, der Gegenstand des Erstaunens seiner Freunde. Er hatte eigentlich gar keine festen Gewohnheiten, sondern nahm die Bedingungen des materiellen Lebens entgegen, fast ohne es zu bemerken. Da seine Phantasie und sein Denken fast immer unendliche

Räume durcheilte, so kann man sagen, daß er die Erde nur zu dem Zwecke berührte, um sich von da noch höher emporzuschwingen. Die menschenfeindliche Abneigung, wozu er sich für die Menschheit im ganzen bekannte, schwand, sobald es sich um die Einzelnen handelte. Dann hatte er eine weitgehende Nachsicht, und selbst die Tiere hatten ihren Anteil an seiner gütigen Natur. Wo er aber einen geistig ebenbürtigen Freund gefunden, erkannt und sich gewonnen hatte, da hat er aus dem vollen Reichtum seiner Güte geschenkt. Woran Gobineau schroff festhielt, war, daß in dieser erbärmlichsten Welt noch Menschen atmeten, die, wie er mit Vorliebe sagte, von den Göttern abstammten. Solche würde es wohl stets geben, wenn auch immer vereinzelter, vereinsamter und einflußloser. Er suchte diese aber durchaus nicht etwa in besonderen Ständen oder Klassen, die er alle für mehr oder weniger zernagt ansah, sondern überall wußte er die der Titel und Würden nicht bedürftigen Vornehmen zu finden, und diese eigenartige Auffassung des Geburtsadels benahm seinem aristokratischen Wesen jeden Dünkel, sowie seinem Sinne für wohlgegliederte Formen und Normen so völlig jede Beschränktheit, daß nach keiner Seite hin das Ausströmen seiner kindlich reinen Herzensgüte gehemmt war, wenn sich nur Empfangende dafür fanden.

In Bezug auf seine wissenschaftliche Thätigkeit ist Gobineau während seines Lebens im wesentlichen isoliert geblieben. Zwar erregte sein Hauptwerk, das Rassenbuch, bei seinem ersten Erscheinen das Aufsehen der Kritik, und es fehlte auch, wie Gobineau und andere überzeugt waren, nicht an Anleihen, welche bekanntere Autoren bei ihm machten. Aber dann wurde es vergessen. Die gelehrten Korporationen hatten kein Interesse, sich mit Büchern eines

Autors weiter zu beschäftigen, der nicht zu ihrem Kreise gehörte. Der Graf Gobineau war überdies auch fast beständig in der Fremde, und man sah in ihm den Diplomaten, und nur den Diplomaten. Eines seiner späteren Werke wurde auf Kosten des französischen Staates gedruckt, ein anderes ist von der Pariser Akademie preisgekrönt worden. Später hat man, mit Ausnahme eines sehr kleinen Kreises, in Frankreich geradezu auf Gobineau, den „französischen Germanen", wie er genannt worden ist, verzichtet und ihn endgültig uns Deutschen zugewiesen.

Solange er jung war, war jene Isolierung ihm gleichgültig. Es machte ihm sogar eine gewisse boshafte Freude, wenn er bei gewissen Schriftstellern Gedanken, ja ganze Seiten aus seinen Büchern wiederfand, welche sie sich angeeignet hatten, ohne auch nur ein Wort des Textes zu ändern, andererseits aber auch, ohne die Quelle zu nennen. Er war zu stolz, die Vaterschaft eines Gedankens für sich zu reklamieren. Das Gefühl seines eigenen Wertes, das Bewußtsein seiner Kraft, der bewältigten Arbeit, der besiegten Hindernisse, genügten ihm. Lauten Erfolg suchte er auch gar nicht, er war zufrieden mit einigen Beziehungen zu hervorragenden Vertretern der Wissenschaft, mit welchen er in Korrespondenz trat, und mit dem Entzücken, welches er hier und da auf seinem Lebenswege in den Zügen einiger seltenen Idealisten aufleuchten sah, als sie seine Werke und ihren Autor entdeckt hatten. Wir werden ein Beispiel der letzteren Art kennen lernen.

Aber in seinen letzten Lebensjahren wurde Gobineau diese litterarische Isolierung doch auch mitunter peinlich. In seinem freiwilligen Exil zog er sich völlig auf sich selbst zurück, urteilte von sehr hoher Zinne aus über das Treiben

der Welt und das menschliche Leben und legte in seinem Schwanengesang die Frucht seiner besten, aber auch seiner schmerzlichsten Gedanken nieder.

Gobineaus Vielseitigkeit in seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen und Produktionen, welche es gerechtfertigt erscheinen läßt, daß man seine universelle Natur mit den Gestalten der Renaissance verglichen hat und ihm in der Universalität des Schaffens und der Einflußsphäre von seinen Zeitgenossen einzig Goethe, Schopenhauer und Wagner zur Seite stellt, hat es andererseits immerhin doch auch verschuldet, daß einzelnes, ohne sich seinerseits voll entfalten zu können, zum Hindernis für andere Bestrebungen wurde, welche nicht zum Ziele gelangten. Dazu wird mehrfach seine Beschäftigung mit der Skulptur gerechnet.

In dem Alter, wo andere Menschen von ihrem „Lebensabend“ sprechen und innere Einkehr halten, sich mehr und mehr dem thätigen Leben entziehen, fühlte Gobineau noch ungeschwächt den Funken geistigen Lebens glühen. Was kümmerten ihn die weißen Haare, was die mahnenden Gebrechen des Alters? Das Ewige hat er zu vertreten! Er hält die Fackel hoch und ihre Glut verjüngt den welkenden Körper.

Einen schmerzlichen Aufschluß freilich für diesen die letzten Kräfte des in seinem Lebensmute scheinbar Unbezwinglichen untergrabenden und aufreibenden Arbeitsdrang enthält eine Briefstelle aus der ersten Zeit des römischen Aufenthaltes:

„Zum Schluß ein Leichtsinn: ich werde mit Text und Anmerkungen ein persisches Gedicht des zwölften Jahrhunderts übersetzen und veröffentlichen. Es ist basiert auf uralte Dokumente. Damit werde ich sieben oder acht Jahre

**Arbeit haben, aber wenn ich mir nicht einige solche Pakete herrichte, um meine Füße darauf zu setzen, fühle ich mich verlassen und in der Luft!"**

**Trotz aller Zartheit der Empfindung, die seinem ritterlichen, festen Wesen einen ganz eigenen Reiz verlieh, sah er in Sentimentalität, Unthätigkeit und Träumerei für alle gründliche Arbeit, Arbeit an wirklich schwierigen Aufgaben, die größte Gefahr. Vor dem Dilettantismus im gewöhnlichen Sinne des Wortes empfand er wahren Schrecken und Abscheu.** Im höheren Sinn des Wortes freilich, wie ihn Schopenhauer geprägt hat, ist er das Muster eines Dilettanten gewesen: — einer, der aus freier Neigung, aus Interesse für die Sache, nicht um ein Amt zu erjagen, seinen Studien sich gewidmet hat.

Das größte aller Worte nennt Gobineau einmal das Wort Laboremus! „Die Liebe geht allem vor, — lehnen wir uns fest an die Herzen, die uns lieben, und sagen wir uns nur eins: wenn wir viel leiden, so giebt man uns auch viel Liebe, und das läßt uns wohl so manche Last ertragen. Dann aber kommt die Arbeit — und weiter giebt es nichts. —"

Daß aber dies Evangelium der Arbeit, wie es hier als letzter Schluß der Lebensweisheit dieses edlen Weisen erscheint, doch auch das Urbild höchster Liebeskraft nicht ausschließt, welches aus den frühesten Tagen der Kindheit her das Geistesleben Gobineaus durchleuchtet hat, das beweist die Ergänzung, welche jenes Laboremus durch ein anderes Wort in Gobineaus immer wiederholter Devise fand. Vollständig lautete sie:

Adoremus, laboremus!

# II.

# Gobineaus Problem und seine Hypothese.



Ein reiches Leben war abgeschlossen, als man Gobineau zu Grabe trug, ungewöhnlich reich an Eindrücken und Erinnerungen aus der äußeren Welt, —reicher das innere Leben, dessen Spiegelbild Gobineaus wissenschaftliche und künstlerische Werke sind. Das Hauptwerk und der Mittelpunkt seines gesamten geistigen Schaffens ist unstreitig sein „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen". Dieses Buch, sagt er selbst, ist die Grundlage von allem, was ich habe schaffen können und in der Folge schaffen werde; ich habe es so zu sagen schon mit meiner Kindheit begonnen, — es ist der Ausdruck der Instinkte, die ich bei der Geburt mitgebracht habe. Der Grundgedanke dieses Buches ist die sein gesamtes Leben beherrschende Idee gewesen; er ist die Wurzel, welcher alle die mannigfaltigen Gedankenreihen seiner übrigen Schriften entsprossen sind, er ist der tiefste Grund dessen, was er gewesen ist und was er geschaffen hat.

Welches ist nun aber dieses Problem, das Gobineaus gesamtes Geistesleben im tiefsten Grunde beherrscht hat?

Der Titel seines Werkes deutet darauf hin; er nennt zugleich die Hypothese, in welcher Gobineau die Lösung seines Problems gefunden hat.

Wir alle sind in den Ideen von 1789 aufgewachsen und haben an sie geglaubt, nicht wie an Katechismus und Evangelium, denn was will das heutzutage noch sagen, aber wir haben an Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit geglaubt, wie an die mathematischen und logischen Axiome. Die Gleichheit der Menschen hat im abgelaufenen neunzehnten Jahrhundert als eine nahezu allgemein anerkannte Thatsache gegolten, und auf diesem Axiome ist die soziale Frage neu erstanden. Die Niedrigen und Armen grollten den Vornehmen und Reichen: Was wollen denn *die*? Was haben sie für ein Recht auf Glück vor uns voraus? Sind sie denn etwas Besseres als wir? *Sind sie aus anderem Stoffe geformt als wir?* Wenn das der Fall wäre, dann könnte man ihre Ansprüche ja vielleicht begreifen — will man damit sagen — aber das behaupten sie ja selbst nicht einmal. Und in der That, auch die Vornehmen und Reichen waren weit davon entfernt, die Sicherheit des guten Gewissens zu besitzen. Theoretisch beantworteten auch sie jene Fragen, etwas zögernd höchstens, mit „nein, wir haben ja eigentlich kein angeborenes Vorrecht auf Glück und die Mittel zum Glück, denn alle Menschen sind Brüder und gleich.“ Aber in der Praxis ihrer Lebensführung behaupteten sie diesen Anspruch dennoch mit zäher Beharrlichkeit und bewiesen dadurch, daß sie, instinktiv und unbewußt vielleicht, thatsächlich doch nicht im Glauben an die Gleichheit, sondern vielmehr im Glauben an die Ungleichheit innerhalb der menschlichen „Brüderschaft“ lebten.

Die Niedriggeborenen zeigten das gleiche Verhalten. In Wirklichkeit lebten auch sie von der Ungleichheit der Menschen völlig überzeugt. Aufwärts strebende Geister schwangen sich empor zu Führern der Massen, — sie wurden

Herren, die Gefährten blieben Sklaven. Die Masse kriecht vor diesem heute und vor jenem morgen: glücklich, wenn sie nur kriechen kann. Die Menschen sind keine Brüder, dazu sind sie viel zu ungleich; die Gleichheit der Menschen ist ein Traum, eine Lüge — ein schöner Traum vielleicht, der aber der rauhen Wirklichkeit nie und nimmer entspricht.

Gleichheit ist auch nicht mit Freiheit vereinbar. Sollen die Menschen einander gleich sein, so darf kaum einer Freiheit besitzen. Denn sind sie frei, so gehen aus jedem bellum omnium contra omnes die irgendwie stärkeren Sieger wieder als Herren hervor. Ebenso sicher wie wir die Thatsache der Ungleichheit der Wesen kennen, die wir Europäer Menschen nennen und welchen wir die „allgemeinen Menschenrechte" damit theoretisch wenigstens zusprechen, wissen wir es im Grunde auch, daß jeder Ausgleich, selbst wenn er gelänge, nur ein Provisorium, ein vorübergehender Zustand sein könnte. Die thatsächliche Ungleichheit der Menschen würde ihn sofort wieder unterminieren. Und würden überhaupt unter gleichen Umständen alle das gleiche Glück empfinden? Werden nicht in jedem Gleichheitsstaat die Glücksempfindungen der Bürger erst recht verschieden, ungleich sein? Ist der Gebildetste der Glücklichste? Wann ist manchen „Menschen" am kannibalischsten wohl? Weder in Bellamys Boston des Jahres 2000 noch in Tolstois russischem Bauerndorf würden alle gleichmäßig glücklich sein.

Ist das neunzehnte Jahrhundert das Jahrhundert des Sozialismus, das Jahrhundert des Strebens nach Gleichheit gewesen, das Jahrhundert, welches die 1789 gestellte Aufgabe zu lösen, die soziale Frage zu beantworten sich abmühte, so mehren sich für den tiefer Blickenden die Anzeichen, daß man es im zwanzigsten aufgeben wird, die

Quadratur dieses Zirkels zu suchen, daß wir einem Jahrhundert aristokratischer Weltanschauung in einem neuen und besseren Sinne des Wortes aufs neue entgegen gehen.

Wenn man jedoch auch diese Ueberzeugung nicht teilt, aber die Wirklichkeit sehen und die Wahrheit erkennen will, wenn man ehrlich die Wahrheit will und nur den Sieg der Wahrheit, mag er zunächst als Glück oder als ein Unglück erscheinen, so muß man jedenfalls das wenigstens wünschen, daß auf solche ernste Fragen *jede mögliche* Antwort gehört wird, so sehr sie auch den eigenen bisher gehegten Anschauungen und Ueberzeugungen vielleicht widerspricht.

Deshalb ist Gobineaus Zeit jetzt gekommen. Es ist das Verdienst dieses vor kurzem noch nahezu unbekannten Denkers, auf dessen Namen man aber jetzt schon weithin zu horchen beginnt, *das Problem der menschlichen Ungleichheit* zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht und in seinem wissenschaftlichen Hauptwerke eine höchst beachtenswerte *Hypothese* zur Erklärung der angedeuteten, vielfach und in neuester Zeit besonders lebhaft empfundenen Thatsache, daß die Menschen einander überhaupt gar nicht gleich, sondern daß sie von Natur einander ungleich sind, aufgestellt zu haben.

Um dem Vorurteil von vornherein zu begegnen, daß man es hier mit einer dilettantischen Gelegenheitsarbeit des Diplomaten zu thun habe, erzählte ich, wie Gobineau sich von Jugend auf der Wissenschaft gewidmet hatte, daß er vierzehn volle Jahre der frischesten ersten Arbeitskraft einzig und allein der Konzeption der Gedanken jenes Werkes, der Sammlung des Stoffes und den wissenschaftlichen Vorarbeiten zu demselben gelebt hat und daß er erst

nach Vollendung der Studien zu seinem Hauptwerk in die diplomatische Laufbahn eingetreten ist. Ich füge hinzu, daß er in demselben hauptsächlich auf die Ergebnisse deutscher Wissenschaft die Begründung seiner Hypothese über den Ursprung der menschlichen Ungleichheit aufbaut. Man trifft auf allen Seiten des Werkes die Namen deutscher Forscher, der beiden Humboldt, Lassen, Pott, Carus, Gesenius, Ewald, Ritter, v. Martius, Movers, Lepsius, Niebuhr, Grimm, Savigny, Otfried Müller, Max Müller, Mommsen — um nur die allerbekanntesten herauszugreifen — neben jenen der hervorragendsten französischen und englischen Gelehrten seiner Zeit.

Gobineaus „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen" ist treffend bezeichnet worden als eine Kulturgeschichte größten Stiles, in welcher Gobineau zuerst die wirkliche bisher noch unerkannte Basis der Geschichte aufgedeckt zu haben überzeugt ist. Man hat dies von vornherein, sobald Gobineau neuerdings bekannt wurde, arrogant gefunden. Aber ein Urteil, ja selbst eine Meinung steht hier doch wohl nur solchen zu, die sein ganzes Werk nicht nur vom Hörensagen kennen oder durchblättert, sondern selbst gelesen und bis ins Einzelne prüfend und erwägend nachgedacht haben.

Wenn Metaphysik die Lehre vom Ding an sich wäre, welches hinter den Erscheinungen steckt und sie verursacht, hinter den Erscheinungen, worüber die Physik uns belehrt, so könnte man Gobineaus Werk eine Metahistorie nennen, welche die wahren Ursachen der Historie, des geschichtlichen Geschehens zu enthüllen verspricht.

Ich stelle die zum Verständnis seiner Hypothese über den Ursprung der menschlichen Un-

gleichheit, worin er die Grundursache alles geschichtlichen Geschehens erkannt zu haben glaubt, bedeutsamsten Stellen zunächst in freier Anordnung zusammen.

Auch Gobineau ist zu seinem Werke durch die Eindrücke des sozialen **status quo** seiner Zeit veranlaßt worden.

Mich hat vom ersten Tage an, da ich nachdachte, und ich habe zeitig nachgedacht — so lesen wir in der Einleitung des Werkes — verlangt, mir über mein eigenes Wesen Rechenschaft abzulegen, weil ich, mächtig ergriffen von dem Grundsatz „erkenne dich selbst“, nicht vermeinte, mich erkennen zu können, ohne das Wesen des Mediums zu verstehen, in dem ich lebte, und das mich einesteils mit der leidenschaftlichsten und innigsten Sympathie anzog, andernteils mich anwiderte und mit Haß, Verachtung und Abscheu erfüllte. So habe ich denn mein Möglichstes gethan, um, so gut ich konnte, mit meiner Analyse in das Wesen dessen einzudringen, was man etwas allgemeiner, als in der Ordnung ist, das Menschengeschlecht nennt, und dieses Studium hat mich das gelehrt, was ich hier vortrage. Ich gab allmählich die Beobachtung der gegenwärtigen Zeit zu Gunsten derjenigen der vorhergehenden Perioden, dann der gesamten Vergangenheit auf; diese verschiedenen Bruchstücke habe ich zu einem ungeheuren Ganzen zusammengefaßt und, von der Analogie geleitet, mich fast wider Willen der Wahrsagung der fernsten Zukunft zugewandt. Es erschien mir nicht allein mehr wünschenswert, die unmittelbaren Ursachen unserer angeblich reformatorischen Stürme zu kennen, ich habe darnach gestrebt, die tieferen Gründe der Wesenseinheit der sozialen Krankheiten zu entdecken, welche die unvollkommene Kenntnis der menschlichen Geschichtsbücher bei allen Nationen, die je waren, die sind, wie aller Wahr-

scheinlichkeit nach bei denen, die einstens sein werden, zur Genüge bemerken läßt. Ich wurde durch meine Teilnahme für die Kundgebungen der lebenden Menschheit immer wieder darauf gebracht, die Geheimnisse der gestorbenen noch tiefer zu ergründen. Da war es denn, wo ich von Folgerung zu Folgerung mich von der Gewißheit tief habe durchdringen lassen müssen, daß die Rassenfrage alle anderen Probleme der Geschichte beherrscht, den Schlüssel dazu birgt, und daß die Ungleichheit der Rassen, deren Zusammentreffen eine Nation bildet, die ganze Kette der Völkergeschichte genügend erklären kann. Nachdem ich erkannt hatte, daß es starke und daß es schwache Rassen giebt, bin ich vornehmlich darauf aus gewesen, die ersteren zu beobachten, ihre Anlagen zu ergründen und vor allem der Kette ihrer Stammregister nachzugehen. Indem ich diese Methode befolgte, habe ich mich am Ende überzeugt, daß alles, was es an menschlichen Schöpfungen, Wissenschaft, Kunst, Civilisation Großes, Edles und Fruchtbares auf Erden giebt, den Beobachter auf einen einzigen Punkt zurückführt, nur einem und dem nämlichen Keime entsprossen, nur aus einem einzigen Gedanken erwachsen ist, nur einer einzigen Familie angehört, deren verschiedene Zweige in allen gesitteten Gegenden des Erdballs geherrscht haben.

Die überlegene Rasse ist die weiße Rasse, die Herrscherfamilie die arische Familie: — in den Germanen, der weltordnenden Rasse, hat die arische Familie nach Gobineau die letzte Blüte weltgeschichtlicher Entwickelung getrieben, und in Zukunft wird einem jeden Volke in dem Maße Leben beschieden sein, als es germanisches Blut in seinen Adern rein bewahrt hat.

Die menschliche Geschichte, sagt Gobineau am Schlusse seines Werkes, gleicht einem unermeßlich großen Gewebe. Die Erde ist der Webstuhl, worauf es aufgespannt ist. Die versammelten Jahrhunderte sind die unermüdlichen Arbeiter daran. Sie kommen nur, um alsbald das Weberschiff zu ergreifen und es über den Einschlag laufen zu lassen, sie legen es erst nieder, wenn sie sterben. So wächst das weite Gewebe beständig unter diesen geschäftigen Fingern. Die beiden niederen Arten unserer Gattung, die schwarze Rasse und die gelbe Rasse, sind der grobe Grund, die Baumwolle und die Wolle, welchen die Familien zweiten Ranges aus der weißen Rasse geschmeidig machen, indem sie ihre Seide hinein mischen, während die arische Gruppe, indem sie ihre feineren Fäden durch die veredelten Geschlechter hinein flicht, an der Oberfläche desselben als blendendes Meisterstück ihre goldenen und silbernen Arabesken anbringt.

Gobineau nimmt, wie aus dem Gesagten hervorgeht, drei Menschenrassen an, die schwarze, gelbe und weiße. In den Malayen sieht er Mischlinge der schwarzen und gelben Rasse; die Urbevölkerung Amerikas ist nach seiner Ansicht aus physiologischen und linguistischen Gründen mongolischen Ursprungs, gehört also der gelben Rasse an.

Die schwarze Varietät ist die geringste und nimmt die unterste Stufe der Leiter ein. Der Charakter der Tierheit, der sich in ihren Formen ausprägt, erlegt ihr ihre Bestimmung auf. Sie soll geistig nie aus dem engsten Kreise herauskommen. Wenn sein Denkvermögen mittelmäßig oder sogar gleich Null ist, so besitzt der Schwarze dafür im Begehren und folglich im Willen eine oft furchtbare Heftigkeit. Aber gerade hier, in eben dieser Gierigkeit seines Empfindungslebens,liegt das auffallendste Merkmal

seines niederen Ranges. Mit diesen Hauptcharakterzügen verbindet er eine Unbeständigkeit der Laune, eine Veränderlichkeit der Gefühle, in die nichts einen Halt zu bringen vermag, und die für ihn die Tugend wie das Laster aufhebt. Endlich legt er gleich wenig Wert auf sein Leben wie auf das anderer; er tötet gerne, um zu töten, und diese so leicht in Bewegung zu setzende Maschine ist angesichts des Leidens entweder von einer Feigheit, die sich gern in den Tod flüchtet, oder von einer entsetzlichen Unempfindlichkeit.

Die gelbe Rasse stellt sich als das Widerspiel dieser Menschenart dar. Wenig physische Kraft, Hang zur Gleichgiltigkeit. In allen Dingen Tendenz zur Mittelmäßigkeit; ein ziemlich leichtes Begreifen alles dessen, was nicht zu hoch noch zu tief ist. Die Gelben sind praktische Leute im engeren Sinne des Wortes. Ihre Wünsche beschränken sich darauf, so angenehm und bequem als möglich zu leben. Man sieht, daß sie den Negern überlegen sind. Es ist eine Volksmasse und ein Kleinbürgerstand, den jeder Civilisator zur Grundlage seiner Gesellschaft zu wählen wünschen dürfte: nicht aber ein Material, daraus sich diese Gesellschaft schaffen läßt oder das ihr Nerv, Schönheit und Thatkraft geben könnte.

Es kommen nun die weißen Völker. Besonnene Energie oder, besser gesagt, ein energischer Geist; Sinn für das Nützliche, aber in einer viel weiteren, höheren, kühneren idealeren Bedeutung dieses Wortes, als bei den gelben Völkern; eine Beharrlichkeit, die sich Rechenschaft von den Hindernissen giebt und auf die Dauer die Mittel findet, um sie zu beseitigen; bei größerer physischer Kraft ein außerordentlicher Instinkt für die Ordnung, nicht mehr lediglich als Unterpfand von Ruhe und Frieden, sondern als ein unerläßliches Mittel der Erhaltung, und zugleich

ein ausgesprochener Sinn für die Freiheit, sebst im Uebermaße; eine erklärte Feindseligkeit gegen das Formenwesen, worin die Chinesen sich willig einlullen lassen, ebensowohl wie gegen den hochmütigen Despotismus, den einzigen Zaum, der für die schwarzen Völker ausreicht. Die Weißen zeichnen sich ferner aus durch eine eigentümliche Liebe zum Leben. Es scheint, daß sie darum, weil sie besseren Gebrauch davon zu machen wissen, ihm mehr Wert beilegen, es mehr schonen, an sich selbst wie an anderen. Ihre Grausamkeit ist sich, wenn sie einmal zur Ausübung kommt, ihrer Ausschreitungen bewußt, — eine Empfindung, die bei den Schwarzen sehr zweifelhaft ist. Gleichzeitig haben sie aber Motive entdeckt, dieses wohl ausgefüllte Leben, das ihnen so kostbar ist, ohne Murren hinzugeben. Die erste dieser Triebfedern ist die Ehre, welche seit Beginn der Gattung unter fast gleichem Namen einen ungeheuren Raum in ihren Vorstellungen eingenommen hat. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß dies Wort Ehre und der Kulturbegriff, den es einschließt, den Gelben wie den Schwarzen gleich unbekannt sind. Um das Bild zu vollenden, bemerke ich noch, daß die gewaltige Ueberlegenheit der Weißen im Gesamtbereich des geistigen Lebens mit einem nicht minder entschiedenen Zurückstehen in der Stärke der Empfindungen Hand in Hand geht. Der Weiße ist nach Seiten der Sinnlichkeit weit weniger ausgestattet als der Schwarze und der Gelbe. Er wird so durch die Körperthätigkeit weniger in Anspruch genommen und absorbiert, wiewohl sein Bau bedeutend kräftiger ist.

Dies sind die drei Grundbestandteile des Menschengeschlechtes, die von mir sogenannten Sekundärtypen, indem ich den Urmenschen außerhalb der Untersuchung lassen zu

müssen geglaubt habe. Aus der Verbindung der Varietäten jedes dieser Typen, die Heiraten unter einander eingingen, sind die Tertiärtypen entsprossen. Die Bildungen vierten Grades sind aus der Verbindung eines dieser Tertiärtypen oder eines reinen Stammes mit einer anderen, einer der beiden fremden Arten entsprossenen Gruppe erwachsen. Der Menge all dieser so buntscheckigen Mischlingsrassen, welche fortan die gesamte Menschheit bilden, läßt sich so wenig eine Grenze anweisen als den erschreckenden Möglichkeiten algebraischer Kombinationen.

Es wäre unrichtig, behaupten zu wollen, daß alle Mischungen vom Uebel und schädlich seien. Wenn die drei großen Menschenrassen, streng getrennt bleibend, sich nicht unter einander verbunden hätten, so wäre ohne Zweifel das Uebergewicht immer den schönsten unter den weißen Stämmen verblieben und die gelben und schwarzen Varietäten hätten in alle Ewigkeit den geringsten Völkern dieser Rasse zu Füßen gelegen. Aber nicht alles wäre bei einer solchen Lage der Dinge Gewinn gewesen. Die relative Ueberlegenheit würde zwar augenfälligen Bestand gehabt haben, aber, wir müssen dies zugestehen, nicht von gewissen Vorteilen begleitet gewesen sein, welche die Mischungen erzeugt haben, und welche, wenn sie auch die Summe ihrer Uebelstände bei weitem nicht aufwiegen, darum doch manchmal lobend anerkannt zu werden verdienen. So ist die künstlerische Begabung, den drei großen Rassen gleich fremd, erst aus der Ehe der Weißen mit den Negern erwachsen. So ist auch, durch die Entstehung der malayischen Varietät, aus den Rassen der Gelben und Schwarzen eine Familie hervorgegangen, welche ihren beiderseitigen Verwandten an Intelligenz überlegen ist, und desgleichen sind dem Bunde der

Weißen und der Gelben Mittelsleute entsprossen, welche weit höher stehen als die rein gelben Völkerschaften sowohl wie die schwarzen Stämme. — Ich leugne es nicht, es sind dies günstige Erfolge. Die Welt der Künste und edleren Litteratur, als Ergebnis der Blutmischungen, die Verbesserung und Veredelung der niederen Rassen, das sind ebensoviele Wunder, die man freudig anerkennen muß. Die Geringeren sind gehoben worden. Leider nur sind eben damit die Größeren erniedrigt worden, und das ist ein Uebel, das nichts ausgleichen, nichts wieder gut machen kann. Wenn ich anerkenne, daß der Mulatte, aus dem man einen Advokaten, einen Arzt, einen Kaufmann machen kann, mehr wert ist als sein Großvater Neger, der gänzlich ungebildet und zu nichts tauglich war, so muß ich doch auch der Wahrheit die Ehre geben und sagen, daß die Brahmanen Urindiens, die Helden der Ilias, die des Schahnameh, die skandinavischen Krieger, sämtlich Erscheinungen der schönsten, jetzt aber verschwundenen Rassen, ein glänzenderes und edleres Bild der Menschheit darboten, vor allem aber thatkräftigere, einsichtsvollere und zuverlässigere Vertreter von Kultur und Größe waren, als die Mischlings-, die hundertfältigen Mischlingsbevölkerungen der gegenwärtigen Zeit, und doch waren auch sie schon nicht rein. Und wenn man selbst zugeben wollte, daß es besser sei, unzählige Mengen von Wesen niederen Ranges in Menschen vom Mittelschlage zu verwandeln, als Fürstenrassen zu erhalten, deren Blut, in immer neuer Teilung geschwächt, verfälscht, bei einer derartigen Verwandlung der entehrte Teil wird, so bleibt doch immer noch das Unglück, daß die Mischungen nicht stehen bleiben, daß die mittelschlächtigen Menschen, die soeben auf Kosten des vormals Großen gebildet worden,

sich mit neuen Mittelmäßigkeiten verbinden, und daß aus diesen immer mehr und mehr entwerteten Ehen eine Verwirrung entsteht, die, gleich der zu Babel, mit der vollkommensten Ohnmacht endet und die Gesellschaften zur Nichtswürdigkeit führt, wider die es keine Abhilfe giebt. Das eben lehrt uns die Geschichte. Sie zeigt uns, daß jede Civilisation von der weißen Rasse herstammt, daß keine ohne die Beihilfe dieser Rasse bestehen kann und daß eine Gesellschaft nur in dem Verhältnis groß und glänzend ist, als sie die edle Gruppe, der sie ihr Dasein verdankt, sich länger erhält und als diese Gruppe selbst zum erlauchtesten Zweig der Gattung gehört. Um diese Wahrheiten im hellsten Lichte darzuthun, genügt es, die Civilisationen, welche in der Welt geherrscht haben — und ihre Liste ist nicht lang — aufzuzählen und alsdann zu prüfen.

Aus den Mengen der Völker, die auf Erden dahingegangen sind oder noch leben, haben nur zehn sich zu dem Zustande vollständiger Gesellschaften emporgeschwungen. Die übrigen gravitieren mehr oder minder unabhängig um sie her, wie die Planeten um ihre Sonnen. Wenn sich bei diesen zehn Civilisationen entweder ein Lebenselement findet, dessen treibende Kraft nicht die Weißen gewesen, oder ein Todeselement, das nicht von den den Civilisierenden einverleibten Rassen oder von der Thatsache der durch die Mischungen herbeigeführten Verwirrungen herrührt, so ist es offenbar, daß die gesamte in diesen Blättern auseinandergesetzte Theorie falsch ist. Umgekehrt, wenn die Dinge sich so erweisen, wie ich sie ankündige, so bleibt der Adel unserer Rasse auf unwiderlegliche Weise bewiesen, und es ist nicht mehr möglich, ihn zu bestreiten.

Ich habe gesagt, daß der großen Civilisationen der

Menschheit nur zehn an der Zahl sind, und daß alle aus der Initiative der weißen Rasse hervorgegangen sind. An den Anfang der Aufzählung haben wir

1. die indische Civilisation zu setzen. Ihr Brennpunkt lag in einem Zweige des weißen Volksstammes der Arier.

2. Es kommen dann die Aegypter. Eine arische Ansiedelung aus Indien, die sich im oberen Nilthale niedergelassen, hat diese Gesellschaft ins Leben gerufen.

3. Die Assyrer, denen sich die Juden, die Phönizier, die Lyder, die Karthager — — anschließen, haben ihre sozialen Einsichten den großen Einfällen jener Weißen verdankt, für die man die Bezeichnung der Nachkommen Hams und Sems beibehalten kann. Die Zoroastrier-Iranier ihrerseits, welche in Vorderasien unter dem Namen Meder, Perser und Baktrier herrschten, waren ein Zweig der arischen Familie.

4. Die Griechen waren dem gleichen arischen Stamm entsprossen, und erst die semitischen Elemente brachten Wandlungen darin hervor.

5. Das Seitenstück zu dem, was sich in Aegypten zutrug, finden wir in China. Eine aus Indien gekommene arische Ansiedelung brachte die soziale Aufklärung dorthin. Nur löste sie sich, anstatt, wie an den Ufern des Nil, mit schwarzen Bevölkerungen sich zu vermischen, in malayischen und gelben Massen auf und empfing außerdem von Nordwesten her zahlreiche Zuschüsse von weißen Elementen, die gleichfalls arisch, aber nicht mehr indisch waren. (Den arischen Ursprung der ägyptischen und der chinesischen Kultur versucht Gobineau im Verlauf seiner Untersuchung zu beweisen.)

6. Die ehemalige Civilisation der italischen Halbinsel, aus welcher die römische Kultur hervorging, war eine Mosaik von Kelten, Iberern, Ariern und Semiten.

7. Die germanischen Volksstämme gestalteten im 5. Jahrhundert den Charakter des Abendlandes um. Sie waren arisch.

8. 9. 10. Unter diesen Ziffern reihe ich die drei Civilisationen Amerikas ein, die der Alleghanier, der Mexikaner und der Peruaner. (Auch diese sollen arischen Ursprungs sein.)

Von den sieben Civilisationen, denen der alten Welt, gehören sechs, wenigstens zum Teil, der arischen Rasse an, und die siebente, die assyrische, verdankt dieser selben Rasse die iranische Wiedergeburt, die der glänzendste Moment ihrer Geschichte geblieben ist. Fast das gesamte europäische Festland wird gegenwärtig von Menschengruppen bewohnt, deren Ursprung weiß ist, bei denen aber die nichtarischen Bestandteile die zahlreicheren sind. Keine wahrhafte Civilisation bei den europäischen Völkern, wenn die arischen Zweige nicht die Herrschaft gehabt haben. Bei den zehn Civilisationen erscheint nicht eine schwarze Rasse unter den Civilisierenden. Nur die Mischlinge bringen es zu Kultivierten. Desgleichen von selbst keine Civilisation bei den gelben Völkern, und Stillstand, wenn das arische Blut sich erschöpft zeigt.

Dies der Satz, dessen strenge Entwickelung ich in den Jahrbüchern der Geschichte verfolgen will.

Die beiden Pole der Gobineauschen Geschichtsbetrachtung und Weltanschauung sind nach dem Mitgeteilten die Begriffe Civilisation und Degeneration.

Nach eingehender Auseinandersetzung insbesondere mit

Guizot und W. v. Humboldt kommt Gobineau zu der Definition der Civilisation als eines Zustandes von relativer Dauerhaftigkeit, in welchem Volksmengen sich bemühen, auf friedlichem Wege die Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu suchen und ihren Geist und ihre Sitten zu verfeinern.

Das Wesen des Verfalls einer Civilisation ergiebt sich für Gobineau aus dem Worte „Degeneration". Er geht davon aus, daß das Wort degeneriert, auf ein Volk angewandt, bedeuten muß und bedeutet, daß dieses Volk nicht mehr den inneren Wert hat, den es ehedem besaß, weil es nicht mehr das nämliche Blut in seinen Adern hat, dessen Wert fortwährende Vermischungen allmählich eingeschränkt haben; anders ausgedrückt, weil es mit dem gleichen Namen nicht auch die gleiche Art wie seine Begründer bewahrt hatte, kurz, weil der Mensch des Verfalls, derjenige, den wir den degenerierten Menschen nennen, ein unter dem ethnographischen Gesichtspunkte von dem Helden der großen Epochen verschiedenes Subjekt ist.

Alle Civilisation stammt von der weißen Rasse, aller Verfall der Civilisationen von der Mischung derselben mit niederen Rassen. Ueberall, wo die Weißen, vor allem wo die Arier auftreten, begründen sie Kultur. Nach ihrer durch Vermischung mit den Gelben und Schwarzen erfolgten Degeneration verfällt auch die von ihnen begründete Civilisation.

Ich fasse das Ergebnis der angeführten Stellen zum Schluß noch einmal kurz zusammen:

Wir wissen jetzt, worin der Schlüssel zu den Problemen der Geschichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft besteht, welchen Gobineau gefunden zu haben behauptet. Dieser Schlüssel ist Gobineaus Hypothese: Die

unverkennbar und unleugbar seit unvordenklichen Zeiten vorhandene Ungleichheit der Menschen ergiebt sich aus der sie restlos erklärenden Thatsache, daß die Menschen nicht einer, sondern verschiedenen unter einander höchst ungleichen Rassen, Urtypen, angehören, und daß die in historischer Zeit auf den Schauplätzen der Weltgeschichte lebenden und handelnden Akteurs derselben überwiegend und in der Mehrzahl Mischlinge sind und Mischlingen jener Urtypen entstammen. Und diese wechselseitige Einwirkung der sich mischenden Rassen aufeinander ist also nach Gobineau das Phänomen, welches allem Werden und Vergehen der Völker und ihrer Kultur zu Grunde liegt.

---

In den Ausführungen des Rassenbuches ist Gobineau bemüht, diese Hypothese eingehend geschichtlich zu begründen. Man hat sein Verfahren neuerdings mit dem Tadel abzulehnen versucht, das sei Geschichtskonstruktion, kein Beweis. Aber selbstverständlich, bemerke ich hier schon von vornherein: um was sonst kann es sich denn zunächst hier handeln, als um Beantwortung der Frage: Wie nimmt sich die Geschichte aus unter dem Gesichtswinkel der Gobineauschen These? Erscheint sie uns verständlicher als bisher in dieser neuen Beleuchtung? Wie müßten die Dinge zusammenhängen, wenn Gobineau recht hätte? Ich würde also die gesamten Ausführungen des Rassenbuches eher der mathematischen Analysis vergleichen. Der eigentliche „Beweis“ für die Richtigkeit der Hypothese Gobineaus fällt dagegen für mich zusammen mit dem Nachweis der Tragweite dieser Hypothese. In dem Maße als dieser gelingt, wird aus Gobineaus Hypothese ein Gobineausches Gesetz des geschichtlichen Geschehens.

Bei der Reproduktion des Gedankenganges des großartig angelegten und umfangreichen Werkes muß ich mich hier selbstverständlich darauf beschränken, denselben im allgemeinen zu skizzieren und dabei gelegentlich nur die eine oder andere Ausführung, welche mir von besonderem Interesse zu sein scheint, hervorzuheben.

Eine Vorbetrachtung über die Naturgesetze, welche die soziale Welt regieren, eröffnet die Aufstellung der Thatsache, daß Civilisation und Gesellschaften dem Tode geweiht sind. Der Sturz der Civilisationen — so beginnt das Werk — ist das auffallendste und zugleich das dunkelste aller geschichtlichen Phänomene. Während es den Sinn erschreckt, behält das Unheilsgeschick doch etwas so Geheimnisvolles und Erhabenes, daß der Denker nicht müde wird, es zu betrachten, zu studieren, sein Geheimnis zu umkreisen. Es folgt ein Versuch, nachzuweisen, daß weder der Fanatismus, noch der Luxus, noch üble Sitten, noch Mangel an Religiosität, noch der relative Wert der Regierungen den Sturz der Gesellschaften herbeiführen, daß weder die Gesetzeseinrichtungen, noch die Wohnstätten der Völker, noch das Christentum die Ursache der Ungleichheit der Völker sind.

Die Unterschiede der Rassen — mag die Menschheit nun einheitliche oder mehrfältige Abstammung haben — sind vielmehr ursprünglich leiblich bestimmt, sie gipfeln in ungleicher geistiger Befähigung, wie denn auch die Sprachen in vollkommener Uebereinstimmung mit dem relativen Werte der Rassen stehen. Und dies ist die Ursache davon, daß die Menschheit nicht ins Unendliche vervollkommnungsfähig ist, wie denn auch unsere jetzige Kultur durchaus nicht etwa irgend einer früheren, heute erstorbenen, überlegen ist.

Behauptungen! — An Material zur Beweisführung

fehlt es Gobineau nicht. Dieselbe beginnt im zweiten Buch des Werkes.

Schwarze Völkermassen bedeckten nach Gobineau in fernster Vorzeit nicht nur Afrika, sondern auch den Süden Asiens. Daß sie von Ham, dem Sohne Noahs, abstammen, behaupten die Ausleger der Genesis — darin hat er völlig recht —, nicht die Bibel selbst. Die gelben Völker, der andere Grundbestandteil der Erdbevölkerung, stammen von dem Festlande Amerikas. Geschichte beginnt überhaupt erst mit dem Auftreten und mit der Einwirkung der weißen Rasse. Für ihre ersten Wanderzüge nach Südwesten, welche in dem Eindringen zahlloser gelber Schwärme von Osten her ihren Anstoß und Anlaß hatten, verwendet Gobineau die biblischen Bezeichnungen Hamiten und Semiten. Er versteht darunter also Zweige der weißen Rasse. Um das Jahr 5000 v. Chr. — so nimmt er an — beginnt die augenscheinliche Anwesenheit der Menschen das Schweigen der Jahrhunderte zu stören. Mit den Namen Sem, Ham und Japhet bezeichneten die weißen Wanderer, welche allein das Andenken der Vorfahren bewahrten, die Zweige der einzigen Rasse, die sie als eine wahrhaft menschliche betrachteten, nämlich der ihrigen. Als die Hamiten von Turan aus nach Vorderasien eindrangen, war der Eindruck, den sie von der schwarzen Bevölkerung dieser Gegenden empfingen, überall der gleiche, aus Verachtung, Schrecken und Widerwillen gemischte. Aber während sie als Despoten inmitten solcher Sklaven lebten, riefen die Hamiten bald eine Mischlingsbevölkerung ins Leben. So verloren sich die ehemaligen weißen Hamiten mit jedem Tage mehr und verschwanden endlich ganz. Ihre mulattische Nachkommenschaft wurde allmählich wieder ein schwarzes Volk.

Inzwischen drangen weitere weiße Völkerstämme, die Semiten, über Armenien nach Oberchaldäa ein und regenerierten von dort aus das verderbte Blut der Hamiten. Die Einwirkung der Weißen hatte Luxus und Reichtum, alle Reize des Lebensgenusses, gezeitigt und von Assyrien aus bis an die Küsten des Mittelmeeres verbreitet. Die siegreichen Semiten lernten von den besiegten hamitischen Mischlingsvölkern die Ueppigkeit und den Glanz ihres Lebens schätzen; aber mit diesen drangen entwürdigende Krankheiten: — scheußlicher Aberglaube, moralische Schändlichkeiten ein. Sie nahmen selbst deren Sprache an: die charakteristischen Eigentümlichkeiten der semitischen Sprachen weisen nach Gobineau auf die afrikanischen Sprachen hin und erklären sich aus diesen.

Diese von Centralasien nach Südwesten ausstrahlende alte Civilisation der Hamiten und Semiten, deren Brennpunkt Assyrien war, erstreckt sich über die Phönizier, Hebräer, Aegypter und Aethiopier. Ihre letzte Wiedergeburt hat sie durch Mahomet erlebt. Von ihr aus sind die Völker Südeuropas durch ganze Reihen schwarzer Alluvionen geschwächt. Sie weisen bis auf den heutigen Tag charakteristische Merkmale davon auf: Leidenschaft für die materiellen Genüsse, Aberglauben, Anlage für die Künste, Unsittlichkeit sind nach Gobineau die Eigenschaften dieses Volkes von Mulatten, der Phönizier und Karthager schon gewesen. Das Königreich Davids umfaßte bereits verschiedene Völkerstämme, zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft aber waren die Juden ebenso befleckt durch die Vermischung mit den Schwarzen, wie die Hamiten und Semiten, in deren Mitte sie lebten: — sie sprachen die Sprache Kanaans. Bei ihnen erneuerten sich die Elemente weißer Herkunft nicht immer

aufs neue wieder, wie bei den Völkern Mesopotamiens. So blieben diese die Herrscher, die Juden wurden besiegt und blieben unterjocht. — Reste der schwarzen Urbevölkerung werden im alten Testament deutlich geschildert: elende Höhlenbewohner, furchtbare Riesen: — Goliath, der Verbannte — Verwandte der vertiertesten Neger, der Buschmänner und Australier. So tief sind Abkömmlinge weißer Vorfahren auch durch das niederdrückendste Unglück nie gesunken. So lange ein lebendiger Tropfen weißen Blutes in einem Volke forterxistiert, wird auch das Sinken niemals allgemein. Als die Gefahr drohte, auf eine zu tiefe Stufe der Erniedrigung herabzusinken, flohen die Israeliten aus Aegypten mit der Entschlossenheit, welche sie als Erbteil ihrer weißen Stammväter kennzeichnete.

Mit Aegypten beschäftigt sich Gobineau sehr eingehend. Seine Annahme, daß arische Einwanderer aus Indien die Kultur derselben begründet haben sollen, wurde bereits erwähnt. Sie führten die alt-arischen Ideale des Wahren, Guten und Schönen dort ein. Die arische Rasse ist eben vorzugsweise eine religiöse Rasse. Neben die reinen arischen Vorstellungen der Priesterkaste — welche vielleicht esoterische Lehre blieben — trat dann infolge der erniedrigenden Verbindung mit der Rasse der schwarzen Urbewohner des Nillandes der Kultus alles dessen, was sich gefürchtet machen kann und in alle Ewigkeit von denen angebetet wird, die vom Blute der Schwarzen in ihren Adern haben. Neue Einwanderungen arischer Stämme, wie solche die assyrische Kultur immer wieder erneuerten, blieben in Aegypten aus: so kam es zur Stagnation. Der ägyptische Geist alterte, aber er veränderte sich nicht. Die Griechen und Römer fanden Aegypten in einem befremdlichen Zustande geheim-

nisvoller Schlafsucht, für welche man die Ruhe liebende priesterliche Aristokratie als **beati possidentes** verantwortlich machte.

Die gesamte Urcivilisation der Welt läßt sich für die Abendländer in die zwei erlauchten Namen Ninive und Memphis zusammenfassen. Tyrus und Karthago sind nur Kolonien des ersten dieser Centren. Jene Allgewalt der Phantasie, welche wir in den Urcivilisationen gewahren, hat den stets wachsenden Einfluß des schwarzen Elementes zur Ursache. Sie ist um so stärker, je mehr das schwarze Element in der Rassenzusammensetzung der Völker vorwiegt: — bei den Assyrern und Aegyptern, bei den Indern nach Buddha, bei den Griechen, den Italienern des Mittelalters, den Spaniern, den Franzosen der Neuzeit. Dort ist die Heimat der Kunst, „der Aufwallungen der Sinne in dem eifernden Drange, der sie treibt, Geist und Erscheinung zu vermählen, um ihnen ein Etwas abzugewinnen, das besser gefällt, als die Wirklichkeit". Schwarze Kunst ist die Lyrik; die epische Poesie ist das Privileg der arischen Familie mit ihrer Verehrung der Vergangenheit, mit ihrer zügelnden, disciplinierenden Intelligenz.

Im dritten Buche des Werkes wird die von Centralasien nach Süden und Südosten sich verbreitende unter dem Einfluß der Arier stehende Civilisation in den Kreis der Betrachtung gezogen, der Brahmanismus, der Buddhismus, — die indische und die chinesische Kultur.

Gleichzeitig mit den Hamiten haben nach Gobineau unter dem Anstoß derselben Notwendigkeit — dem Eindringen an sich schwächerer, aber durch ihre zahllose Menge unbesiegbarer gelber Volksmassen aus dem fernsten Osten her — Arier die Ursitze der weißen Familie verlassen, um

nach Süden hinabzuziehen, die Hamiten nach Südwesten, die Arier nach Südosten. Die Kelten wanderten damals nach Nordwesten, die Slaven nach Nordnordwesten hin Europa zu, in dessen Länder die letzten Ausläufer des gelben Stromes sich vorher geteilt hatten. Die indischen Arier hatten also lange ehe sie in Indien ankamen, mit den Völkern, welche auf dem Wege waren, europäische zu werden, nichts mehr gemein. Jene Ursitze der weißen Rasse aber befanden sich, wie ein besonderes der Herkunft der weißen Rasse gewidmetes Kapitel nachweist, auf den Hochebenen von Centralasien zwischen Ural und Altai, wo der Boden die ehrwürdigen Denkmäler unserer ersten Ahnen birgt, die im siebzehnten Jahrhundert von den Kosaken aufgefundenen Grabhügel und Bauwerke, deren kostbaren Inhalt, soweit er erhalten blieb, das sogenannte Museum der tschudischen Altertümer in St. Petersburg auf Grund der Anordnungen Peters des Großen aufgenommen hat. Alles, was aus diesen Gräbern und Ruinen ausgegraben ist, bestätigt die Ansicht, daß diese Gegenden Sibiriens der Uraufenthalt der weißen Rasse zu einer Zeit waren, wo die verschiedenen Völker derselben vereinigt und civilisiert einander benachbarte Wohnsitze innehatten, und wo sie noch keine Veranlassung hatten, ihr Vaterland zu verlassen und sich zu zerstreuen, um in der Ferne ein anderes zu suchen.

Zur Erklärung des Namens Arier zieht Gobineau die bekannten Analogien und Derivata heran: Arya-Varta, Airyanem-Vaego, Iran, Artaxerxes, Ares, Arete, Argeier, Arimaspen, Argippeer, Ehre, Ehrenmänner, Herren. Diese edlen Arier sind mit den hervorragendsten körperlichen Vorzügen — Adel der Züge, Muskelkraft, Hoheit der Gestalt, weiße und blaßrote Hautfarbe, blondes Haar und blonder

Bart — und geistigen Eigenschaften — Intelligenz, Energie, Tapferkeit und Güte — ausgestattet. Ihre Götter von untadelhafter Schönheit schufen sie nach ihrem Bilde, aber Bilder der Götter sind erst durch Mischlinge entstanden. Zwischen indischer und skandinavischer Mythologie herrscht nicht nur Aehnlichkeit, sondern mehrfach vollkommene Uebereinstimmung. Metaphysische Ideen und sittliche Vorschriften sucht der Arier vor allem in der Religion; der Kultus an sich ist überaus einfach, der Hausvater ist Priester. Jeder hält seine Hände für rein, seine Stirn für hoch, sein Herz für edel, seinen Geist für klar genug, um sich ohne Vermittler an die Majestät der unsterblichen Götter zu wenden. Die Trennung von Kirche und Staat stammt von der gelben Rasse. Tod und Gericht sind die Kardinalpunkte im Leben der arischen Hindu und Aegypter. Dieser feste und entschlossene Glaube an die Verheißungen der Religion geben der Geschichte eines Volkes eine Konsequenz, eine Sicherheit, eine Unabhängigkeit, eine Erhabenheit, der nichts gleich kommt. Wenn der Mensch in Gedanken in beiden Welten zugleich lebt, den Horizont des Grabes und alles, was er für den Ungläubigen Düsterstes birgt, mit Auge und Geist überblickt und mit glänzenden Hoffnungen erleuchtet, dann wird er wenig durch die Aengste gehemmt, die in den rationalistischen Gesellschaften gewöhnlich sind. Die glänzendste Zeit der menschlichen Civilisationen ist die, wo das Leben noch nicht so hoch gewertet wird, daß man nicht dem Bedürfnisse es zu erhalten sehr viele andere Sorgen, die dem Individuum besser frommen, voranstellte. Wovon hängt diese glückliche Anlage ab? Wir werden sie immer und überall der mehr oder minder großen Fülle arischen Blutes in den Adern eines Volkes entsprechend finden. Dort fließt

das Sittengesetz aus der Ontologie, nicht, wie im Buddhismus und bei Kant, die Ontologie aus dem Sittengesetz.

Das gleiche Bewußtsein des eigenen Wertes zeigt die alt-arische Verfassung. An der Spitze der arischen Stämme standen Häuptlinge, deren sehr eingeschränkte Gewalt nichts gemein hatte mit der absoluten Machtvollkommenheit, welche die Herrscher bei den schwarzen Völkern oder bei den gelben Volksstämmen übten. Nachdem in Indien die Mischung begonnen hatte, ersannen die Arier dort, von dem Wunsche geleitet, der weißen Rasse die höchste Gewalt zu erhalten, das Kastensystem. Sie konstruierten damit einen Staat, der so gebaut war, daß er von der Vernunft geleitet und von der Nichtintelligenz bedient ward. Niemand, meint Gobineau, kann dem seinen Beifall versagen, nachdem alle Theoretiker der abendländischen Welt an der Verwirklichung besserer Pläne gescheitert sind. Die Inder begründeten eben ihre Klassen auf das Prinzip, daß das Maß des inneren Wertes bei allen Menschen in direktem Verhältnis zur Reinheit des Blutes stehe. Wenn mehrere Gesellschaften gegeben sind, so leben sie in dem Maße fort, als das weiße Urelement, das ihre Grundlage bildet, sich behauptet. Die Inder hatten nur zwei Gefahren zu fürchten, die Schwierigkeit, ihre Gesetze gegen die Rassenmischungen zu behaupten: — Buddha — und den Angriff einer Nation, die reiner weiß war als sie selbst: — der Makedonier Alexanders des Großen.

Lange vor der Zeit, wo diese beiden Gefahren eintraten, zweigten sich die zoroastrischen Völker von der Hindufamilie ab, die mit größerer Rassenreinheit sich auch gute Gründe bewahrt hatten, gegen die Einrichtung einer Rangordnung der Geburt sich ablehnend zu verhalten, die bei ihnen

überflüssig war. Indien dagegen hat nie aufgehört, die religiösen, sozialen und politischen Ideen, denen es das Leben verdankt, und die noch in ihrem Verfall ihm den unzerstörbaren Charakter seiner Nationalität bewahren, mit seiner grenzenlosen Liebe und seiner hingebenden Ueberzeugung zu umklammern: — eine Lehre für das unbeständige Abendland!

Die Karikatur dieser Zustände bietet China, das Land der gelben — goldenen — Mittelstraße und Mittelmäßigkeit: — ewig stillstehend auf der Kulturstufe, welche einst in grauer Vorzeit weiße Elemente den gelben Massen beibrachten, die von den Affen abzustammen behaupteten und sich darüber sehr befriedigt zeigten, wie denn auch heutigen Tages noch die malayischen Matrosen sich nicht nur mit den Händen, sondern auch mit ihren sehr dicken starken Zehen an das Takelwerk festklammern, was einem Mann von weißer Rasse unmöglich wäre. Aus China stammt nach Gobineau die Lehre von der absoluten Gleichheit. Wenn die sozialistischen Lehren in Europa jemals zur Anwendung und zum Erfolg gelangten, so würde das erreicht werden, was den Chinesen bei sich unveränderlich zu gestalten gelungen ist. Dem Staate liegt es dort ob, für alles, was zum öffentlichen Wohle beitragen kann, zu sorgen, und daß er die Thätigkeit eines jeden diesem obersten Ziele unterordnet. Jedem Angehörigen des Volkes ist durch Bestehen der Examina bekanntlich der Zugang zu den öffentlichen Aemtern möglich. Um diese Examina zu bestehen, muß man lernen, was die vorhergehenden Generationen Nützliches vor einem gewußt haben. Jeder Versuch, etwas Neues zu schaffen, würde Zurückweisung vom Examen und Hochverratsprozeß zur Folge haben. Kritik existiert nur

bei der weißen Rasse. Indien und China sind die Beweise von der Allmacht des Rassenprinzips. Rassen ändern sich nur durch Mischung; Ruhe, Trägheit, Stabilität sind am vollkommensten in China erreicht, wo seit viertausend Jahren keine erheblichen Mischungen mehr zu stande kamen.

Der Westen dagegen war, wie Gobineau in den folgenden Büchern seines Werkes ausführt, wo er die unter semitischem Einfluß stehenden Civilisationen schildert, stets der Mittelpunkt der Welt des Geschehens — der Geschichte. Auf dem großen Schachbrett zwischen Babylon und London, Stockholm und Theben in Aegypten haben die größten Interessen miteinander gekämpft. Von dem, was sich außerhalb desselben zutrug, z. B. in Indien und China, hat die Welt keine Wirkungen und Folgen erfahren. Geschichte spielt sich nur unter dem Kontakt der weißen Rassen ab. Denn auch im Westen erscheint die weiße Rasse nicht rein, sondern auf andersartigem schwarz-gelbem Untergrund. Künstlerische Thätigkeit wiegt im Südosten der abendländischen Welt vor, auf Grund der Mischung mit schwarzen Elementen, — realistischer Kultus der Arbeit, der Sparsamkeit, des Soll und Haben, je weiter man nach Nordwesten vordringt: Einfluß der gelben Urbevölkerung.

Die iranischen Arier — die Meder und Perser — wurden die Herren der assyrischen Welt. Ihre politischen und sozialen Verhältnisse finden wir wieder bei den alten Hindu, bei den arischen Aegyptern, den Makedoniern, Thessaliern und Epiroten, bei den germanischen Völkern. Aber ihre Zahl war beschränkt. Die 24 000 Iranier des Xerxes wurden gelähmt durch die ungeheuren Massen ihrer trägen Hilfstruppen, — sonst hätte das Schlachtfeld von Plataä andere Sieger gesehen. Denn die Urbevölkerung

Griechenlands war zur Hälfte gelben Ursprungs, zur Hälfte semitischer Herkunft. Wie sie aussah, zeigt noch die Aeginetengruppe. Keltisch-slavische Einwanderung folgte. Spät erst erscheinen reine Arier, die Hellenen. Von Japetus-Japhet, dem Sohne Asias, stammen Prometheus und Deukalion, der erste, der sich mit einer Tochter des Landes vermählt. Prometheus war ein Titan: — Titanen sind eben die hellenischen Arier vor Deukalion, die Uebermenschen der althellenischen Sage. Sie stammen von Uranos, dem Varuna der Veden. Arier mit gelber Nuance sind die besten Helden der Ilias: Achilles, Ajax. Ein Arier ist Pyrrhus. Odysseus dagegen ist charakteristischer Vertreter der Nachkommen semitischer Einwanderer. Wie Götter und Göttersöhne erscheinen jene Arier den Eingeborenen in Griechenland ebenso wie in Assyrien, in Indien, in Aegypten. Auch ihre Mischlinge liefern von Nordgriechenland aus in den späteren Jahrhunderten noch dem semitisierten Südgriechenland die tapfersten Krieger; die aus dem Kontakt der schwarzen Rasse erblühende Kunst dagegen steigt aus dem letzteren nicht weiter nördlich als bis zur Stadt Pindars, bis Theben, empor. Aber die olympischen Götter tragen den arischen Typus.

Arisch sind im ältesten Hellenismus die auf die persönliche Freiheit begründete Regierungsform, die kriegerische Tüchtigkeit, die Pflege der epischen Dichtung. Wie beschränkt die königliche Macht ursprünglich war, lehrt das Verhalten des Odysseus zu den Freiern. Als die Mischung mit semitischen Elementen überhand nahm, trat die Republik an Stelle der Monarchie. Das semitische Element drängte zum Absolutismus, welchen doch in asiatischer Form das arische nicht ertrug. So entstand als Kompromiß etwas Neues:

der Despotismus einer Idee, einer Abstraktion, einer erdichteten Person: des Vaterlandes. Vor diesem beugten sich die Mischlingsgriechen, welche den Absolutismus in asiatischer Form, den Despotismus einer realen Persönlichkeit nicht ertragen wollten. Kein Arier klebt an der Scholle. Sein Vaterland ist die Welt. Aber die Griechen opferten ihrem Despoten „Vaterland" ihren persönlichen Geschmack, ihre Ideen, ihre Gewohnheiten, ihre intimsten Beziehungen, ihre natürlichen Neigungen. Es giebt eben keine schlimmere Tyrannei als die einer Idee, einer Fiktion, die von Natur gefühllos, unbarmherzig und grenzenlos unverschämt in ihren Ansprüchen zu sein pflegt. Derartige Ideen sind selten wert, was sie kosten. Die republikanische Regierungsform der Griechen führte schließlich dazu, daß man den Stolz des Bürgers auf seine Partei an Stelle der Würde des denkenden Geschöpfes setzte. Sokrates ward als Antagonist eines solchen absoluten Patriotismus selbstverständlich das Opfer des Systems.

So wenig sympathisch Gobineau die Griechen als Politiker sind, so warm huldigt er ihrer Kunst. Aber das goldene Zeitalter derselben dauerte nicht länger als ein Jahrhundert, solange eben das Gleichgewicht der arisch-hellenischen und der semitischen, der schwarzen Rasse entstammenden Elemente der Nation andauerte. Sie verfiel mit dem Ueberwuchern der letzteren. Und der Glanz der homerischen Dichtung, des Werkes des arischen Genius, ist niemals später erreicht, geschweige denn übertroffen worden. **Politisch wären die Griechen den Persern erlegen, wie sie später den Makedoniern erlagen, weil Perser wie Makedonier reinere Arier waren als die Mischlings-Griechen der späteren Zeit,** — wenn nicht der eitle Xerxes ein noch viel größerer

Narr gewesen wäre als die einander auf die niederträchtigste Weise gegenseitig preisgebenden Griechen.

Jene Urbevölkerung, welche die arischen Hellenen bei ihrer Einwanderung in Griechenland bereits mit semitischen Kolonisten vermischt antrafen und unterwarfen, gehörte, wie die Urbevölkerung Europas überhaupt, zumeist der gelben Rasse an. Lange vor der Einwanderung der Kelten und Slaven, der weißen Vorläufer der Hellenen und Germanen, wohnten in Europa die „Feen und Zwerge", welche die Dolmen und Cromlechs errichteten, deren Gegenstücke sich in Sibirien wie am Mississippi befinden. Das sind die Menschen der Steinzeit, während die Bronce- und Eisenzeit das Zeitalter der Slaven und Kelten bedeutet. Jene präkeltische gelbe Urbevölkerung hinterließ die Muschel- und Knochenhaufen in Nordeuropa und Nordamerika, die Hünengräber mit nicht verbrannten Gebeinen, die Pfahlbauten der Schweizer Seen. Während die Schwarzen in phantastischer Angst die Toten fliehen, lehrte die bei den gelben Urbewohnern des Nordens geübte Menschenfresserei diese die Ostrologie — das Plombieren der Zähne —, wie die Skelette der Dolmen beweisen. Die ältesten Ueberlieferungen der später in Europa eingewanderten Slaven und Kelten, der ersten weißen Bewohner Europas, erzählen von solchen Zwergen, welche mißgestaltet, kahlköpfig, böse, gefährlich, die Steindenkmäler der Vorzeit bewohnen, sich an Kreuzwegen treffen, Kinder der Weißen mit den ihrigen vertauschen, aber auch klug und im Besitz tiefster Geheimnisse sind, die Schätze der Berge heben, Waffen schmieden, welche sie selbst nicht gebrauchen. Sie sind geborene Sklaven mit allen Fehlern und Lastern ihrer Sklavennatur: — die Pygmäen der Ilias, die Däumlinge des Märchens, Gnomen;

vates, fadets, Faune; Peris, fairys, Feen, Elfen; Genien, Penaten: — Finnen.

Dieser Urbevölkerung machten den Grund und Boden Europas später streitig die Thrakier, Illyrier, Etrusker und Iberer. Den Thrakiern und Illyriern spricht Gobineau arischen Ursprung zu. Die Iberer waren Slaven wie die Etrusker, welche jedoch durch ihren Kultus des Nützlichen, ihre Ehrfurcht vor der Obrigkeit deutlich ihre starke Mischung mit der gelben Rasse verraten. Ihre weißen Stammväter waren Vorläufer der Slaven und Kelten. Die Gallier beweisen in ihrer Abwehr von allem und jedem Despotismus, der sie von den schwarzer Rasse entstammenden Elementen unterscheidet, deutlich ihre arische Herkunft. Sie werden in Gallien die aristokratischen Herrscher, zu welchen die Urbevölkerung in das Verhältnis von Sklaven tritt. Die Sklaverei beruht, wie alle anderen menschlichen Einrichtungen, noch auf ganz anderen Voraussetzungen als auf der Thatsache des Zwanges. Man kann sie ungehörig finden und abschaffen, wenn später jene Voraussetzungen nicht mehr vorhanden sind, aber in gewissen Epochen ist die Sklaverei legitim und besteht zu Recht. Dies war und ist stets der Fall zwischen dem Starken und dem Schwachen, welche ihre Lage beide erkennen und die billigen und gerechten Folgerungen daraus ziehen. Die Sklaven der Gallier also waren die gelbe Urbevölkerung. Von ihr entlehnten die Gallier ihre Menschenopfer; ihr Kultus trägt die Spuren dieses finsteren und tristen Einflusses. Die Druiden sind die Hüter der traditionellen Formen, des ewigen Stillstandes, den sie mit allen Schrecknissen der Unnahbarkeit schützen. Als sich die weißen Kelten mit der gelben Urbevölkerung vermischt hatten, hatten auch in anderen Beziehungen die

charakteristischen Eigentümlichkeiten der letzteren die Oberhand gewonnen. Genießen und glücklich sein verstand man im materiellen Sinne. Handel und Gewerbe, die Mittel, sich zu bereichern, um das physische Wohlbefinden vermehren zu können: das sind die wahren und ernsten Sorgen der weiß-gelben Mischlingsvölker. Demgemäß lehren denn die Weltweisen des Abendlandes ihre Schüler, das Leben so gut und so lange als möglich zu genießen. Der Haß der Armut ist ihr erster Glaubensartikel, die Arbeit und Thätigkeit der zweite. Dem Zug des Herzens und des Kopfes mißtrauen ist der herrschende Grundsatz: genießen das erste und letzte Wort.

Die Weisen des Morgenlandes dagegen, wo statt der gelben die schwarze Rasse einwirkt, lehren: sich dem Stärkeren unterwerfen, sich mit nichts begnügen, das Unglück verachten, das ist die wahre Weisheit. Der Mensch soll im Kopf und im Herzen leben, die Erde nur wie ein Schatten berühren, ohne Aufenthalt darüber hinwandeln, sie ohne Bedauern verlassen. Nach dieser Lehre des Morgenlandes macht man allmählich aus einem schönen Lande eine Wüste, deren Sand sich von Tag zu Tag dichter auf die fruchtbaren Gefilde lagert und mit der Gegenwart die Zukunft vernichtet. Nach der Lehre des Abendlandes dagegen bedeckt man den Erdboden mit Pflügen, das Meer mit Schiffen; schließlich kommt man eines Tages, indem man den Geist mit seinen unfühlbaren Genüssen verachtet, dazu, das Paradies auf diese Erde zu verlegen und sich damit endgültig zu erniedrigen.

Der Ackerbau war das Werk der Urbewohner Griechenlands, ihr Poet Hesiod. Ebenso war es in den später keltischen Ländern und in Italien. Gobineau beschäftigt

sich sehr eingehend mit Rom und seiner Vorgeschichte. Seine Sympathie für diese Mischlinge inferiorer Rassen, welche man thörichterweise „römische Nation" nennt, sind noch geringer als die für die semitisierten Athener und ihresgleichen. Das etruskische, das italiotische, das semitisierte Rom erregen in steigendem Maße seine Verachtung, seinen Widerwillen, seinen Abscheu. Rom ist der Triumph der Mittelmäßigkeit, der Prinziplosigkeit, der Ausgleichungen: — der Mängel der gelben Rasse, deren Abkömmlingen es seine Gründung verdankt, und der Fehler der schwarzen Rasse, deren Blut und Art zuletzt die Ueberhand dort gewann. Verdientermaßen ist es denn auch in der späteren Kaiserzeit der Spielball und die Domäne der germanischen Legionen und Imperatoren geworden. Und das war noch sein Glück. Die Legionen waren im kaiserlichen Rom der einzige Hort des Heils, der das Ganze noch so lange zusammenhielt. Nichts ist lächerlicher als die Meinung, daß die germanischen „Barbaren" die antike Civilisation zerstört hätten. Das hatten die degenerierten Römer selbst allmählich nahezu besorgt, als die Nordländer das Wenige davon retteten, was noch zu retten war. Was das kaiserliche Rom noch Gutes kannte, kam aus germanischer Quelle. Um die christliche Kirche und die antike Civilisation zu retten, sandte Gott der alten Welt nicht eine Schar, nein ganze Nationen als Beschützer.

So wenig es jemals eine originale römische Rasse gegeben hat, ebensowenig hat Rom jemals einen originalen Gedanken gehabt. Auch das römische Recht verdient diesen Ehrentitel nach Gobineau nicht im mindesten, und er versucht dies nachzuweisen. Fremde Nationen haben seine angeblichen Vorzüge in dasselbe hineingelesen und

hinein gedeutet. Seine Universalität beschränkt sich auf das römische Reich und romanische Völker. Die germanische Welt lehnt es ab. — Die Aufgabe Roms war es nicht, der Welt neue Werte zu schenken. Die ungeheure Macht, welche sich in seinen Händen ansammelte, brachte keine einzige Verbesserung hervor. Dagegen hat es in der Verbreitung der Begriffe und Ansichten außerordentliches geleistet; es hat die Teile der Menschheit, welche in seinen Bereich fielen, nicht erleuchtet, nicht erhoben, aber es hat sie miteinander verschmolzen. Das ist aber nach Gobineau alles andere eher als erfreulich zu nennen. Rom dankt seine Größe, seine Majestät der gemeinsamen Erniedrigung aller antiken Völker. Die Masse der sterbenden Nationen hielt es zusammen einzig durch die Gewalt, welche es bei seinen Antipoden, den „Barbaren" borgte.

Die Massen, welche die Basis unserer modernen Gesellschaft bilden, sind die Slaven, Mischlinge der weißen und gelben Rasse, welche Ackerbau, Gewerbe und Handel, die Scholle der Heimat lieben, sich unterwerfen, aber nicht sich vertreiben lassen. Sie bleiben ihren Neigungen und ihrer Aufgabe getreu, mögen die Kelten, die Geten-Goten-Chatten oder die Scythen-Saken-Sachsen (Sakensöhne) ihre Besieger und Herren werden. Diese Herren sind reine Arier oder Asen, die aus Asien, dem Lande der Arier stammen; die Amazonen sind die Mütter der Asen oder Arier. Mit ihren ungeheuren überdachten Wagen, welche ihre Frauen, Kinder, Greise und Schätze bargen, von riesigen Ochsen gezogen, waren diese Arier aus der fernen Heimat aufgebrochen, nicht um der Veränderung willen, wie die zelt bewohnenden Nomaden, sondern um eine neue Heimat, einen neuen festen Wohnsitz, ein Haus zu suchen. Ist die

neue Heimat gefunden, so ersteht ein hölzernes Haus auf steinerner Basis statt der Räder, dessen Einrichtung die des arischen Wanderwagens bleibt, — das Chalet der Schweizer, das norwegische Bauernhaus. Bewegliche Zelte haben Arier nie bewohnt, sie überließen die den niederen Rassen. Diesen überließen sie auch als geborene Herren die Arbeit für ihren Lebensbedarf. Von Norden her, über Norwegen, kamen aus Skanzia, Skandinavien, der Halbinsel der Saken, diese Arier nach Deutschland. Die Teutonen und Kimbern waren nach Gobineau durch den Einfluß solcher Vorläufer der germanischen Stämme des Nordens veredelte und regenerierte Kelten. Den Namen Germanen führen erst die Krieger Ariovists, des „Wirtes der Arier", — Germanen, Arimannen, Heermannen nennen sie sich: Ehrenmänner. Arier, Germanen bilden die Kraft Attilas, nicht seine mongolischen Horden. Neben den Goten und Sachsen kommen die Vandalen, die Longobarden, die Burgunden, die Franken als germanische Wanderer in Betracht, dazu die Fläminge und Friesen. Als diese Wanderer den Osten Europas verlassen hatten, um nach Norden, dann nach Süden zu ziehen, ließen sie den Osten wieder seinen alten Bewohnern, den Slaven, die ihn noch heute bebauen.

Die Tüchtigkeit der germanischen Arier feiert Gobineau in eingehender und begeisterter Schilderung; er widmet ihr, ehe er zur Geschichte des germanisierten Rom übergeht, eines der glänzendsten und schönsten Kapitel des ganzen Werkes. Dasselbe dient demnach zur Ergänzung der früheren Aufstellungen über die Arier.

Der Arier ist den übrigen Menschen vor allem durch den Grad seiner Intelligenz und seiner Energie überlegen. So beherrscht er nicht nur sie: — er beherrscht auch sich selbst.

Der germanische Arier, der westlichste Zweig des erlauchten Stammes, zeigt uns die Eigenschaften und Fähigkeiten seiner Familie im hellen Glanze geschichtlicher Beleuchtung, welche bei seinen Stammesgenossen vom fernen Orient aus das Dunkel der entlegensten Fernen in Zeit und Raum bis zu unserem Auge hin durchblitzen und so unserer Wahrnehmung bemerklich werden. Ihre religiösen Vorstellungen sind die reinsten und den altindischen konform. Sie kennen keinen Anthropomorphismus, keine Tempel, keine Priester. Der Mann von edler Rasse, der wahre Arier, gelangt allein durch die Macht seiner Herkunft zu den Ehren Walhallas, während die Wesen niederen Ursprungs, Arme, Sklaven, Gefangene, Mischlinge unterschiedslos den eisigen Finsternissen Niflheims verfallen. Das Haus des germanischen Ariers ist sein Herrensitz, frei von aller und jeder Belastung der Gemeinde oder der Obrigkeit gegenüber. Denn persönliche Unabhängigkeit ist sein höchstes Gut, die Sorge, sie zu erhalten, liegt ihm vor allem am Herzen. Königstitel und Königreiche wurden nur auf Schlachtfeldern gewonnen: sie begründeten Herrschaft über Besiegte, nicht über arische Stammesgenossen. In Skandinavien kam lange keine moderne Militärmonarchie auf. Und die Besiegten duldeten das sanftere Joch großmütiger germanischer Sieger lieber als vorher die brutale Gewalt der Prokonsuln. Diese Sieger selbst aber blieben inmitten slavischer, keltischer, römischer Umgebung ihrem Geschmack an Isolierung treu. Die Neigung zur Association, zum Vereinsleben, ist ungermanisch. Seine Persönlichkeit über alles stellend, ist der germanische Arier nicht einmal Patriot im eigensten Sinne des Wortes: er teilt nicht die Schwärmerei für den Erdfleck, wo er zufällig geboren ist. Seine Vorurteilslosigkeit

dem Ausländer gegenüber hängt damit zusammen: er wird dessen Vorzüge und Verdienste stets willig anerkennen.

Was andererseits Tacitus über die Germanen berichtet, ist in mehr als einer Beziehung tendenziös gefälscht. So verwechselt er die vorgermanischen Bewohner des Landes und ihre Erdhöhlen mit den arischen Herren desselben, die allein Germanen waren. Diese standen auch in ihrer geistigen Bildung hoch über dem Niveau der taciteischen Phantasiegebilde. Sie lasen Runen, ihre Frauen besaßen Kenntnis der Heilkunde, und die alten Skaldengesänge waren letzteren noch in später Zeit vertraut und lieb. Die Macht und das Ansehen der Frauen ist einer der sichersten Beweise für das Vorhandensein arischer Elemente in einem Volke. Die Hausfrau sitzt im Beowulf bei Tisch an der Seite des Gemahls; sie zieht sich vor der Beendigung des Mahles zurück, wie in England noch heutigen Tages. Ueberhaupt hat England nach Gobineau auch die altgermanischen Gebräuche bis in unsere Zeit am treuesten bewahrt. Das Christentum nahm die höhere Stellung der Frau willig von den Germanen an: der Notwendigkeit, die Ehe durch den christlichen Priester erst legitimiert zu sehen, haben sich die Germanen erst sehr spät gefügt.

Mit solchen Fähigkeiten ausgestattet wurden die Germanen die Herren der verfallenden römischen Welt. Die späteren Kaiser sind Germanen oder Söhne von Germanen gewesen. Freilich lernten sie in Rom den semitischen Grundsatz kennen: der Staat und der Kaiser dürfen a l l e s thun, für sie giebt es keine Moral. Und schließlich ging das germanische Element in den Massen unter. Anfangs konnte man noch deutlich die drei Gruppen unterscheiden: Adel — Rasse der Sieger; Bürgerschaft — Mischlinge;

Volk, Sklaven — Schwarze im Süden, Gelbe im Norden. Später entstanden neue Mischungen, neue Kombinationen. Aber auf ihrem Boden sind jene drei Grundelemente bis auf den heutigen Tag erkennbar. Sobald die ethnische Ueberlegenheit des Adels schwindet, fordern die Uebrigen Gleichheit. Die kirchlichen Würden wurden deshalb und zu diesem Zweck im Mittelalter von beiden Seiten begehrt. Der Mittelrhein und seine Umgebung wurden der Schauplatz der weltgeschichtlichen Ereignisse.

Die letzten Arier, welche Skandinavien nach Süden schickte, waren die Normannen und Angelsachsen. In Deutschland lebten Germanen, Arier, in größeren Massen in Friesland, Westfalen, Hannover und am Rhein aufwärts bis Basel; die Massen der übrigen Stämme waren beim Beginn des Mittelalters slavisch mit keltischem Einschlag. Die Normannen, welche damals auf den Schauplatz der Weltgeschichte traten, haben in Rußland die ersten Grundlagen germanischer Kultur gelegt; deutsche Provinzen, Prinzen, Beamte, Feldherren, Gelehrte und Künstler sind dort bis zu den Tagen Gobineaus Vermittler und Träger des Kulturfortschrittes gewesen. Eine Gefahr für die Freiheit des Westens von der sehr alten, durchaus nicht jugendfrischen slavischen Bevölkerung des russischen Reiches zu befürchten, ist nach Gobineau Illusion. Ihr Arbeitsfeld und ihre Aufgabe liegt im Osten, nicht im Westen des russischen Reiches. Würdige Söhne der normännischen Arier waren Gustav Adolf und Karl XII. Aber ihre Zahl blieb in Skandinavien zu klein für dauernde weltgeschichtliche Erfolge. Der letzte Ausgangspunkt germanischen Einflusses ist England geworden. Der praktische aber geschmacklose und unkünstlerische Sinn des Inselvolkes — dessen Stil momentan

bei uns, ganz richtig als legitimer Erbe des Biedermeierstils, gefeiert wird — erklärt sich aus gelber Unterlage, das in neuerer Zeit erwachte Interesse der Engländer für Kunst und Werke der Kunst durch die Einwanderung romanisierter Elemente, aus Frankreich besonders. Die Neuerungen, welche in England jetzt Beifall finden, die dort keimenden Ideen, die sich organisierenden Kräfte der Auflösung: — alles das beweist nach Gobineau die Anwesenheit einer vom Kontinent dorthin gelangten Ursache der Umgestaltung. England ist auf dem Wege, seinerseits in den Schoß der romanischen Welt einzutreten, schließt er. Und in den Schoß der römischen Kirche zurückzukehren? füge ich meinerseits hinzu.

Dem Prozentsatz der arisch-germanischen Bestandteile der Bevölkerung gemäß stehen in der ersten Hälfte des Mittelalters drei Gegenden im Vordergrund: Oberitalien, der Mittelrhein, Nordfrankreich. Im fünfzehnten Jahrhundert trat in Italien, wie einst in Griechenland nach den Perserkriegen, eine Zeit künstlerischer Blüte an die Stelle politischer Lebensfähigkeit: — die romanischen Elemente wurden Herren über die germanischen, wie die semitischen dort über die hellenischen. Die Selbständigkeit des deutschen Adels erlag zuletzt im Westen Deutschlands dem römischen Recht und der französischen Revolution. Ihm gegenüber hat die deutsche Bürgerschaft ihr Meisterstück im Hansabund geschaffen: einer Kombination keltisch-slavischer Ideen, aber von germanischer Festigkeit beseelt. Selbst das Zentrum Frankreichs, Paris, verdankt seine Ueberlegenheit ursprünglich der in seiner Umgebung besonders dichten fränkischen, also germanischen Ansiedelung. In seiner glücklichen Mischung germanischer und romanischer Ele-

mente wurde Frankreich gleich anziehend für Deutschland wie für Italien. Aber das Ideal des **gentilhomme français** wurde schließlich: alles dem König opfern, — Gut, Freiheit, Leib und Leben. Dieser der schwarzen Rasse entstammende semitische Gedanke hatte gesiegt. Ein Schritt weiter, und die Knechtschaft ist da. Während sich Frankreich romanisierte, kamen in Deutschland die keltischen Elemente empor. Es war **gaieté gauloise**, womit Hans Sachs und Rabelais ihr Publikum ergötzten, welches den arischen Sinn für die Epik der vorhergehenden Periode verloren hatte. Die ganze Renaissance war ein Wiederauferstehen der römischen Welt gegen den germanischen Geist. Die Kulturzentren verschoben sich. Rom gelangte aufs neue an die erste Stelle. Was germanische Färbung zeigte, wollte man nirgendwo mehr anerkennen. Die Renaissance war ein Kreuzzug gegen alles, was seit tausend Jahren geschehen war. Frankreich setzte das von Italien begonnene Werk fort. Das Zeitalter der Gleichheit ist infolgedessen für den größten Teil der europäischen Völker heute wiedergekehrt. Indem man sich Frankreich nähert, kommt man dieser zukünftigen Wiedervereinigung der abendländischen Nationen im Schoße eines neuen Römertums immer näher: — so schreibt Gobineau wohlgemerkt zur Zeit Napoleons III. Dasselbe geschehe, so meint er, auch in der Begünstigung der keltischen Elemente durch das moderne Neuhochdeutsche, während die reinsten germanischen Dialekte, das Friesische, das Bernische, immer unverständlicher würden. Preußen, so meint er ferner, besitze mehr germanische Hilfsquellen als Oesterreich, obschon es letzterem Ungarns wegen in seinem Kern nachstehe. Die stark arisch gefärbten Magyaren seien es, welche Oesterreich ein besonderes Maß von Lebenskraft geben.

Gegen die endgültige Romanisierung und Nivellierung wehrt sich in Europa noch die Bevölkerung in Schweden-Norwegen-Dänemark, in Hannover und am Rhein, in Elsaß-Lothringen und Nordfrankreich, in Großbritannien, wo Trümmer arischer Bevölkerung mehr oder minder gut konserviert noch am dichtesten sich vorfinden. Anderswo bemerkt man nur schwache Spuren derselben: in Spanien, Italien, der Schweiz, in Tirol; in Siebenbürgen, Albanien und vielleicht am Hindu-Kusch im östlichen Tibet. In jenen von Nachkommen arischer Bevölkerung bewohnten Gegenden schlägt noch heute das Herz der Gesellschaft und der modernen Civilisation. Man hat das von jeher gemerkt, aber den Grund dafür nicht gefunden. Und deshalb irren auch nach Gobineau diejenigen gewaltig, welche die Zukunft des Menschengeschlechts nach Amerika verlegen und dasselbe dort zu neuem Glanz erblühen sehen.

Gobineau verkennt die Schwierigkeiten durchaus nicht, welche der Einordnung der Eingeborenen Amerikas in den Konnex der Völker der alten Welt in ethnologischer und linguistischer Beziehung entgegenstehen. Er betrachtet aber, wie bereits erwähnt, und zwar aus physiologischen Gründen in erster Linie, Amerika als die Heimat der gelben Rasse, die von dort aus Asien, dann Europa, überschwemmt habe. Freilich haben auch dort Mischungen mit schwarzen Einwanderungen stattgefunden. Seine Sympathie für die Eingeborenen Amerikas ist sehr gering; er begreift diejenigen, welche darin, betroffen von der kalten, mitleidlosen und unerbittlichen Bosheit derselben, Nachkommen Kains zu erkennen glaubten. Man wird unwillkürlich an die Tragödie des Kaisers Maximilian von Mexiko erinnert. Ebenso wie der Charakter der Urbewohner Amerikas über-

schätzt wurde, so auch die Spuren von dort einheimischer Kultur. Ihre Skulpturen und Bauwerke in Yukatan stehen auf sehr niedriger Stufe. Die Kultur der Tolteken und Azteken in Mexiko weist in charakteristischen Zügen auf die gelbe Rasse hin, aber dort wie in Peru im Reiche der Inkas war die Quelle höheren Aufschwungs der Einfluß des weißen Elements; die Inkas erklärten den Spaniern, daß sie ihre Religion und ihre Gesetze von einem fremden langbärtigen Manne von weißer Rasse erhalten hätten. Es könnte nach Gobineau ein Skandinavier aus Island oder Grönland gewesen sein, in deren Zeit auch A. von Humboldt die Civilisation der Azteken und Inkas verlegt.

Wie nun die Eingeborenen Amerikas keine Civilisation selbständig zu schaffen vermochten, weil sie nicht der civilisatorischen Rasse angehörten und von ihr höchstens ganz sporadisch beeinflußt wurden, so daß ihre gebrechliche Kultur beim ersten Stoß sofort zertrümmert war, so werden auch die europäischen Kolonisten Amerikas nicht die Träger einer besseren Zukunft und neuen Blüte der Menschheit sein. Denn sie sind Mischlinge, die das Schauspiel, welchem wir in Europa beiwohnen, in der neuen Heimat aufs neue aufführen. So tüchtig die angelsächsische Gruppe sein mag, die bestimmt scheint, ihre Herrschaft über die ganze neue Welt auszubreiten, so ist doch dieses ganze Volk der Vereinigten Staaten, welches sich jung nennt, in Wirklichkeit die alte Bevölkerung Europas. Auf ihrer langen und traurigen Reise, welche diese Auswanderer in ihr neues Vaterland geführt hat, hat die Seeluft sie nicht umgestaltet. Wie sie hier abgereist sind, sind sie dort angekommen. Die Verlegung des Wohnsitzes von einem Punkt der Erde auf

einen anderen regeneriert eine mehr als halb erschöpfte Masse nicht wieder.

Mit dieser pessimistischen Dissonanz klingt Gobineaus farbenreiches Tonbild aus. Der Schluß des Werkes, worin Gobineau beiläufig eine ausgezeichnete Definition und Analyse dessen, was man später Volksseele nannte, und von ihrem Verhältnis zur Einzelpersönlichkeit des großen Mannes bereits zu Anfang der fünfziger Jahre gegeben hat, enthält eine Zusammenfassung der Ergebnisse der ganzen Betrachtung und von da aus einen Ausblick auf die Zukunft des Menschengeschlechtes. Das gegenwärtige westliche Europa und das nördliche Amerika repräsentieren die letzte mögliche Form der Kultur. Die Ausgleichung der Bestandteile des Menschengeschlechtes durch fortgesetzte Mischung und Degeneration wird zuletzt eine vollständige Gleichheit und Brüderlichkeit herbeiführen, aber das Niveau dieser letzten Menschen wird durchaus nicht etwa allgemeine Mittelmäßigkeit sein, sondern absolute Wertlosigkeit: — die letzten Menschen werden nach Gobineau nicht wert sein, daß die Erde sie trägt, und die Erde wird sie denn auch nicht länger tragen, sie werden aussterben, und die Erde wird sie überleben.

Von besonderem Interesse war für mich die Auseinandersetzung Gobineaus mit dem Christentum, bei der ich deshalb noch einen Augenblick verweilen möchte:

Das Christentum schafft nicht Anlage zur Civilisation, noch verändert es die Anlage zur Civilisation. Wenn die Mehrzahl der Menschenrassen unfähig ist, sich jemals zu civilisieren, es sei denn, daß sie sich vermischen, und wenn diese Rassen die innere Triebfeder nicht besitzen, um auf der Leiter der Vervollkommnung vorwärts zu kommen, während

auch jede äußerlich wirkende Kraft ohnmächtig ist, ihre organisch gegebene Unfruchtbarkeit fruchtbar zu machen, — soll denn darum das Christentum ganzen Nationen vergeblich leuchten, soll es Völker geben, die dazu verurteilt sind, es nie zu kennen? Nein! — Gobineau verwirft die Vorstellung durchaus, daß die Religionen mit ihren Anhängern nach Bezirken auf der Erdoberfläche eingezäunt sind, daß von einem gewissen Grade des Meridians bis zu einem andern das Christentum herrschen müsse, während von diesem Endpunkt an der Islam die Gewalt bekommen soll, um sie bis an die unüberschreitbare Grenze zu behalten, wo er sie dem Buddhismus oder dem Brahmanismus übergeben muß, während die Schamanisten und Fetischisten sich in das teilen, was noch von der Welt übrig bleibt. Er findet vielmehr, daß alle Menschenrassen mit der gleichen Fähigkeit begabt sind, in den Schoß der christlichen Gemeinschaft einzugehen. Aber er erklärt ausdrücklich, die ganz moderne Lehre nie begriffen zu haben, welche darauf hinaus läuft, die Lehre Christi derart mit den Interessen dieser Welt zusammenzuwerfen, daß man eine angebliche Ordnung der Dinge, genannt christliche Civilisation, daraus hervorgehen läßt. Das Christentum kam nicht, um das Aeußere des Menschen, die materielle Welt, zu verändern, es kam, um sie verachten zu lehren. Seine Mission ist es nicht, die Gabe des Genius auszubreiten, noch denjenigen mit Ideen zu versorgen, dem es daran mangelt. Weder Genie noch Ideen sind zum Heile notwendig. Das Christentum hat im Gegenteil erklärt, daß es die Schwachen und Niedrigen den Mächtigen vorziehe. Wenn alle gleich fähig sind es zu verstehen und seine Wohlthaten zu kosten, so hat es sich doch nicht die Mission gesetzt, sie untereinander gleich

zu machen; sein Reich, man kann es in dem Sinne, um den es sich hier handelt, kühnlich aussprechen, ist nicht von dieser Welt. Es ist nicht gekommen, um irgend eine irdische Daseinsform ausschließlich zu verherrlichen; es verwirft keine, es will sie nur sämtlich veredeln.

Demnach lasse ich, fährt Gobineau fort, das Argument der Verteidiger der Gleichheit der Menschenrassen, das die Möglichkeit, den christlichen Glauben anzunehmen, mit der Anlage zu einer unbegrenzten geistigen Entwickelung verwechselt, ganz und gar nicht gelten. Das Christentum läßt die Chinesen mit ihren Gewändern, die Eskimos mit ihren Pelzen, die ersteren Reis, die letzteren Walfischspeck essen, ganz wie es sie gefunden hat, und legt keinerlei Wert darauf, daß sie eine andere Lebensweise annehmen. Noch einmal, das Christentum ist nicht civilisatorisch, außer insofern es den Menschen besonnener und milder macht, und es hat in hohem Grade recht, es nicht zu sein.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich verzichte vorläufig darauf, die mannigfachen Ergänzungen zu diesen Ausführungen des Rassenbuches, welche die späteren Schriften Gobineaus enthalten, hier anzuschließen, weil diese übrigen Werke Gobineaus und ihr Verhältnis zu seinem Hauptwerke im Zusammenhang zu besprechen sein werden. Ich beschränke mich also zunächst auf den im Mittelpunkt seines gesamten Geisteslebens stehenden und dasselbe beherrschenden Grundgedanken Gobineaus, wenn ich nunmehr dazu übergehe, die Tragweite der Gobineauschen Hypothese zu erörtern.



## III.

# Die Tragweite der Gobineauschen Hypothese.



Welche Bedeutung ist Gobineau und seiner Hypothese zuzuschreiben?

Ist das interessant, was Gobineau sagt? Ist es wahr? Ist es neu?

Auf diese drei Fragen glaube ich hier meine Antwort schuldig zu sein, nachdem ich für den Gedankengang seines Hauptwerkes in eingehender Darlegung die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch genommen habe.

Ist es überhaupt von Interesse für mich, was Gobineau will? „Ich bin durchaus nicht geneigt, so leicht neue Götter in mein Pantheon einzulassen," antwortete mir einer unserer ersten Gelehrten, als ich ihn aufforderte, Gobineau zu lesen, — und so spricht wohl mancher mit ihm.

Wer ist Gobineau? — Was gehen mich die Rassen an?

Was dich die Rassen angehen? Besieh dich im Spiegel, der wird dir sagen, was dich die Rassen angehen! Freilich sagt der Spiegel mitunter auch unangenehme Wahrheiten, und die hört man nicht gern, am liebsten hört man sie gar nicht. Sieh in den Spiegel, der sagt dir, daß die Rassenfrage und der Rassenbegriff das allerpersönlichste Interesse hat für dich und für mich, das allerpersönlichste Interesse in des Wortes verwegenster Bedeutung. Was Lavater und Gall und so mancher andere, was in unserer

Zeit Lombroso gesucht hat, hier ist es gefunden. Man kann also doch in dem Gesicht des Nächsten lesen, im Leiblichen das Geistige erkennen. Sieh in den Spiegel und sieh in deines Nächsten Antlitz, den Spiegel des Inneren: — daher diese Neigung zu brutaler Unterdrückung des anderen, wenn er nicht im Staube vor dem Unterdrücker kriecht, daher diese alles überwältigende Sinnlichkeit, daher dieser unverbesserliche Leichtsinn, dieser Wankelmut, daher diese Freude am Läppischen, diese abergläubische Furcht vor Zerrbildern der Phantasie: — Erbteil des schwarzen Blutes, welches in den Adern solcher Menschen dominiert.

Daher andererseits wieder dieser Mangel an Idealismus, diese Philistrosität, diese Geschmacklosigkeit, diese Verachtung der „überflüssigen Dinge", wie sie Emile Souvestre einmal so ergötzlich geschildert hat, dies Behagen am materiellen Glück, an Ruhe und Ordnung um jeden Preis, der Kultus der goldenen Mittelstraße und des Nützlichen, die Angst vor dem Neuen: — Chinesentum, gelbe Rasse sind die Ahnherren solcher Niedrigkeit der Gesinnung.

Daher endlich dieses glühende Lechzen und Sehnen nach allem, was hoch, was edel, was groß ist, — dieser Idealismus, der Selbständigkeit, der Ueberzeugung alles zu opfern, dieses Gefühl für Freiheit und Ehre als höchstes irdisches Gut: — Arier, reinste Blüte der weißen Rasse, leben in solchen fernsten Nachkommen aufs neue auf. — Und alles dies heutzutage, in unserer Mischlingszeit, nebeneinander, mitunter selbst in einer und derselben Familie: — „das kommt in der besten Familie vor".

Gobineau ging von der Verwunderung über das ihn teils anziehende teils abstoßende Milieu menschlicher Gesellschaft, in der er sich fand, als er zum Nachdenken er-

wachte, aus, als er den Schlüssel des Verständnisses der Gegenwart bei der Vergangenheit suchte und fand. Er überläßt es uns, diesen Schlüssel unsererseits dazu zu verwenden, daß wir uns mit demselben das Verständnis der so rätselhaften, vor Gobineau meines Wissens von niemand ausreichend erklärten, aber thatsächlich stets vorhandenen und immer wieder aufs neue in Zeitläuften, welche den Tagen des Gleichheitsrausches folgten, empfundenen, beobachteten, mit Händen zu greifenden Ungleichheit um uns und in uns zu erschließen. Die Ungleichheit um uns her, das Unausgeglichene in uns, sie finden ihre Erklärung und ihren zureichenden Grund in der Thatsache, daß wir Mischlinge sind: — die von Gobineau, wie das alle bestätigen, die in gelben und schwarzen Ländern gelebt haben, mit Meisterschaft gezeichneten Eigentümlichkeiten der verschiedenen Rassen finden wir bald mehr bald minder rein, bald in ihren verschiedenen Kombinationen in uns und in unserer Umgebung wieder.

Ist es denn also zweitens w a h r, was Gobineau lehrt?

W a s ist w a h r? — Man hat Philosophie als Orientierung in der Welt erklärt. Erklärt Gobineau die uns umgebende Welt besser, liefert er neue Beiträge dazu, daß wir es besser verstehen, was uns Welt und Menschen fragen und sagen, daß wir uns besser in der Welt ringsum zu orientieren vermögen?

Jeder wahre Philosoph trägt e t w a s dazu bei. Ich verstehe die Welt rings um mich besser, seit ich Descartes' cogito, ergo sum begriffen habe, seit ich durch Kant Phänomena und Noumena begrifflich unterscheiden gelernt habe, seit ich bei Schopenhauer die ethischen Phänomene nach den Kategorien der Bejahung und der Verneinung des

Willens zum Leben betrachten lernte, seit ich bei Nietzsche von Herrenmoral und Sklavenmoral las. Auch Gobineaus Rassengedanke trägt zu dieser Orientierung meines Erachtens in hohem Grade bei. Wer diesen Gedanken erfaßt und verstanden hat, dem läßt er die Welt in einem völlig neuen Lichte erscheinen; wenn je, so geht uns durch Gobineau „ein Licht auf", fällt es uns wie Schuppen von den Augen, sobald wir die Tragweite seiner Hypothese zu ahnen beginnen. Eine neue Weltanschauung bahnt sich für uns an, zahllose Rätsel entwirren sich, auf mannigfache Fragen erhalten wir die Antwort, die wir längst, vielleicht, wie Gobineau selbst, zeitlebens bisher vergeblich gesucht hatten.

Sehen wir einmal zu, wie sich die Welt unter dem Gesichtswinkel von Gobineaus Rassentheorie ausnimmt, — selbstverständlich ohne mit diesen Andeutungen, den Eindrücken bei einem ersten solchen Ausblick und Streifzug, die ganze Tragweite der Gobineauschen Hypothese auch nur annähernd darlegen zu können oder gar erschöpfen zu wollen.

Wer Geologie auf Grund seiner Kenntnis der Erdoberfläche treiben, wer Botanik der Stämme, Blätter und Blüten lehren, die Wurzel ignorieren wollte, würde dem zu vergleichen sein, der sein Volkstum und die Staatsform, welche es sucht und findet, zu verstehen glaubt, ohne die Rassenmischung in Rechnung zu ziehen, aus der sein Volk entstanden ist. Kennen wir Deutschen z. B., um von noch früheren Elementen abzusehen, den slavisch-keltischen Untergrund des Landes, wo die deutsche Zunge klingt, schätzen wir den slavisch-keltischen Prozentsatz seiner Bevölkerung in der Vergangenheit und in der Gegenwart in seinem Verhältnis zur romanisch-semitischen Einwanderung den That-

sachen entsprechend in wenn auch nur annähernd richtiger Proportion zum germanischen Faktor ein, so wundern wir uns nicht länger über die auf Stammes- und Rassenverschiedenheit nur allzu fest gegründete „deutsche Uneinigkeit", die nur die offen zu Tage tretende Blüte der erwähnten Mannigfaltigkeit von Rassenwurzeln ist: — gewesen ist. Denn was in unserer großen Zeit, in der wir leben, in unserem Volke emporgekommen und sieghaft geworden ist und ihm seine Weltstellung zu erobern gebietet und gestattet, das ist der arisch-germanische, nicht der slavisch-keltische, nicht der romanisch-semitische Faktor unseres Volkstums. Als Germanen, die einzig Zukunft hätten, schätzte Gobineau noch um die Mitte des letzten Jahrhunderts die Angelsachsen auf beiden Seiten des atlantischen Ozeans, und sie allein. Die Deutschen erschienen ihm in den fünfziger Jahren — hatte er so unrecht? — als ein schwächliches, entartetes und seinen schlechteren Elementen sich auslieferndes Mischlingsvolk. Die Ereignisse des Jahres 1870 hätten Gobineau sehr persönlich noch eines anderen belehren können. Er hat wohl eher die Bestätigung seiner Ansichten über die Degeneration der romanischen Welt auf diesem Blatt der Geschichte gelesen. Aber wir sehen heute weiter, in einem Moment, wo es über die Aufgabe deutscher Weltpolitik auch dem blödesten Auge unter uns klar zu werden und zu tagen beginnt. Die Worte Patriotismus und Kosmopolitismus bekommen heute, und zwar gerade im Sinne Gobineaus, einen anderen, einen neuen und einen besseren Sinn und Klang. Die Sorte von slavischem an der Scholle haftendem Patriotismus, welche zu Gobineaus Zeiten noch ein Freiligrath in lächerlichster Weise in seinem gutgemeinten aber albernen Gedicht „Die Auswanderer" verherrlichen

konnte, diese Zeiten des elendesten Pfahl- und Spießbürgertums, des Erbteils gelber Vorfahren, sind hoffentlich denn doch nun endgültig antiquiert. Sie sind in Rauch aufgegangen und vernichtet in den Donnern der Schlacht von Sedan, unter den Klängen der Wacht am Rhein, und seit sie erscholl, ist germanischer Art und damit der altarischen Tendenz zum Kosmopolitismus im guten Sinne des Wortes, das Führertum im deutschen Lande und Volke dauernd aufs neue gewonnen und gesichert.

Wären Menschen und Dinge, wie sie sein sollten, und nicht, wie sie sind, so wäre durch Gobineau unter diesen Umständen der Weg zur „teutonischen Allianz" zwischen dem neu germanisierten deutschen Reiche und den Angelsachsen in Britannien und Nordamerika gewiesen. So wird es wohl besser dabei bleiben: Getrennt marschieren, vereint schlagen. Slavische Konkurrenz hätten nach Gobineau Germanen im Kampfe um die Weltherrschaft nie zu fürchten. Qui vivra, verra. Auch Gobineau unterscheidet männliche und weibliche Rassen und Nationen, wie Bismarck später nach ihm, zu dem Gobineau zur Zeit der Entstehung seines Werkes in persönlicher Beziehung stand. Zwar schreibt er den ursprünglichen Slaven männliche Energie des Wollens zu, aber die heutigen Slaven sind nach ihm zur Rezeptivität degeneriert, ihre Rolle ist längst zu Ende, nur germanische Einflüsse und Elemente sollen nach Gobineau, wie bereits erwähnt, in Rußland die Träger aktiver Bewegung in historischer Zeit gewesen sein.

Noch weit weniger haben nach Gobineau die germanischen Völker die Konkurrenz der lateinischen Rasse, der romanischen Welt, zu fürchten. Was er zur Zeit des zweiten Kaiserreiches in diesem Sinne geschrieben hat, hat heute be-

reits die Bedeutung einer in Erfüllung gehenden Prophetie. Spanien, wo die Inquisition ihr Werk der Ausmerzung jener Elemente der Bevölkerung begann, welche durch den Idealismus der Ueberzeugungstreue ihre arisch-germanische Herkunft bewiesen, welches der neuen Welt die Elemente abgetreten hat, die wenigstens den Idealismus des Wagemutes um irdischer Güter willen besaßen: — Spanien scheint bereits vor unseren Augen in dem Zustande angelangt, der nach Gobineaus pessimistischer Anschauung das Ende der Kulturvölker ist. Italien lehnt sich in mehrfacher Beziehung an deutsche Vorbilder an und strebt unter deutschen Einflüssen noch einmal empor. In Frankreich dagegen, wo die Dragonaden und die Guillotine, wo die blutigen Kriege des letztverflossenen Jahrhunderts die Auslese und Ausscheidung und Austilgung der Tüchtigsten und Besten gründlich besorgt haben, drängen sich die charakteristischen Eigentümlichkeiten des nunmehr dort überwiegenden der schwarzen Rasse entstammenden Faktors der schwindenden Volksmasse mehr und mehr in den Vordergrund: — unverhohlene Freude am Läppischen, an der Karrikatur, grausame Jagd auf wehrlose Tiere, abergläubischer Kultus von Amuletten, Talismanen und anderen Fetischen in alljährlich wechselnder Modeform, thatsächliche Polygamie, rückhaltlose Unterwerfung unter die Tyrannei sexueller Sinnlichkeit, welche die Bezeichnung Seine-Babel treffend charakterisiert. Kein Wunder, daß der Versuch, im heutigen Frankreich eine Parallele zur deutschen Gobineau-Vereinigung zu gründen, vorläufig gescheitert ist. Und doch auch in Frankreich in neuester Zeit noch wieder eine neu aufstrebende Richtung und Neigung der Besten unter den führenden Geistern, Anschluß an die Gedankenwelt germanischer Vor-

kämpfer anderer Ideale und Ziele, an Richard Wagner und an Friedrich Nietzsche zunächst, zu suchen. Als im Jahre 1856 der Kronprinz von Preußen dem französischen Hofe seinen Besuch abgestattet hatte, schrieb bekanntlich die Kaiserin Eugenie an eine Freundin: „Es ist eine imponierende Rasse, die Deutschen. Louis sagt: die Rasse der Zukunft. Ach was, wir sind noch nicht so weit.“ Ist es sehr unwahrscheinlich, daß Napoleon III. den Grundgedanken des kurz vorher veröffentlichten Werkes seines damaligen Gesandtschaftssekretärs in Persien gekannt hat? Ich glaube kaum. Das nächste größere Werk Gobineaus, die „**Histoire des Perses**“, ist auf Staatskosten gedruckt worden, im gleichen Verlage, wo die **Histoire de Jules César** erschien.

In völlig neuer Beleuchtung erscheint durch Gobineau, wovon ich hier ja auch ausging, die von der sozialen Frage beherrschte Lage der innerpolitischen Verhältnisse. Er giebt eine Antwort. Nietzsche hat bekanntlich die sozialistische Tendenz des modernen Europa damit erklärt, daß die einst unterworfene Rasse jetzt wieder in Farbe, Kürze des Schädels, in intellektuellen und moralischen Instinkten die Oberhand bekommen habe, während die Erobererund Herrenrasse, die der Arier, auch physiologisch im Unterliegen sei. Wollte man Sklaven, so war man ein Narr, wenn man sie zu Herren erzog, wie das in neuester Zeit geschehen ist, statt einen Typus Chinese zum Stande herauszubilden.

Daß solche Ungleichheit der Bevölkerung Thatsache ist, und daß sie auf Rassenunterschieden und Rassenmischungen beruht, ist, wenigstens was Deutschland betrifft, heute bereits in viel weiteren Kreisen bekannt, als zur Zeit, wo

Gobineau diese Thatsache zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen machte. Nicht alle Deutschen sind Germanen. Die Thatsache bestreitet heutzutage niemand mehr. Aber ihre Tragweite und ihre Folgen zu erfassen, davon ist man noch weit entfernt. Und darüber, ob diese Mischung slavisch-keltischer und germanischer Faktoren der Weg zur Degeneration oder zur Veredelung gewesen ist, pflegt man verschiedener Meinung zu sein. Es scheint zunächst, als ob man den einfachen Gang des Gedankens Gobineaus schwerlich widerlegen könnte: Edler als die Slaven und Kelten waren die Germanen. Beider Mischung hat, wie die bekannte Statistik Virchows ergab, zum Sieg der dunkelhaarigen und dunkeläugigen Kurzschädel geführt. Also hat das minder Edle gesiegt: — Degeneration, nicht Veredlung hat stattgefunden.

Wir können es auch in der That nicht nur an äußeren Merkmalen erkennen, wie weit die Sklavenrassen heute wieder die Oberhand bei uns gewonnen haben, sondern viel sicherer noch am Siege sklavischer Gesinnung. Gobineaus treffende Charakteristik der Eigenart der schwarzen und gelben Rasse liest sich an zahlreichen Stellen, als ob sie auf die Menschen, in deren Mitte wir heute leben, gemünzt sei. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Jeder Preuße trägt seinen Gendarmen in der Brust, meinte Stirner. Die Deutschen gehen noch einmal an ihrem Bedientenstolz zu Grunde, pflegte Jakob Venedey zu sagen, wie mir seine Witwe einst in kritischer Zeit erzählte. Die Masse des deutschen Volkes ist von Haus aus Sklavenrasse: — daher auch die Furcht vor den Gesetzen, einschließlich der „Naturgesetze", die doch gleichfalls Menschenwerk sind. Gebückt, mit dem Hute in der Hand, kommt man durchs ganze

Land. Was das Behagen solcher Sklavenseelen noch erhöht, — denn Schadenfreude ist bekanntlich für niedrig Denkende die reinste Freude — ist dies, daß die anderen so dumm sind, den Kunstgriff nicht zu merken, wie man's durch Kriechen, Schmeicheln und Streben so herrlich weit bringt. „Und Dulden und Schweigen beglücket den Mann," singt Amor in Glucks Orpheus. Wozu bringt man's? Zu materiellem Wohlbefinden, welches man mit Darangabe alles des Höheren erkauft, was den Menschen erst zum Menschen erhebt. Und was die untersten Schichten erstreben, wo die gelbe Nuance vorherrschen mag, wird in den höchsten Regionen heutzutage — geschieht es bewußt oder unbewußt? — vielfach begünstigt und gefördert: — schwarze Nuance! Was begünstigt man heute von oben? Sklavensinn an Stelle des noch vor wenigen Jahrzehnten gefeierten Arieridealismus. Die Kenntnis des Griechentums, desjenigen arischen Volkstums, welches uns in seinen Denkmälern des geistigen Lebens zugänglich und vertraut geworden war, wird zurückgedrängt auf die engsten Kreise, vielleicht, um schließlich auch dort eliminiert zu werden. Zur Arbeit im Dienste des materiellen Wohlseins wird einzig erzogen. Nur keine eigenen Ideen, keine Persönlichkeit, kein eigenes Wollen und Denken! Nicht wie es sein sollte, nein, wie es *ist*, wie man's macht, das muß man wissen, um durchs Examen approbierter Chinese zu werden. Wer dann fügsam, persönlich ergeben, routiniert und wohlbeschlagen in seinem Spezialgebiet dient und in diesem Dienste sich aufreibt: der ist der Gesuchte. Die Frau wird aus ihrer Stellung als Herrin des Arierhauses hinaus gewiesen und zur Konkurrentin des Arbeiters erniedrigt, mit dem sie fortan die Lasten der täglichen Arbeit im Kampf

ums Dasein teilen mag. Das Arierhaus selbst, — Max Müller erklärt das vielgedeutete **arya** ausdrücklich = Hausbesitzer — das Haus von e i n e r Familie bewohnt, dessen Besitzer zwar ein höheres Glück kennt, als das chinesische „Trautes Heim — Glück a l l e i n", dem aber doch **my house — my castle** ist, weil es ihm den von Gobineau so sehr richtig hervorgehobenen **goût d'isolement** zu befriedigen ermöglicht, es ist immer noch das Ziel des Strebens bei vielen, welche damit arische Herkunft beweisen. Aber es verschwindet in unseren modernen Städten vor der unaufhaltsam sich mehrenden Anhäufung der Massenquartiere, deren Stockwerke die einen aus Not, die anderen aus Bequemlichkeit füllen. Was das Haus durch das Leben im Kreise der Familie einst bot, das kann die Schlafstelle, aus der beim Klang der Sklavenglocke alles zur Arbeit auseinanderstiebt, nicht leisten: — so übernimmt der gefällige Staat heutzutage eine der Leistungen nach der andern, welche einst der Familie für Erwachsende und Erwachsene oblagen; er leistet — selbstverständlich Surrogate, mit der Qualität des Surrogates auch auf diesem Gebiet.

Ist man nun auf dem r e c h t e n Wege, wenn man Sklavenarbeit von allen fordert, Sklavensinn als Bedingung **sine qua non** — von allen verlangt?

Gobineaus N e i n ! wird doch noch seinen Wiederhall bei denjenigen finden, welche den germanischen Nationen, wie er, die Welt h e r r s c h a f t vindizieren. Dann ist es nicht zwecklos und widersinnig gewesen, wie Nietzsche meinte, daß man das deutsche Volk zu Herren e r z o g , was thatsächlich geschehen ist, als man a l l e Deutschen wehrhaft machte zum Waffenkampf wie zu geistigen Kämpfen: — es ist vielmehr geschehen, unbewußt vielleicht bei manchen, die dazu halfen,

weil das deutsche Volk in seinem Kern ein Herrenvolk nicht nur einst gewesen ist, sondern auch in Zukunft wieder zu werden berufen ist. Es wird in alle Ewigkeit so bleiben: Staaten werden von der Vernunft geleitet und von der Nichtintelligenz bedient, wie Gobineau sehr richtig an einer der angeführten Stellen bemerkt. Und daß die irgendwie höheren Wesen die niederen als Beute ausnützen, Menschen und Tiere, Pflanzen und anorganische Natur, ist ein System, auf welchem alles Leben beruht, wie Nietzsche nicht minder treffend hinzufügt. Anderes Leben vernichten oder das eigene Leben vernichten ist die grausame Wahl, vor welche jedes lebende Wesen auf dieser Erde gestellt ist. Man lebt nur, so lange man vernichtet, anderes Leben oder das eigene. Zwischen Grausamkeit und Mitleid ist der befriedigendste Kompromiß zu suchen. Nur das Christentum hat einen schmalen Weg zwischen beiden und die enge Pforte dazu eröffnet.

Was demgemäß angesichts der auf Rassenunterschiede und Rassenmischung begründeten Ungleichheit unserer Volksgenossenschaft an der sozialen Frage überhaupt zu beantworten möglich ist, darauf hat Gobineau die Antwort gefunden. In gewissem Sinne freilich, davon gingen wir aus, ist ihre Beantwortung unmöglich. Wollen wir unsere Volksgenossen wirklich glücklicher machen, so müssen wir daran arbeiten, ihnen das Leben zu verherrlichen, nicht sie alle gleichermaßen zu erniedrigen und zu knechten.

In diesem Sinne lehrt nun Gobineau: Man würde nicht begreifen können, daß zwischen zwei mit der gleichen Intelligenz begabten Menschen der Zustand, daß einer des anderen Sklave wäre, auch nur einen einzigen Tag bestehen bliebe. Noch unmöglicher ist es, daß die eine Hälfte einer

und derselben Rasse zur andern sagt: Du sollst mir dienen! und daß die andere gehorcht. Aber jener Zustand besteht thatsächlich und zu Recht zwischen dem Starken und dem Schwachen. Sobald daher die Ausgleichung und Amalgamierung der verschiedenen Elemente einer Gesellschaft sich zu vollziehen beginnt, ändert sich die Sachlage, die Sklaverei verschwindet. Mit der ihn auszeichnenden Großmut gegen die unterworfenen Rassen hat insbesondere der germanische Arier überall dem Besiegten gestattet, sich unter seiner Führung Ehre und Reichtum zu gewinnen und schließlich mit der Zeit seinesgleichen zu werden. Sobald die ethnische Ueberlegenheit des arischen Adels über die Mischlings-Bürgerschaft und über die gelbe oder schwarze Sklavenmasse schwindet, erträgt man auch die daraus resultierenden sozialen Einrichtungen nicht länger.

Hat demnach die geschichtliche Entwickelung uns Deutsche endgültig degeneriert, sind die germanischen Faktoren den vorgermanischen völlig unterlegen, so sind wir der Tyrannei der Einzel-Persönlichkeit nach dem Vorbild der schwarzen Rasse oder der Tyrannei des Staatswohles nach gelbem — chinesischem — Vorbild samt und sonders rettungslos verfallen. Ist aber das Ergebnis der Rassenmischung in unserem wie in anderen germanischen Ländern ein günstigeres, überwiegt die Veredlung der niederen Elemente gegenwärtig die Dekadence der höheren, so hat das Arierblut die weltgeschichtliche Aufgabe vollzogen, auch in unserem deutschen Volke ein Herrenvolk zur Weltherrschaft heranzubilden. Gobineaus pessimistische Folgerungen aus der Zeit der fünfziger Jahre brauchen wir Deutschen von heute nicht mehr zu teilen. Wir sind noch nicht am Ende unserer Kraft. Aber wir stehen am Scheidewege. Wo die Nichtintelligenz

wohnt, welche in Zukunft ein deutsch-germanisches Weltreich bedienen würde, das wird man einer um ihren Anteil an der Weltherrschaft ringenden, unaufhaltsam wachsenden und blühenden Nation nicht erst zu sagen brauchen. Man soll sie nicht länger intra muros züchten wollen, man kann, muß und wird sie extra muros finden. Negersklaven brauchen wir nicht zu importieren, etwa als freie Lohnarbeiter, und chinesische Kulis brauchen wir nicht heranzuziehen. Was an diesen Experimenten mißlich ist, hat Amerika anschaulich erlebt. Gobineaus Programm vollzieht sich vielmehr bereits in neuester Zeit in anderer Weise unter unseren Augen. Angehörige von Nationalitäten, welche nach Gobineau geringer sind als die Germanen, drängen sich von Osten und Süden her in Deutschland ein, Slaven und Romanen: — Polen und Italiener —, um uns diejenigen Dienste zu leisten, für welche deutsche Arbeiter nicht länger zu haben sind, weil sie jetzt Arbeit finden, wozu sie ihre höhere geistige Bildung befähigt und welche ihrem höher entwickelten Selbstbewußtsein und Ehrgefühl besser zusagt. Diese germanisierten Deutschen dagegen fliehen die Sklavenarbeit daheim und verbreiten sich kolonisierend über den Erdball. Die germanische Völkerwanderung beginnt aufs neue, sofort wieder, sobald dem arischen Faktor unseres Volkstums zum Siege verholfen war. Der Anfang dieses Sieges aber und dieser ganzen Bewegung war bezeichnender Weise der „Freiheits“krieg.

Zum Dienen geeignete und bestimmte Kraft mit minderwertiger Intelligenz gepaart finden wir überall da, wo wir zu dem Inhaber solcher Kraft in Wahrheit und mit Fug und Recht das sagen können, was wir zu unseren eigenen Volksgenossen, soweit sich die Ausgleichung vollzogen hat,

heute nicht mehr sagen können und also auch nicht mehr sagen sollten, — nämlich das Herrenwort: Ja, wir haben vor euch ein Recht auf Glück auf dieser Erde voraus, denn wir sind aus anderem Stoffe geformt, als ihr! Aber wir schaffen durch unsere Herrschaft glückspendende Werte auch für euch, die ohne uns in Ewigkeit ungeschaffen bleiben würden.

Zwei Seelen wohnen in der Brust der Landsleute Fausts, die nahezu alle den Fluch der Völkermischung dadurch bewähren. Die eine lockt hinab in den Schlamm, die andere empor — „zu den Gefilden hoher Ahnen", wie Goethe völlig im Geiste Gobineaus empfand. Frieden findet keiner von ihnen eher, als bis er dem vor ihm stehenden Bilde des, das er werden soll — dem Bilde des Ariers —, nachzustreben begonnen hat. So heißt das neue Moralprinzip, der Grundgedanke der Zukunftsmoral für die, welche Gobineaus Gedanken erfaßt haben: Du sollst den Arier in dir selbst und um dich her sieghaft machen und ihm die niederen Triebe der schwarzen und gelben Rasse, wo sie sich in dir und um dich her regen und nach der Herrschaft streben, zum Opfer bringen. Wollen wir Herren werden, so müssen wir Arier sein; wollen wir Herren sein, so müssen wir Arier werden. Wir müssen zum Leben erwecken und sieghaft machen, was in uns und um uns von Keimen und vom Erbteil arischer Art vorhanden ist, wir müssen die Keime und das Erbteil schwarzer und gelber Faktoren in uns und um uns her ausmerzen, austilgen, ertöten. „Nun möchte ich noch gern ein gentleman werden und setze alles daran, dieses Ziel zu erreichen," sagte mir einst ein dem niederen Mittelstand angehöriger Engländer, nachdem er

ein bescheidenes Familienglück erkämpft hatte. Er meinte das im besten Sinne des Wortes. Vornehm werden in anderem Sinne will freilich jeder Parvenü, mag ihm auch noch so völlig Sinn und Verstand dafür fehlen, jemals zu erkennen, worin Vornehmheit im Grunde eigentlich besteht.

Zunächst empfindet sich der moderne Arier, nachdem er sich entdeckt hat, freilich isoliert, wie er sich denn auch stets von der gelb-schwarz getönten Societät abgestoßen fühlte, die ihn umgiebt, als welche an ihre Herkunft von den Affen willig glaubt und ihr Paradies in irdischem Behagen sucht. Dennoch gehört auch er, wie ihn Gobineau belehrt, einer Gemeinschaft von Gleichgearteten an. Es ist die Gemeinschaft derjenigen, welche darin übereinstimmen: Wo Kampf ist, da ist Leben! — Dieser ist ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein. Arierart entspricht der heroische Lebenslauf, wie ihn Beethoven in der Eroika geschildert hat, nicht das Glück der Masse, der Herde. Das Glück der Masse dagegen ist, was selbst einen Goethe — den Gotensproß nach Herders Etymologie — nach seinem eigenen Geständnis bändigte, in wesenlosem Scheine dagegen hinter einem Schiller und seinesgleichen liegt: — das Gemeine. Und doch, wie arm bleiben diese Satten, deren Paradies auf dieser Erde liegt, von der sie klanglos zum Orkus hinab gehen, — die Gefilde der Seligen, wie sie Böcklin und Weingartner in Farben und in Tönen erschauten, — wie liegen sie fern!

Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer. Schopenhauer hat mit diesem Worte der ethischen Wissenschaft in gewissem Sinne neue Wege gewiesen. Die Moral**predigt** nahm den sozialen status quo als unabänder-

liche Thatsache hin und suchte sich damit abzufinden: — trotzdem sei Moral so oder so möglich. Dagegen fragen wir heute nicht nur nach neuen Zielen und Wegen in der Moral, wir fragen heutzutage auch: Welche sozialen Hindernisse stehen der Verwirklichung eines Zustandes, wie er sein sollte, eines moralischen status quo im Wege? Wie weit lassen sie sich beseitigen? Wenn ein weltliches Moralprinzip überhaupt ausreicht, Moral zu begründen, so kommt das aus der Gobineauschen Hypothese sich ergebende in erster Linie mit in Betracht: *Mache den Arier, dessen höchstes Gut Freiheit und Ehre sind, sieghaft in dir und um dich her!* Daraus ergiebt sich dann als eine der ersten und nächsten Pflichten die der altarischen Heiligung der Familie und der Ehe. Auf „Moses und die Propheten" hört man nicht, man sinkt und sinkt tiefer und tiefer in den Schlamm der Nachbarländer hinab. Blinde Leidenschaft und den Kultus des Sinnenrausches über alle Schranken hinaus haben die „schwarze Kunst" Lyrik und die „Romane" unserer Dichter fast ausnahmslos als einzig zu billigendes Motiv der Geschlechtsgemeinschaft zur nahezu unbestrittenen und allgemeinen Anerkennung gebracht. Man sollte aber hören auf Nietzsche und Gobineau. In der Geschlechtsgemeinschaft gründen wir die Zukunft des Volkes. Und gerade hier, dieser Kardinalpflicht, dieser Nächstenpflicht ersten Ranges, der Pflicht der nächsten und der kommenden Generation gegenüber, welche in erster Linie mit Rücksicht auf die Gebote der Vernunft, das heißt des Rassenprinzips, zu erfüllen wäre, haben Fromme und Gottlose gewetteifert, den Menschen gedanken- und vernunftloser als das Tier zu machen. Halte das Heiligtum der Ehe aufrecht: erhalte den Garten der Ehe als Heiligtum: sie

allein garantiert dir die Zukunft. Selbstpflicht, Nächstenpflicht, Gottespflicht verschmelzen hier in eins. Gobineaus Moral ist eine Moral der erfüllbaren Pflichten, eine Moral, welche thatsächlich gelebt und geübt werden kann. Grund und Ziel seines Strebens nennt Gobineau einmal die Erforschung des Verhältnisses, worin das Individuum durch die Familie zur Rasse steht.

Lichter Schein fällt von Gobineaus Rassentheorie aus auf die Gestaltung und Gruppierung der religiösen Parteien. Man hat die arische Herkunft Jesu Christi historisch glaubwürdig zu machen versucht, — selbst als Davids Sohn entstamme er einem Helden, der blond und schön war —: ein Postulat ist sie für jeden Sehenden, der die Grundzüge seines Wesens und Verhaltens erfaßt hat und von dem Unterschiede indoarischer und semitischer Weltanschauung auch nur die leiseste Ahnung hat. Die Pharisäer einerseits, die ältesten und reinsten Formen der indischen und persischen Religion — viel mehr als der so oft in Parallele gestellte Buddhismus — andererseits weisen die Wege.

Und heute? Giebt es Länder und Gegenden, wo in ihrem religiösen Leben alle gehorchen, einer befiehlt? Giebt es Länder und Gegenden, wo der Fetischismus, in Gestalt von Bilder„verehrung", Vertrauen auf Zauberei, Amulette und Talismane concediert und legalisiert, unausrottbar fortlebt? Wo in phantastischer Kombination aller möglichen Künste mit der Religion die gleiche Sinnesart sich einzig befriedigt fühlt? Sind dies nicht gerade die Länder und Gegenden, deren Bevölkerung das Siegel der Abstammung von schwarzer Rasse unverkennbar und unverlierbar trägt? Die Antwort mag Gobineau selbst, der in seinen Schriften als

ein ehrfurchtsvoller Sohn der katholischen Kirche erscheint, sich nicht gegeben haben.

Giebt es Länder und Gegenden, wo das Wort vergessen scheint: Mein Reich ist nicht von dieser Welt? Wo an die Stelle des Jenseits-Christentums, wie es die katholische Kirche ihrerseits denn doch stets betont hat, ein durchaus verweltlichtes Diesseits-Christentum getreten ist, für welches die des Mythus und des Mystischen entkleidete Religion und die Moral trotz aller Ausflüchte thatsächlich identisch sind, für welches der Verkehr mit Gott in der Befolgung seiner Gebote besteht, wie das mit breitem Erfolg im protestantischen Deutschland im achtzehnten Jahrhundert und wieder in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts der theologische Rationalismus gelehrt hat? Sind das etwa Länder und Gegenden, deren Bevölkerung in ihrem Kern dem auch hier wieder zur Herrschaft aufstrebenden Untergrunde gelber Rasse entstammt, deren reine Vernünftigkeit ihr Ideal religiöser Weltanschauung, wofür man sich mit Vorliebe an die ebionisierenden Bestandteile der heiligen Schriften anlehnt, richtiger bei dem stammverwandten Konfucius als bei Christus, dem Arier, gesucht haben würde? Selbst die betriebsame Schlauheit, womit diese Richtung, vorübergehend in den Besitz der Macht zu gelangen, kein Mittel verschmähte, wirkt völlig stilgerecht.

Giebt es schließlich Germanen und germanische Völker, in welchen der freieste Anteil an freiester Wissenschaft, Welterkenntnis und Weltherrschaft die Treue gegen den in Freiheit selbst erwählten König der Könige nicht im mindesten tangiert oder alteriert hat, — die Treue gegen den König, dem sie kraft ihres allgemeinen Priestertums der Gläubigen, der Hausvater im Kreise der Seinen, in freier

Zuversicht sich nahen, — Jenseitsmenschen, deren Hoffnungen über diese schöne Erde hinausweisen in eine reinere, höhere Welt?

Der Einsicht hat auch Gobineau sich nicht verschlossen, wo sie zu finden sind.

Auf das Gebiet der Kunst und ihrer Geschichte wirft Gobineaus Hypothese gleichfalls blitzartige Streiflichter mit überraschender Wirkung. Kunst ersteht, wie wir uns erinnern, nach Gobineau aus dem Kontakt der schwarzen und der weißen Rasse. Noch heute erfreuen sich künstlerisch ungebildete Weiße an Niggerliedern und Niggertänzen, ahmen sie nach in comic songs hier, in Karikaturen dort. Haydn und Beethoven sahen, wie berichtet wird, in Wirklichkeit aus wie „Mohren", — die Kreutzersonate war ursprünglich für einen Mulatten, Bridgetower, geschrieben. Unbeantwortet läßt Gobineau, wenn ich recht sehe, die Frage nach dem Ursprung der unleugbar thatsächlichen musikalischen, also künstlerischen Anlage der Slaven: — der Böhmen, der Polen, der Russen. Nach seiner Theorie, für welche übrigens die „dionysische" Zigeunermusik ein ausgezeichneter Beleg ist, müßte sie auf Mischung mit schwarzer Rasse entstammenden Faktoren beruhen. Und es wäre nicht das erste Mal, wenn auch hier eine richtige Theorie und Methode Thatsachen postulieren sollte, die erst später wirklich gefunden würden. Die Neigung zum Servilismus, welche bei slavischen Nationen selbst die gesellschaftlichen Formen so eigenartig gestaltet, würde sich ebendaher erklären. In deutschen Landen ist die Heimat der lyrischen Musik der Südosten, das von Slavenländern umgrenzte Oesterreich. Dort hat schon Walther von der Vogelweide singen und sagen gelernt. Sollte das „deutsche Gemüt und Gefühl", wie es Schubert

in erster Linie vertritt und zum klassischen Ausdruck bringt, weniger germanisches als vielmehr slavisches Erbgut sein?

Wo Germanen Kunst schaffen, geschieht es auf Grund einer jener einzigartigen Konstellationen, wie eine ähnliche zur Blütezeit der athenischen Kunst vorlag: leuchtend im Glanze märchenhafter Schönheit wie venezianische Gläser, unvergänglich das Kunstwerk, aber zerbrechlich die Konstellation, die es ermöglichte. Daß das Schöne die zähe Dauerhaftigkeit des Leders haben solle, ist ein thörichtes Verlangen, wie Nietzsche einmal zutreffend bemerkt; jung sterben die Lieblinge der Götter. Aber wo Germanen Kunstwerke schufen, ist es Kunst nach Griechenart: so zuletzt die deutsche Musik, welche arisches Seelenleben in einer Tiefe erfaßt, der nur die Herrlichkeit griechischer Plastik zur Seite gestellt werden kann, während die moderne Plastik allerdings meist besser ungeschaffen bliebe, wie dies die Denkmalseuche des neunzehnten Jahrhunderts der Zukunft beweisen wird. Völlig oder annähernd rassenreine Germanen freilich, die Männer des schärfsten Gedankens, der energischsten That pflegen ohne Verständnis und Interesse für Kunst, die den Namen der Kunst zu Recht führt, zu sein. Bismarcks Name genügt. Noch weniger ist Kunst die Sache der Gelben. Die Scheußlichkeiten der Aeginetengesichter, des Apoll von Tenea werden nun plötzlich verständlich: gelbe Modelle prähellenischer Herkunft! — Und Hans Sachs soll Germane gewesen sein und Germanen geschildert haben? Gobineau bestreitet es sehr mit Recht. Ich wage es, die Modelle seines Landsmannes und Zeitgenossen Albrecht Dürer ihm zur Seite in gleiche Verdammnis zu weisen. Ich kenne nur ein Germanenbild von ihm: sein Selbstporträt, das einzige, mir völlig Sympathische, was er geschaffen hat. Bezeichnend ist,

daß jeder es, als er es zum erstenmale sah, für ein Christusbild gehalten hat. Auch die Karikaturen Wilhelm Buschs, des Leibpoeten des deutschen Philisters und seiner Sprößlinge, tragen und zeigen, wenn man sie mit der schwarz getönten Pariser und Londoner Konkurrenz vergleicht, entschieden einen Stich ins Gelbe, Chinesenhafte. „Durch andere Kräfte will das Herrliche der Menschheit sich erhalten," meint Attinghausen, als er die Zukunft der aufblühenden Städte mit Seherblick erschaut. Ja, schön erhalten! — wenn es nach den Idealen und dem Schönheitssinn der Massen geht. Es ist ja glücklicherweise nur eine vorübergehende Modelaune, wenn man in Kunst und Kunstgewerbe ums Jahr 1900 den Weg nach Japan wandelt, aber tief blicken läßt es doch, und bei Jan Toorop, dem Malayen, ist man am Ziel.

Wie unsere Auffassung der Religion, der Kunst, so krankt nicht minder unser „Betrieb" der Wissenschaft am Wiederaufwärtsstreben des farbigen Faktors der einst dem Germanentum unterlegenen Urbevölkerung. Und die Gobineausche Bluthypothese macht hellsehend auch hier. Die moderne Ueberschätzung derjenigen Wissenschaften, welche dem materiellen Wohle dienen, der Dünkel, es so herrlich weit gebracht zu haben, wie niemals jemand zuvor, auf der Höhe und am Ziel der gesamten Kulturentwickelung angelangt zu sein, die Ueberschätzung des Spezialistentums mit seiner Handwerker-Arroganz und seinem Mangel an allgemeiner Bildung, am weiten Blick, an Größe der Persönlichkeit, — das alles ist allein schon beweiskräftig.

Uebrigens ist die Position der Gobineauschen Hypothese gerade der neueren Naturwissenschaft gegenüber eine entschieden günstige. Die Biologie lehnt mit

Weismann die Vererbung erworbener Eigenschaften ab und lehrt dagegen eine besondere Vererbungssubstanz, das Keimplasma, welches in den Keimzellen enthalten ist und welches nie neu gebildet werden kann, sondern sich immer nur von der Keimzelle, aus der ein Bion entsteht, in direkter Kontinuität auf die Keimzellen der folgenden Generation überträgt. Die frühere Ansicht, daß die Menschenrassen noch variabel seien und noch neue Typen bilden könnten, wird von einer anderen Richtung unter den Anthropologen, deren Hauptvertreter Kollmann ist, mit der Behauptung bekämpft, daß diese Variabilität längst erloschen sei, daß kein neuer Menschentypus sich mehr bilden könne, sondern daß durch Kreuzung und Vermischung nur noch Misch- und Zwischenformen entstehen können. Die Anthropologie ist, nachdem Kraniometrie und Schädelkunde nach dem Retzius-Camperschen Schema enttäuscht hatten, zur Anthropometrie übergegangen und befindet sich in der auch durch die von Virchow angeregte und durchgesetzte bekannte Untersuchung der Schulkinder in ganz Deutschland bestätigten Konstatierung zweier großer Urformen des Menschen, der nördlichen hellen schlichthaarigen und einer südlichen dunklen kraushaarigen, in Uebereinstimmung mit der Ethnologie und Linguistik: — aber auch, wenn man dessen beide hellfarbige Rassen einmal zusammen der dunkelfarbigen gegenüberstellt, mit Gobineau, der die zeitliche Priorität voraus hat. — Havelock Ellis hat vor kurzem eine statistische Studie über den sogenannten Pigment-Index veröffentlicht, nach welchem überwiegendes Blond und Blau bei den Männern von energischem und ehrgeizigem, ruhelosem Temperament vorherrscht, die ihre Umgebung beherrschen, in die Aristokratie aufsteigen oder we-

nigstens in die Plutokratie. Vermöge ihrer größeren Energie erlangen sie auch bei verhältnismäßig geringerer Intelligenz große Erfolge in der Welt. Die Gelehrten weisen gleichfalls einen sehr hohen Pigment-Index auf.

Aehnliche Resultate, welche in Gedankengängen erreicht sind, die zu Gobineaus Erwägungen in näherer Beziehung stehen, werden wir an anderer Stelle zu erwähnen haben.

Wie die Geschichte von Gobineau aus erscheint, hat er selbst konstruiert. Selbstverständlich mußte, wie bereits gesagt, zunächst ein Verfahren gleich der mathematischen Analysis eingeschlagen werden: Wie sahen die geschichtlichen Ereignisse aus, wenn Gobineau recht hatte? Wie nehmen sich die historischen Thatsachen unter diesem Gesichtswinkel aus? Verstehen wir sie so besser, als bisher? Gewinnen wir ihnen neue Seiten ab? Wird die Geschichte so mehr, als nach herkömmlicher Schablone gesehen, Lehrmeisterin der Gegenwart und Zukunft? Ist das der Fall, dann beweist Gobineaus Konstruktion ihre Richtigkeit selbst. Einen anderen „Beweis“ für die Richtigkeit seiner These, aus der Geschichte geführt, verlangt charakteristischer Weise einer seiner neueren Kritiker, der gegen Gobineau mit dem Argumente operiert: Jeder Sekundaner weiß doch — —. Für solche inferiore Geister, die zeitlebens Sekundaner bleiben und darauf leben und sterben, was in Sekunda gelehrt wurde, haben freilich Denker, wie Gobineau, nicht geschrieben. Jeder Sekundaner weiß . . ., was von der landläufigen herrschenden Gesichtsphilosophie bis in die Sekunda durchzusickern pflegt, nicht, was kühne führende Geister, die soeben erst am Horizont der Mit- und Nachwelt blitzartig aufleuchten, von der offiziellen Gelehrtenwelt vorläufig noch vornehm ignoriert werden, neu ersonnen haben.

Für solche dagegen, welchen weder das Konversationslexikon Quelle und Norm ihres Wissens und Denkens ist, noch die Infallibilität der wissenschaftlichen Tages- und Modegrößen, als der patentierten, approbierten und monopolisierten Wahrheitsfabrikanten und Generalpächter der Wissenschaftlichkeit über allen Zweifel erhaben, die sich vielmehr die Freiheit vorbehalten, selbst zu sehen und selbst zu urteilen, — für solche wird vielleicht das Ergebnis eingehender Auseinandersetzung mit Gobineaus kühner und großer Geschichtskonstruktion auf Grund des Rassenprinzips dieses sein: — *Jetzt* endlich erkenne, sehe ich die thatsächlichen geschichtlichen Zusammenhänge und die *wahre* Geschichte. *Diese* Geschichte war es, die ich bisher vermißte und vergebens suchte. So war Richard Wagner für Gobineau prädestiniert. Vielleicht hat man erst dann das volle Verständnis für Gobineaus That, wenn man vorher zu dem Ergebnis gekommen war, die Geschichte zu hassen, zu verabscheuen, zu verachten, welche — Mischmasch von Irrtum und Gewalt! — Unsinn, du siegst! — immer wieder den Sieg der Unwürdigen über den einzig Verehrenswerten zeigt, was dann von jenen Anbetern des Erfolges, wie u. a. Johannes Scherr sie ergötzlich an den Pranger gestellt hat, als vernünftig, weil wirklich, gepriesen wird. Gobineau giebt mir die *wahre* Geschichte: er zeigt mir, warum ich hasse, warum ich verachte, warum ich liebe, warum ich verehre, warum ich beklage, — was ich ersehne, was ich vermag. Ich gehe nicht auf Einzelheiten ein, es würde nur zu Wiederholungen führen, wenn ich nochmals z. B. hervorheben wollte, weshalb die Griechen uns so bewunderungswürdig und vorbildlich erscheinen: weil sie der einzige uns genauer bekannte Zweig der Alt-Arier sind, — vielleicht der

einzige sogar, dessen genauere Kenntnis wahrhaft lohnt, — warum die Höhe ihrer ältesten Kunst, der homerischen Dichtung, von keinem Späteren je wieder annähernd erreicht wurde. Nur eins greife ich noch heraus. Man könnte sich fragen: Ist wirklich die Größe der untergegangenen Kulturen reiner Rassen wertvoller gewesen als der Sieg des aus der Rassenmischung, welcher jene zum Opfer fielen, resultierenden Humanitätsprinzips? Aber dieses Humanitätsprinzip ist gerade selbst durchaus nicht Errungenschaft der Rassenmischung, sondern vielmehr Erbteil der Großmut arischer Nationen, und Gleiches ist diesen noch niemals von Angehörigen inferiorer Rassen oder Mischlingen mit Gleichem vergolten worden: D a h e r die oft beobachtete, nie erklärte „Intoleranz des Liberalismus".

Ist Gobineaus Lehre w a h r ? — so fragten wir uns; — ist Gobineaus Lehre n e u ?

Nein, n e u ist sie sicherlich schon insofern nicht, als sie bereits ein halbes Jahrhundert a l t ist. Daß er für die zweite Auflage nach dreißig Jahren nichts daran zu ändern sich bewogen fand, ist jedenfalls bedeutsam. Bedeutsam ist auch so manche noch bei Gobineaus Lebzeiten, so manche seit seinem Tode bis auf diesen Tag in Erfüllung gegangene seiner Prophezeiungen. Sicher ist Gobineau weder der Einzige noch der Erste gewesen, der die Rassenfrage aufgeworfen und den ersten Rang der weißen Rasse, insbesondere den Ariern zugesprochen hat. Aber es fragt sich zunächst: War Gobineaus H y p o t h e s e d a m a l s n e u, als er sein Hauptwerk schrieb?

In welchem Verhältnis Gobineau zu Vorgängern oder gleichzeitigen Forschern über verwandte Probleme steht, darüber mag man sich — auf seine Kritiker komme ich nach-

her zu sprechen — ein Urteil bilden, wenn man etwa die von ihm wiederholt angeführte kleine Schrift des der Schellingschen Schule nahestehenden Psychologen Carl Gustav Carus „Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme. 1849" durchblättert, deren Thema mit dem Probleme Gobineaus sich am nächsten zu berühren scheint. Welche phantastische Naturbetrachtung, welche unmögliche Teleologie, welche unglaublichen Machtsprüche „es muß so sein" finden wir da mit den von Gobineau verwerteten vortrefflichen Charakteristiken der gelben und der schwarzen Rasse verquickt! Man empfindet es als nahezu unmöglich, daß Gobineau fast gleichzeitig so realistisch denkt, so objektiv schildert, so unanfechtbar folgert, so durchaus modern im besten Sinn des Wortes seiner Aufgabe gegenüber steht, daß wir nach fünfzig Jahren heute bei ihm kaum die Empfindung haben, nicht einem Zeitgenossen gegenüber zu stehen und nicht mit einem Manne unserer Zeit, den unsere heutigen Probleme wie uns selbst innerlich bewegen, uns auseinanderzusetzen.

Nachdem Carus als frühere Versuche einer Einteilung der Menschen abgelehnt hat den Linnéschen, welcher rote (amerikanische), weiße (europäische), gelblich gefärbte (asiatische) und schwarze (afrikanische) Stämme nach geographischer Einteilung unterschied, den Blumenbachschen, welcher die bekannte Einteilung in die kaukasische, äthiopische, mongolische, amerikanische und malayische Rasse aufstellte, die Unterscheidung in schlichthaarige und kraushaarige, in aktive und passive Stämme, sucht und findet er einen tiefer liegenden Grund und ein mit unwiderleglicher Notwendigkeit nachweisbares Fundament seiner Einteilung in dem nicht zu verkennenden festen Verhältnis des Planeten

zum Menschen! Da die vier Zustände der Nacht, des Tages, der Morgen- und der Abenddämmerung nie von unserem Planeten weichen, so ist eine auf diesen vierfachen Zuständen des Planeten beruhende Viergliederung der Menschheit: in Nachtvölker mit dem Siegel der Sklaverei, westliche Dämmerungsvölker mit dem Siegel der Vergänglichkeit, östliche Dämmerungsvölker mit dem Siegel der Mittelmäßigkeit und Tagesvölker, welche die Ideen der Wahrheit (Hindu), Schönheit (Aegypter) und Liebe (Semiten) eingeführt haben, die einzig richtige. Diese verschiedenen Rassen haben verschiedene Schädelgrößen, also verschiedene geistige Befähigung. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Die höher befähigten Rassen besiegen die durch ihre Minderwertigkeit zum Unterliegen verurteilten. Von Rassenmischungen und Mischlingsvölkern keine Ahnung: — die auffälligsten Beispiele derart werden als „Wiederholungen" (!) der Hauptrassen charakterisiert und „erklärt".

Neu und original ist meines Wissens bei Gobineau nicht nur die großartige Konzeption seines die ganze Welt des Geschehenen und Geschehenden umspannenden Baues, der man einzig etwa Herders, von ihm, wie es scheint, nicht gekannte „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zur Seite stellen könnte. Neu und original ist der Grundgedanke seines Werkes, daß die Rassenmischung nicht nur die wahre Ursache des Verfalls der Civilisationen, sondern, wie Schemann treffend formuliert hat, der eigentliche physiologische Hauptprozeß der Weltgeschichte gewesen ist. „Gobineau hat zuerst methodisch gelehrt und bewiesen, — fährt Schemann in der Einleitung zu seiner deutschen Ausgabe des Rassenbuches fort — daß die Menschheit, die Völker und Generationen

nicht nur als Forschungsobjekt des Anthropologen und Ethnologen, sondern gerade auch als das des Kulturhistorikers und Sozialethikers vor allem ein leiblicher Organismus sind, und daß alle größten und kleinsten Leistungen des Menschengeistes, alle Vorzüge und Fehler der Nationen, daß jegliche Erhebung und jeglicher Sturz einer Civilisation, kurz, daß alles und jedes moralische und geistige Moment in der Weltgeschichte auf jenes Leibliche zurückzuführen und aus ihm zu erklären ist. Jenes Leibliche aber ist die Rasse. — —"

Der Nationalitätengedanke durchzieht das moderne Völkerleben seit einem Jahrhundert schon, und heute mehr denn je. Der Nationalitätengedanke aber ist im Grunde der Rassengedanke. Was jede Nation, das heißt jede Rassenmischung wert sei, das zu zeigen, wird die Gelegenheit nicht ausbleiben.

Wenn nun aber dieser Grundgedanke Gobineaus uns modernen Menschen trotzdem Erinnerungen und Anklänge verschiedener Art weckt, welche unbegründete Zweifel an der Neuheit seines Problems und seiner Hypothese immer wieder auftauchen lassen, so erklärt sich das eben daraus, daß Gobineaus Hypothese seit fünfzig Jahren bereits existiert und in diesem Zeitraume nicht ohne Wirkungen geblieben ist.

Gobineau ist damals gelesen, ist damals beachtet, ist damals von hervorragenden Gelehrten kritisiert worden. Sein Gedanke, für welchen die Priorität ihm durchaus zusteht, — sie ist mit Gründen und Beweisen bis jetzt nicht bestritten worden — ist folgenreich gewesen, solche Folgerungen sind uns geläufig geworden: der Ursprung derselben und der Urheber wurden und waren vergessen.

Gobineau selbst äußert hierüber in der Vorrede zur zweiten Ausgabe des Rassenbuches folgendes:

„Einer der Hauptgedanken dieses Werkes ist der große Einfluß der Völkermischungen, die man auch wohl Ehen zwischen den verschiedenen Rassen genannt hat. Zum erstenmale wurde diese Beobachtung von mir festgestellt, und, indem ich ihre Ergebnisse unter dem sozialen Gesichtspunkte hervortreten ließ, der Grundsatz eingeführt, daß dem Werte der erzielten Mischung der Wert der aus dieser Mischung hervorgegangenen menschlichen Varietät entspräche, und daß die Fortschritte und Rückschritte der Gesellschaften nichts anderes sind, als die Wirkungen solcher Verbindung. Von da wurde die unter der Hand Darwins und mehr noch seiner Schüler so berühmt gewordene Theorie von der Zuchtwahl hergenommen. Unter anderem ist das System Buckles daraus hervorgegangen, und aus dem beträchtlichen Abstande, den die Ansichten dieses Denkers von den meinigen darbieten, kann man die relative Entfernung der Wege ermessen, welche zwei feindliche Gedanken, die von einem gewissen Punkte ausgegangen sind, sich zu bahnen vermögen. — — Darwin und Buckle haben so die hauptsächlichsten Ableitungen des Stromes geschaffen, den ich eröffnet habe. Viele andere haben das, was sie von mir abgeschrieben, einfach für Wahrheiten, die sie selbst gefunden hätten, ausgegeben und ihnen dabei, so gut es gehen wollte, die Ideen der Tagesmode beigemischt. — —

Seit mein Buch erschienen ist, haben zahlreiche Erörterungen darüber stattgefunden. Seine Grundwahrheiten sind weniger bekämpft worden, als deren Anwendungen und vor allem als die Folgerungen. Die Anhänger des unbegrenzten Fortschritts sind ihm nicht günstig gesinnt

gewesen. Der gelehrte Ewald brachte die Meinung in Umlauf, es sei eine Eingebung der extremen Katholiken; die positivistische Schule hat es für gefährlich erklärt. Gleichwohl haben Schriftsteller, die weder Katholiken noch Positivisten sind, aber heutzutage einen großen Ruf besitzen, ohne es zu gestehen, seine Grundwahrheiten und sogar ganze Abschnitte daraus inkognito in ihre Werke hineingebracht, und überhaupt hat Fallmerayer nicht unrecht gehabt, wenn er sagte, daß man es öfter und reichlicher benutzt habe, als man zuzugeben geneigt war."

Ich kann hier auf das Verhältnis Gobineaus zu Darwin und Buckle sowie zur positivistischen Schule nicht näher eingehen. Es wäre übrigens sehr erwünscht, wenn dasselbe von berufener Seite erörtert und wenn eruiert würde, bei welchen Autoren und Schriften sich Gobineaus wiederholt ausgesprochene Behauptung, daß ganze Partien seines Rassenbuches ohne Angabe der Quelle in angesehene wissenschaftliche Werke übergegangen seien, etwa bestätigt fände. Ohne Beweise zu besitzen, kann er solche Plagiate doch unmöglich denunziert haben. Was Darwin betrifft, so hat er bekanntlich seinem Hauptwerke „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der bevorzugten Rassen im Kampfe ums Dasein", welches 1859 erschien, eine historische Skizze von dem Fortschritt der Meinungen über die Entstehung der Arten bis zur Veröffentlichung seines Werkes vorausgeschickt. Darin geht er von Lamarck aus und stellt als merkwürdiges Beispiel von der Art, in der sich gleichartige Ansichten gleichzeitig bilden, fest, daß in den Jahren 1794 bis 1795 Goethe, Geoffroy Saint-Hilaire und Erasmus Darwin zu dem gleichen Schluß über die Entstehung der Arten kamen. In

seiner Selbstbiographie führt Darwin die ersten Anregungen zu seinen Lehren vom Kampf ums Dasein und von der natürlichen Auslese auf Malthus zurück. Als Gobineaus Rassenbuch erschien, war Darwin bereits eifrig mit der Ausarbeitung seines Werkes beschäftigt; Buckles Geschichte der Civilisation in England ist in den Jahren 1857 bis 1860 erschienen. Die wenigen Jahre zeitlicher Priorität immerhin verwandter Gedankengänge, welche Gobineau voraus hat, können hier allein nichts für ihn beweisen.

In Fallmerayers nach dem Erscheinen des Rassenbuches geschriebenen Studien und Kritiken *) habe ich keinerlei Erwähnung Gobineaus gefunden. Ewald hat die von Gobineau angeführte Beurteilung desselben in den Göttingischen gelehrten Anzeigen **) veröffentlicht. Er erkennt sofort die Tendenz der Gobineauschen Ausführungen. Der Verfasser, meint er, will offenbar die wissenschaftliche Waffe, deren sich die Gleichmacher bedient haben, durch die Wissenschaft selbst ihnen entreißen. Steht ursprüngliche und ewige Ungleichheit der Völker und Geschlechter fest, wer wird dann noch nach Rousseau-Voltaireschen Menschenrechten fragen können, wer noch an einen unendlichen Fortschritt des ganzen Menschengeschlechts, an eine mögliche Civilisation aller Völker glauben? Aber diese Tendenz ist ihm unsympathisch. Die Wissenschaft soll sich von den Wechseln und Leidenschaften der Gegenwart ungetrübt

*) Jakob Philipp Fallmerayer, Gesammelte Werke, herausgegeben von G. M. Thomas, 3 Bände. Leipzig 1861, enthalten nach des Herausgebers Erklärung die meisten der in späteren Jahren geschriebenen Arbeiten desselben.

**) Göttingische gelehrte Anzeigen. 69, 70. Stück (1. Mai und 4. Mai 1854). H. E.

erhalten und doch nicht hochmütig sich über sie erheben, sondern zu den unentschiedenen Dingen dieser Zeit nur zu dem Zwecke herabsteigen, um sie zu entwirren und zu heilen. Damit genehmigt Ewald freilich denn doch tendenziöse Anwendung der Wissenschaft; nur müssen die Tendenzen ihm sympathisch sein. Das war so seine Weise. Jesuitische Luft, meint er, umdüstere den Verfasser des Rassenbuches, wie so viele der übrigens achtbarsten Männer jener reaktionären Zeit. Um die Kirche nicht zu verletzen, lehre er, Adam sei nur Vater der weißen Menschen. Wenn man aber aus festen Gründen, geschichtlichen, sprachlichen, leiblichen, beweisen zu können glaube, daß die Menschen aus mehreren verschiedenen Arten hervorgingen, so wäre es, nach Ewald, lächerlich, diese wie irgend eine Wahrheit verkennen oder leugnen zu wollen, weil sie die Vorstellung und Sprache der Bibel gegen sich habe. Aber jener Beweis werde nie erbracht werden können. Grund: „Wir haben die Ahnung (!) und das höhere Gefühl (!), daß alle Menschen trotz ihrer jetzigen unendlichen Spaltung und Verschiedenheit dennoch in allen den letzten und höchsten Beziehungen, wodurch der Mensch Mensch und nicht Tier ist, eine Einheit bilden und insofern alle als sich gleichstehend betrachtet werden müssen." Wären die Menschen ungleich, so könnte man ihnen ja nicht gleiche Gesetze, ein Völkerrecht geben. Wenn die Ungleichheit der jetzigen Menschenarten bewiesen wäre, dann würde die biblische Vorstellung und ein Hauptstück der wahren Religion zerfallen: Für alle Menschen aller Völker ein wahrer Gott, ein höchstes Gesetz, ein klares Recht.

Daß Gobineau der Menschheit dasselbe Ziel einer allgemeinen Ausgleichung prophezeit, wenn auch nicht als ein

wünschenswertes und erfreuliches, hätte Ewald auch damals schon, in jenen ersten Bänden des Rassenbuches, finden können. Aber er geht auf weitere Einzelheiten der Gobineauschen Begründung seiner Hypothese überhaupt kaum ein. Gobineaus Lehre widerspricht seiner „Ahnung" und seinem „höheren Gefühl", — also ist sie von vornherein verwerflich.

Eine eigene Gegenschrift hat der rühmlichst bekannte Sprachforscher Pott*) dem Gobineauschen Rassenbuche gewidmet. Die Argumentation ist ähnlich, wie bei Ewald. Die deutsche Wissenschaft hat damals ihrem Ruhmeskranz kein neues Blatt hinzugefügt. Gobineaus aristokratische Lehre widerspricht auch nach Pott erstens dem landläufigen Humanitätsideal, ist unerwünscht und trostlos, und zweitens ist sie zu kühn. Noch ist es zu früh. Man kann das alles nicht beweisen: also soll man es auch nicht behaupten. — Daß geniale Menschen gerade durch Aufstellung kühner heuristischer Hypothesen der Menschheit und der Wissenschaft Dienste von unberechenbarer und entscheidender Wichtigkeit leisten können, ahnte man in der Enge jener Kreise wohl noch nicht. Nach einer neueren Anwendung der Rassentheorie**) sollen es übrigens gerade germanische Geister sein, welche künstlerisch-wissenschaftliche schöpferische Kraft besitzen, Kelten und Slaven müssen gesehen und betastet haben, was für sie wissenschaftliche Wahr-

*) A. F. Pott, Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, unter besonderer Berücksichtigung von des Grafen von Gobineau gleichnamigem Werke. Ein ethnologischer Versuch. Lemgo und Detmold. 1856.

**) H. Driesmans, Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. Leipzig 1901. (Goethe — Newton; Darwin — Virchow.)

heit sein soll. — Den weiteren Inhalt des Pottschen Buches bilden eingehende meist sprachwissenschaftliche Einwände gegen Gobineaus Begründung seiner Hypothese, welche gegen die Richtigkeit der Hypothese selbst wenig oder nichts beweisen, übrigens auch zum Teil heute bereits zu Gunsten Gobineaus antiquiert sind, so Potts Erstaunen über eine finnische Urbevölkerung Europas, über arische Herkunft der chinesischen Kultur, über schwarzrassige Zigeunerinstinkte u. s. w.

Daß die heuristische Verwendbarkeit einer intuitiv gewonnenen Hypothese den Wert derselben wesentlich bestimmt, diese Erkenntnis lag damals, als man eben erst von der Intuitions-Philosophie zur Empirie übergegangen war, in Deutschland noch fern.

In Frankreich dagegen haben die Grundgedanken Gobineaus in früherer und neuester Zeit mehrfach Verwertung und Bestätigung und Anerkennung gefunden.

So beruhen E. Renans Geschichte der semitischen Sprachen 1859 und H. Taines Geschichte der englischen Litteratur durchaus auf Gobineaus Theorie der beharrlichen und unabänderlichen Eigenschaften der Menschenrassen. Nahe stehen der Gobineauschen Auffassung *) G. Le Bon, Lois psychologiques de l'évolution des peuples. 1898; — G. Vacher de Lapouge, Les sélections sociales. 1896. — l'Aryen. 1899. — The fundamental laws of anthroposociology. 1897; — Graf P. de Leusse, Etudes d'histoire ethnique depuis les temps préhistoriques jusqu'au commencement de la Renaissance. 1899.

*) Vgl. L. Schemann, Neuere Bewegungen auf den Gebieten der Geschichts- und Völkerkunde. 1901.

Von deutschen Forschern ist diesen Sozialanthropologen vor allem O. Ammon zur Seite zu stellen, von dessen Schriften hier genannt seien: Die natürliche Auslese beim Menschen. 1893. — Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. 1895. (1896. 1900.) — Zur Anthropologie der Badener. 1899. — Ferner u. a. Albrecht Wirth, Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. 1901. — H. Driesmans, Kulturgeschichte der Rasseninstinkte (I. Das Keltentum in der europäischen Blutmischung. — II. Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung). 1901.

Auch E. Dühring, Sache, Leben und Feinde 1882, hat, worauf H. v. Wolzogen*) zuerst hingewiesen hat, dem Gobineauschen Rassengedanken nahe verwandte Ueberzeugungen ausgesprochen: „Auch ist mit der Vertiefung der Rassenfrage, welche der Geist des achtzehnten Jahrhunderts völlig unkundig verkannt hatte, eine neue Aufgabe geschaffen. Die Auseinandersetzung der Nationalitäten und Rassen nach Außen und im Innern ist bis zur ernstesten Blutfrage zugespitzt worden. An die Stelle der bloß eingebildeten Eigenschaften und unwahren Konventionen erwägt man das wirkliche Naturell der Rassen und Völker. Mit dem Streben nach einem Fonds allgemeiner menschlicher Gleichheit hat sich unwillkürlich auch ein entsprechendes Geltendmachen der natürlichen Ungleichheiten und ihrer Kulturfolgen verbunden. Noch aber fehlt es in der Kreuzung von Bestrebungen und Gegenbestrebungen dieser Art an einem orientierenden Kompaß. — — Blut und Abstammung sind die Hauptsache, alles Uebrige ist nur eine

*) Hans von Wolzogen, Die Religion des Mitleidens und die Ungleichheit der menschlichen Rassen. 1883.

Schöpfung davon. Das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts wird vor dem achtzehnten die tiefere und allgemein verbreitete Einsicht in die geistige, soziale und politische Bedeutung der Rassenunterschiede voraus haben. Es ist die bessere Menschheit selbst und das Ideal des edleren Lebens, wovon zunächst die Einschränkung und weiterhin die Ausrangierung der verdorbenen und verderbenden Rassenelemente gefordert wird."

Man schreibt so viel über Nietzsche: — es ist mir auffällig, daß man die Beziehung einiger grundlegenden Ansichten dieses Denkers zu Gobineau noch so wenig bemerkt hat. Einzig bei Riehl*) fand ich eine darauf bezügliche Stelle: „Gobineau wollte aus den unebenbürtigen Vermischungen mit fremden Rassen den Verfall der Civilisation erklären; Nietzsche, der sicher Gobineau kannte, leitet aus ihnen den Verfall des Menschen ab." Gobineau ist vielmehr der geheime Quell, welcher die Unterströmung speist, die das um Nietzsche wogende Leben der Gesellschaft der Gegenwart bewegt. Nur von Gobineau aus ist der spätere Nietzsche völlig zu verstehen und richtig zu deuten.

Auch nach Nietzsche sind die Menschen nicht gleich, sondern verschieden: — Herdenmenschen und höher geartete, vornehme Menschen. Und diese Ungleichheit ist auch bei Nietzsche eine natürliche, physiologisch begründete. Blonde Herrenmenschen, Nachkommen der schweifenden blonden Bestie, wie sie schließlich in germanischen Dörfern mit isolierten Wohnungen seßhaft wurden, empfinden den in keltischen Dörfern zusammengepferchten Herdenmenschen gegenüber, daß die letzteren in alle Ewigkeit bestimmt seien,

*) A. Riehl, Friedrich Nietzsche, Der Künstler und der Denker. 1897. S. 105.

solchen Wesen, „wie **wir** sind“ — freien, vornehmen Seelen — zu dienen und zu gehorchen. Allein die dunkele Sklavenrasse kommt wieder empor; sie fragt die soziale Frage: Warum sind **wir** nicht Herren? immer unbescheidener. Und statt sich ihnen entgegenzustellen, verliert sich die Herrenrasse an sie, wird physisch und geistig dekadent, altruistisch, und besitzt nur noch die römische Kultur der Bildungsphilister, die Schmuck und Schein ist, nicht mehr originale Kultur nach Griechenart. Was Gobineau Degeneration nennt, heißt bei Nietzsche Dekadence. Schließlich werden die letzten Menschen, im Besitz vollendeter Mittelmäßigkeit und Niederträchtigkeit, jede hohe und große Erregung sorgsam meidend, behaglich blinzelnd ihre Klugheit rühmen: — ganz wie bei Gobineau.

Allein Zarathustra, der Umwerter aller Werte, — wie einst der persische Zarathustra die indischen Götter zu Teufeln umwandelte, und die Teufel zu Göttern — Zarathustra lehrt den höheren Menschen, den Uebermenschen. Das ist aber nach Nietzsche der für sich selbst bedürfnislose, der Betrachtung und dem Unterricht lebende, für andere sinnende Weise und Heilige, der den Brahmanen Gobineaus gleicht, die in den Wäldern Indiens lehrten: „Wir sind die erhabensten der Menschen, und niemand hienieden ist uns vergleichbar. — — Kraft vieler Tugenden sind wir von Stufe zu Stufe dahin gelangt, wo die Könige selbst im Staube zu unseren Füßen liegen. Immer von einem einzigen Ehrgeiz getrieben, nach Größe ohne Schranken trachtend, arbeiten wir daran, Götter zu werden.“ — Nietzsche lehrt nun freilich im Gegensatz zu der pessimistischen Auffassung Gobineaus, daß eine bessere Zukunft durch bewußte Züchtung neuer Mischlingsrassen, z. B. aus blondem märkischem Adel und

semitischem Genie des Geistes, Geldes und der Geduld, herbeizuführen sei. In diesem Optimismus, dieser Hoffnung auf die Vortrefflichkeit zukünftiger Mischlingsrassen, trifft mit ihm H. St. Chamberlain zusammen. Daß übrigens Nietzsche Gobineaus Rassenbuch gekannt und hoch geschätzt hat, haben mir sowohl seine Schwester *) als auch sein vertrautester Freund in Basel, Herr Professor Dr. Overbeck bestätigt.

In der vielgelesenen Schrift H. St. Chamberlains über „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. 1899" ist weiteren Kreisen erst recht nichts anderes als Gobineausche Gedanken zur Kenntnis gebracht worden. Jeder Leser dieses Buches, der meinen Ausführungen und Anführungen bis hierher gefolgt ist, wird mir darin ohne weiteres zustimmen. Chamberlains Buch wäre ohne Gobineau einfach unmöglich gewesen: es ist überhaupt nichts anderes als eine Auseinandersetzung eines selbstständig denkenden und urteilenden Lesers mit Gobineaus Theorie von der einzigartigen Vortrefflichkeit der Arier — die Semiten, auch ihre religiöse Bedeutung, unterschätzt Chamberlain noch mehr als Gobineau, die Römer dagegen stellt er hoch —, von dem durch Mischungen hereingebrochenen Völkerchaos, von der Rettung, welche der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte brachte. Allein Rassen nennt Chamberlain nicht mit Gobineau und dem allgemeinen Sprachgebrauch die — wenn auch hypothetischen — Urtypen der Menschheit, sondern er hofft mit Nietzsche auf werdende edle „Rassen", die durch Mischungen gerade zu züchten seien, wie Obstbäume und Rennpferde. Diese

*) Vgl. E. Förster-Nietzsche, Einleitung zu „Die Philosophie Friedrich Nietzsches von Henri Lichtenberger". 1899. S. XLIII.

seine Umkehrung des Gobineauschen Werturteils ist wundervoll auf die modernen Engländer zugeschnitten; alle Merkmale von Gobineaus Charakteristik gelb-weißer Degeneration treffen hier zu. Ob es gentlemanlike war, daß Chamberlain der französischen Quelle seines unverdienten Ruhmes kaum anders als mit den verächtlichsten Ausdrücken unter groben Mißverständnissen oder Entstellungen gedenkt, darüber dürfte unter den Deutschen, die heute für Gobineaus Werk eintreten, voraussichtlich nur eine übereinstimmende Meinung herrschen.

Aber ist nicht Gobineaus Lehre, weil fünfzig Jahre alt und seit fünfzig Jahren wirksam, heute veraltet?

Selbstverständlich! meint so mancher Vertreter der von Gobineau treffend gekennzeichneten römisch-romanischen Weltanschauung, jener Ueberhebung, an der Spitze der Civilisation zu marschieren, am Gipfel und Ende aller Weisheit angelangt zu sein. Selbstverständlich um so mehr, als Gobineau, wenn er recht hätte, ihm persönlich, sehr persönlich, eine höchst unbehagliche und unangenehme Selbsterkenntnis aufzwingen würde.

Wann ist eine Lehre veraltet? Etwas müssen wir doch vom naturwissenschaftlichen Jahrhundert gelernt haben, naturwissenschaftlich geschultes Denken sollte man mitbringen ins zwanzigste Jahrhundert: Aufgabe der Wissenschaft ist es, Thatsachen zu sammeln und die beste Hypothese zur Erklärung dieser Thatsachen und ihrer Beziehung zu einander zu suchen und ausfindig zu machen. Ist Gobineaus Werk etwa eine Beschreibung von ihm zuerst beobachteter Thatsachen? Eine so unsinnige Annahme scheint man zu hegen, wenn man Beweise für die Details seiner Geschichtskonstruktion von ihm fordert oder ihn damit wider-

legt zu haben behauptet, daß man die abweichende Ansicht irgend eines neueren Forschers zur Widerlegung eines Gobineauschen Details anführt. Natürlich ist in jenen fünfzig Jahren, seit Gobineau schrieb, viel neues Detail bekannt und durchforscht worden. Aber mit Recht hat Schemann darauf verzichtet, mit seiner Uebersetzung eine Neubearbeitung zu verbinden. „So gewiß man die Ergebnisse der neueren Forschung," schreibt er, „gegen viele Einzelheiten der Gobineauschen Beweisführung mit Recht wird ins Feld führen können, so gewiß erschien es mir andererseits, daß sie die Quintessenz des Ganzen, den eigentlichen Kern- und Grundgedanken des Werkes, nicht tangieren werden. Damit aber war es mir denn als Pietätsgebot gegeben, ein solches Werk, dessen Umarbeitungen ohnehin eine durchaus willkürliche, vergängliche, vielleicht nach einem Jahrzehnt schon wieder zu ändernde Gestalt tragen müßten, in seiner monumentalen Urgestalt zu belassen."

Man irrt vor allem gewaltig, wenn man ein ethnographisches und anthropologisches Sammelwerk bei Gobineau sucht, dessen Wert durch die Reichhaltigkeit und Neuheit des Inhaltes bedingt wäre. Nein, Gobineaus Werk ist eben die Aufstellung eines regulativen Prinzips, einer heuristischen Hypothese von unberechenbarer Tragweite. Diese Hypothese erklärt eine ganze Reihe bisher nicht erklärter oder für unerklärlich gehaltener Thatsachen, sie leistet, was keine konkurrierende Hypothese vorher und seitdem annähernd zu leisten vermochte.

Nun ist eine Hypothese falsch oder veraltet, wenn entweder Thatsachen angeführt oder neu entdeckt werden,

welche sie nicht zu erklären vermag, oder wenn eine bessere Erklärung der beobachteten Thatsachen durch eine andere, neuere Hypothese stattgefunden hat. Hypothesen können also veralten, neue Thatsachen können entdeckt, bessere Hypothesen können aufgestellt werden. Ist Gobineaus Lehre veraltet? heißt demnach: Sind seit Gobineau bessere Hypothesen zur Erklärung des vorliegenden Thatbestandes aufgestellt worden? Sind seit Gobineau Thatsachen entdeckt worden, zu welchen seine Hypothese nicht paßt?

Ich bin geneigt, solange bis ich eines Besseren belehrt werde, die erste dieser Fragen vorläufig zu verneinen. Was die zweite Frage betrifft, so hat Gobineau selbst die Sachlage ganz richtig in einer bereits angeführten Stelle formuliert: Wenn eine Civilisation entdeckt wird, deren treibende Kraft nicht die Weißen gewesen sind, oder ein Verfall einer Civilisation, dessen Ursache nicht Mischung der Kulturträger mit Farbigen gewesen ist, so ist es offenbar, daß die gesamte in diesen Blättern auseinandergesetzte Theorie falsch ist.

In vielfacher Hinsicht sind Gobineaus Annahmen inzwischen bestätigt worden. Eines Beweises bedürftig erschien damals Gobineau selbst seine Voraussetzung des arischen Ursprungs der ägyptischen und chinesischen Kultur. Was zu seiner Zeit unerhört war, ist heute im allgemeinen anerkannt. (Ebers, von Richthofen.) — Präkeltische Urbewohner Europas, **Homo Alpinus** und **Homo Mediterraneus**, ziemlich genau so, wie sie Gobineau geschildert hat, nimmt die moderne Anthropologie nahezu übereinstimmend als erwiesen an. Ob der Arier, wie man heute will, als **Homo Europaeus** in unserem Erdteil seine Urheimat hat, oder, wie Gobineau und seine Zeit annahmen,

in den nordasiatischen Gegenden mit ähnlichem Klima, welches die gleiche pädagogische Wirksamkeit an ihm entfalten konnte, ist schließlich für die Bedeutung von Gobineaus Hypothese irrelevant. Gobineaus Annahme, daß die Semiten Mischlinge schwarzer und weißer Elemente sind, findet je länger je mehr Beifall; wie sie Roms Verfall und Entartung, der sich unter Ausrottung der Besten vollzog, mit herbeiführen halfen, bis die germanischen „Barbaren" ein germanisches Rom ermöglichten, hat kürzlich wieder ein Schüler Mommsens, O. Seeck (Geschichte des Untergangs der antiken Welt. I.) in wesentlicher Uebereinstimmung mit Gobineau nachgewiesen. Gobineaus chronologische Annahmen in Bezug auf Indien, Persien, Aegypten sind gleichfalls nicht verhängnisvoll für seine Theorie, auch wenn er mit seiner Zeit geirrt haben sollte. Ob es ursprünglich drei Rassen — Urtypen — gab oder eine beliebige andere Zahl, wie man dieser oder jener Schwierigkeit zu Liebe, deren Beseitigung im Laufe der Zeit denn doch nicht ausgeschlossen ist, vielfach annimmt, ist endlich nicht minder unerheblich, so lange keine den Weißen überlegene Rasse entdeckt ist.

Die Stelle, wo mir ein Angriff auf Gobineau infolge neuerer Entdeckungen gegenwärtig einzig möglich scheint, hat schließlich Gobineau merkwürdiger Weise sogar geahnt. Am vorsichtigsten drückt er sich in Bezug auf die assyrische Kultur aus. Wenn die Sumerer, welchen die neuere Assyrologie den bis ins fünfte Jahrtausend vor Chr. rückwärts zu verfolgenden Ursprung der gigantischen Kultur des Euphrat- und Tigrislandes und seiner Umgebungen zuschreibt, ihrer Sprache nach nicht nur keine Semiten, sondern auch keine „Indogermanen", also keine Arier ge-

wesen sind, so scheint hier einzutreffen, was Gobineau selbst postulierte: eine Civilisation ist entdeckt, deren treibende Kraft *nicht* Weiße gewesen sind. Wir wollen selbstverständlich nicht unvorsichtiger sein als die Fachwissenschaft, welche sich über die sumerische Frage immer noch nur mit der größten Zurückhaltung äußert. Es fragt sich für uns:

1. Sind die Sumerer Weiße oder Farbige gewesen? Wohin weist die Kopfform des einzigen bis jetzt konstatierten plastischen Sumererporträts im Berliner Museum? Wohin die sumerische Sprache?

2. Ist es ausgeschlossen, daß die Bewohner von Sumer und Akkad identisch mit Gobineaus „Hamiten“ (den ersten Begründern einer Kultur im Euphratland) sind, und aus welchen Gründen?

3. Ist die sumerische Kultur *der Urzeit* in der That schon das, was Gobineau eine Civilisation nennt?

4. War Gobineau dazu verpflichtet, oder giebt er in charakteristischer Großmut seinen Gegnern zu, was er nicht einzuräumen brauchte: daß die Existenz *einer einzigen* nichtarischen, vielleicht nicht weißen Kultur als *Ausnahme* wirklich die Gültigkeit der *Regel*, daß Civilisation arischen oder doch weißen Ursprungs zu sein pflegt, vernichtet?

Ich muß mich im übrigen selbstverständlich in diesen Blättern, welche nur dazu bestimmt sind, das *Interesse* für Gobineau anzuregen, aus tausend und einem Grunde bescheiden, auf eine erschöpfende Beantwortung aller dieser Fragen zu verzichten. Diese Antworten muß die Fachwissenschaft geben, ihre Antworten muß ein philosophisch — im besten Sinne des Wortes — geschulter Geist überwachen, kontrolieren und abschätzen. Man korrigiere veraltetes

Detail, man versuche es, ob etwa Neuentdecktes sich in Gobineaus Konstruktion einordnen läßt. Man lese vor allem Gobineau selbst. Nur verschone man uns mit solchen Einwänden, wie sie bisher fast ausschließlich gehört wurden, welche auf völlig ungenügender, lückenhafter und oberflächlicher Kenntnis des Details in Gobineaus allerdings erst in neuester Zeit in deutscher Uebersetzung erschienem Werke beruhen. Man verschone uns insbesondere mit Einwänden, worin von Gobineau selbst bereits gekannte, erörterte, anerkannte, bekämpfte oder widerlegte Momente, wie z. B. die Bedeutung des Naturmilieus und des Klimas, erfreuliche Ergebnisse von Rassenkreuzungen u. s. w., uns als Instanzen erster Ordnung entgegengehalten werden, von anderen, schlimmeren, Gobineau, dem Toten, gegenüber verübten Dingen hier zu schweigen. Und man führe schließlich nicht als feststehende Thatsachen und Ergebnisse der Wissenschaft an, was selbst nur Einfall des neuesten Modegelehrten ist und durch das nächste Modebuch schon wieder umgestürzt sein wird oder werden kann. Man überlasse das den Sklavenseelen, welche auch in dieser Beziehung ohne die Despotie eines Fetischs, mag er immerhin „Wissenschaft" heißen, nicht leben können, die — unselige Erben neugieriger schwarzer Vorfahren — stets bereit sind, das schlechte Neue, wofern es nur neu ist, dem bewährten Alten vorzuziehen, und die, wie die semitisierten Athener zu des Apostels Paulus Zeiten, auf nichts erpichter sind, als etwas Neues entweder zu sagen, oder doch wenigstens zu hören.

Unsere Zeit ist freilich eine suchende Zeit, aber doch auch eine empfängliche Zeit. Sie sucht eine einheitliche Weltanschauung, welche die Besten befriedigt, die Schwankenden festigt, die Aufwärtsstrebenden erhebt. Sie sucht nach

Großem, Hohem, Verehrungswürdigem, nach führenden Geistern um so mehr, als die, welche von Gottes und Rechts wegen, nämlich von Amts wegen ihre Führer sein sollten, die offiziellen wissenschaftlichen Tagesgrößen, welche in ihrem Spezialitätenkultus befangen bleiben, aber Autorität auch außerhalb ihrer Zirkel, wo sie oft die schlimmsten Dilettanten sind, beanspruchen, ebenso wie die Pfleger geistigen und geistlichen Lebens in kleineren und kleinsten Kreisen abseits von der Heerstraße der öffentlichen Meinungen der Herdenmenschen — weil alle diese nur zu häufig nicht einmal auf der Höhe stehen, daß sie selbst das innere Leben derjenigen, die sie führen sollten, mit erleben.

Hier ist ein Denker, der ein solches Führeramt in Anspruch nimmt. Wem es wie Schuppen von den Augen fällt beim Lesen und Durchdenken des Gobineauschen Werkes, wobei ich das Gefühl hatte, endlich die Antwort auf zahllose Fragen zu finden, die mich von jeher bewegt hatten, die Lösung der quälendsten Rätsel, die ich bisher vergebens gesucht hatte, der teilt die Empfindung, welche mich erfaßte und nicht wieder losließ, als Gobineau in meinen Gesichtskreis trat, und die mich bestimmte, für ihn einzutreten und zu werben, zunächst im engeren und weiteren Kreis derer, die mir persönlich näher stehen oder einst standen, dann in der Oeffentlichkeit. Ob mir nur gerade durch Gobineau, was mir von diesen Fragen und Problemen vorher noch ferner lag, in den Zusammenhang meiner Interessen eingefügt wurde, oder ob es anderen ähnlich ergehen wird, das wird sich ja finden.

Was sollte nicht alles schon meine Sache sein, meinte Stirner: — endlich soll einmal meine Sache meine Sache sein. Ist die Arier-Sache meine Sache? Fühle

und empfinde ich mich in Uebereinstimmung mit dem, was Gobineau vom arischen Germanen lehrt?

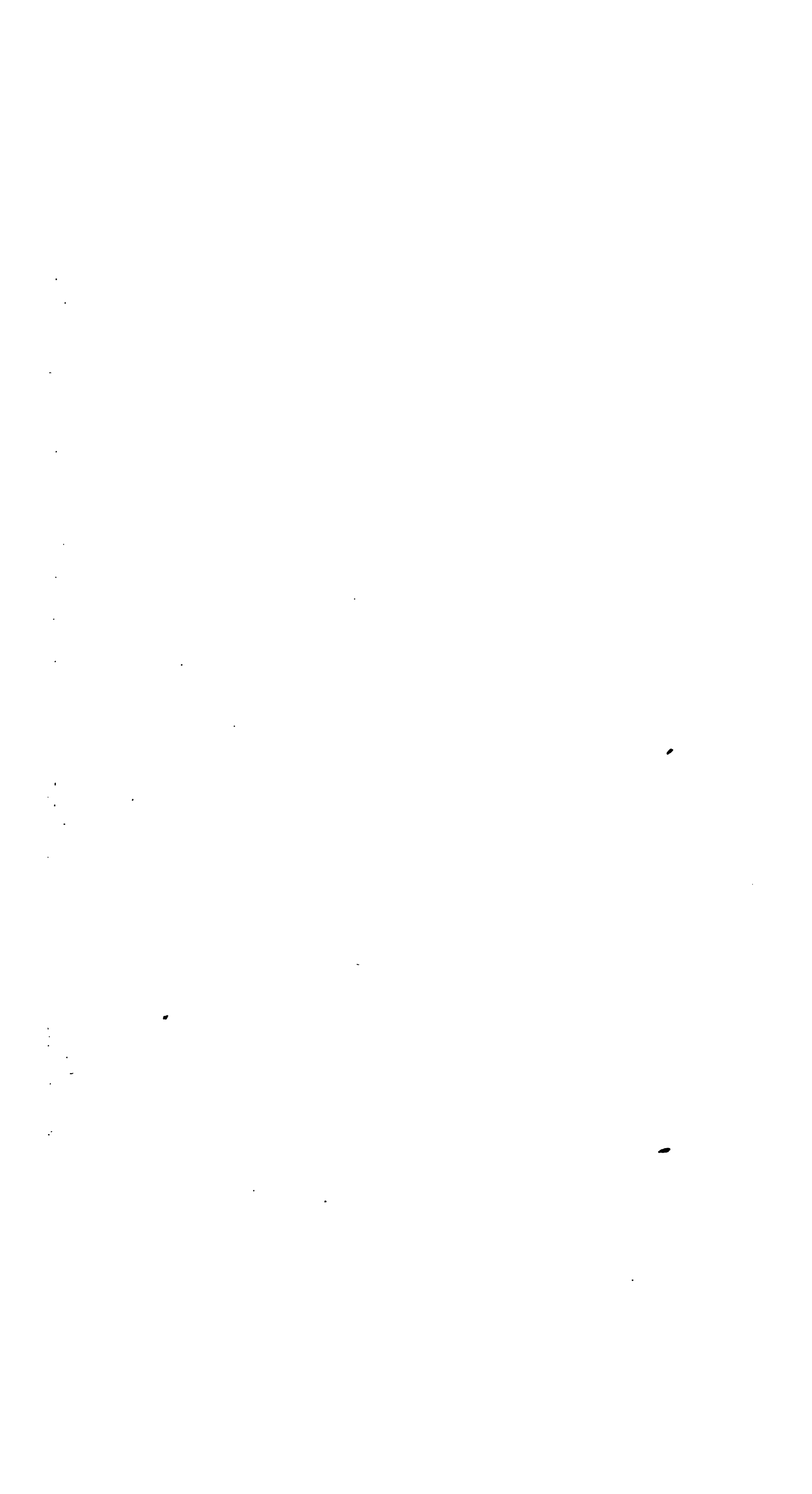
Wie finde ich mich selbst? fragt Nietzsche und giebt die Antwort: „Vor unserem Wesen legt alles Zeugnis ab, unsere Freund- und Feindschaften, unser Blick und Händedruck, unser Gedächtnis und das, was wir vergessen, unsere Bücher und die Züge unserer Feder. Man sehe auf das Leben zurück mit der Frage: Was hast du bis jetzt wahrhaft geliebt, was hat deine Seele hinangezogen, was hat sie beherrscht und zugleich beglückt?

Stelle dir die Reihe dieser verehrten Gegenstände vor dir auf: — deine wahren Erzieher und Bildner verraten dir, was der Ursinn und Grundstoff deines Wesens ist.“



# IV.

# Gobineaus Werke.



Wenn wir von Goethe auch nur den Faust und die lyrischen Gedichte besäßen, hat man gesagt, so würde er doch der erste und größte deutsche Dichter sein. Wenn von Gobineau auch nur das Rassenbuch erhalten oder geschrieben wäre, würde er einer der ersten, scharfsichtigsten und weitblickendsten Denker des neunzehnten Jahrhunderts gewesen sein.

Aber wir besitzen mehr: — einen reichen Schatz von wissenschaftlichen und poetischen Werken. Und einen reichen, zum Glück sorgsam gehüteten handschriftlichen Nachlaß, welcher der Veröffentlichung harrt, — von den plastischen Kunstwerken zu schweigen, die erhalten sind und die man kennen möchte, schon allein um der eigenartigen Aufgaben und gedankenvollen Vorwürfe willen, welche ein Gobineau auch auf diesem Gebiete sich zu stellen und zu wählen vermochte.

Sein Hauptwerk, den „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen", nennt Gobineau selbst, wie bereits erwähnt, die Grundlage von *allem*, was er außer demselben vorher und nachher geschaffen habe. Der Grundgedanke desselben hat Gobineaus ganzes Leben und Schaffen beherrscht, das wird uns nicht minder von seinen vertrautesten und verständnisvollsten Freunden bestätigt. Er sei die Quelle aller seiner übrigen Gedanken, Schriften und Werke: sie würden überhaupt nicht existieren, wenn die Hypothese des Rassenbuches sie nicht ins Dasein gerufen hätte.

So werden wir also ein Verständnis dafür, was Gobineau mit seinen übrigen wissenschaftlichen, poetischen und plastischen Werken sagen wollte, nur in dem Maße gewinnen und besitzen, als es uns gelingt, den inneren Zusammenhang derselben mit dem Problem und der Hypothese Gobineaus zu verstehen und nachzuweisen.

Darin liegt denn auch meine Rechtfertigung für meine dem üblichen Wege derartiger Darstellungen nicht entsprechende Anordnung meines Stoffes. Auch der Leser mußte das Problem, die Hypothese Gobineaus und ihre Tragweite vorher kennen, um den richtigen Standpunkt für das Verständnis und die Beurteilung der übrigen Werke Gobineaus zu gewinnen.

Als Dichtungen Gobineaus aus der Jugendzeit, und zwar mit Angabe des Jahres 1844, nennt Schemann:

Les cousins d'Isis.

Les adieux de Don Juan.

Dieselben seien seit langem im Buchhandel vergriffen, fügt er hinzu. Ich schließe hier die Titel dreier Romane aus späterer Zeit an, für deren Existenz Schemann gleichfalls vorläufig der einzige Gewährsmann ist. Er nennt noch:

Ternove.

Le prisonnier chanceux.

Les aventures de Nicolas Belavoir.

Ausgeschlossen scheint mir nicht, daß hier ein Mißverständnis mündlicher Mitteilungen vorliegen könnte. Mit „Ternove" könnte „Voyage à Terre Neuve" gemeint sein; die beiden anderen Romane könnten nur handschriftlich vorhanden oder etwa in Zeitschriften abgedruckt sein. Wenigstens finde ich sie in keinem einzigen der auf der

Rückseite der Buchumschläge von Gobineauschen Schriften aufgestellten Verzeichnisse seiner durch den Druck veröffentlichten Werke.

Ein anderes Jugendwerk dagegen ist durch Schemann vor kurzem aus dem Nachlaß Gobineaus herausgegeben worden, nämlich

Alexandre le Macédonien. Tragédie en cinq actes. (Nachgelassene Schriften des Grafen Gobineau. I.) Straßburg 1901. Karl J. Trübner.

Alexander pries bekanntlich den Achilles glücklich, weil er einen Homer als Herold seiner Tüchtigkeit gefunden habe. Alexanders Homer ist immer noch nicht gefunden. Oder sollte es Gobineau sein? Jedenfalls ist er ohne Rivalen: eine gleich große, hohe und würdige Auffassung dieses Helden wird man in der gesamten poetischen Weltlitteratur vergebens suchen. Meisterhaft ist die allmähliche Steigerung des Interesses durchgeführt und erreicht. Daß die Dichtung auch ihre Mängel hat, hat Gobineau selbst später hervorgehoben. Trop de conspiration, sagt er. Alles Licht fällt auf Alexander, den reinen, herrlichen Arierhelden, der Gobineaus Interesse in den verschiedensten Phasen seines Lebens immer wieder auf irgend eine Weise angezogen und gefesselt hat,*) und auf seinen Liebling Hephästion, — schwarzer Schatten auf die Verschwörer, die der Degeneration bereits verfallenden Feldherrn Alexanders,

---

*) Nach der Abfassung des Alexander den Großen betreffenden Teiles seiner Geschichte der Perser schrieb Gobineau an Prokesch-Osten (Athen, 8. Juni 1868): „Ich habe mich eben in die Geschichte, die Persönlichkeit und den Charakter dieses göttergleichen Mannes vertieft, mit dem man so einen Intriguanten, wie Cäsar, hat vergleichen wollen!“

und ihre Motive: Goldgier und die Neigung, in Wein und schmachvolle Liebschaften zu versinken und die thatenlose Trägheit wieder zu genießen, aus der Alexander sie emporgestachelt hatte. Mit ihnen verbündet sich Alexanders kinderlose Gattin Roxane aus Eifersucht auf Statira, die legitime Erbin des Perserthrones, von welcher Alexander den legitimen Erben erhofft, — sie wenigstens mit einem Abglanz der Größe ausgestattet, welche ihre Erhebung veranlaßt haben mag. Sie reicht das Gift, welchem der Held erliegt. Daß dieser die edelsten Pläne der Völkerbeglückung hegt, erfahren wir: — wie er das Erreichte mit solchen elenden Helfern, denen er selbst zudem nicht einmal auf die Dauer imponiert, erreicht haben mag, wird kaum begreiflich. Er läßt sich denn doch auch gar zu leicht vergiften, kritisierte schließlich später Gobineau selbst.

So interessant und lohnend die Lektüre der Tragödie ist: — ist sie auch aufführbar? Das **Théâtre français** hatte sie vor 1848 angenommen: nachher war solcher Heroenkult, noch später solche erfolgreiche Konspiration dort unmöglich. Eine deutsche Nachdichtung der in leidigen französischen Alexandrinern geschriebenen Tragödie für die deutsche Bühne müßte ein Meisterwerk sein. Dagegen dürfte sich, wenn auch Gobineau, wie er selbst bereitwilligst einräumte, alles andere als modernes Pariser Französisch geschrieben hat, das Original vorzüglich für eine Schüleraufführung eignen: Klassischer Held, französische Verse, germanisch-arisch Geist und Tendenz.

Die erste Auflage von Gobineaus Hauptwerk

**Essai sur l'inégalité des races humaines.**

(Paris, Didot.)

erschien in vier stattlichen Bänden, in den Jahren 1853

(die beiden ersten) und 1855. Eine zweite Auflage wurde kurz vor Gobineaus Tode geplant; sie erschien im Jahre 1884 in zwei Bänden mit leider sehr engem Druck im gleichen Verlag. Ein von Gobineau selbst noch verfaßtes Vorwort zu dieser zweiten Auflage ist der wieder abgedruckten Widmung der ersten Auflage an Georg V., König von Hannover, hinzugefügt. „Die gegenwärtige Ausgabe," erklärt der Verfasser darin, „zeigt gegen jene erste nicht eine Zeile verändert. Nicht als ob nicht in der Zwischenzeit bedeutende Arbeiten sehr viele Fortschritte im Einzelnen veranlaßt hätten. Aber keine der Wahrheiten, die ich ausgesprochen habe, ist erschüttert worden, und ich habe es für nötig erachtet, die Wahrheit, so wie ich sie gefunden, aufrecht zu erhalten. — — Was ich für richtig hielt, das halte ich noch immer dafür und habe folglich keinen Grund, irgend etwas daran zu ändern."

Eben so wenig enthält die deutsche Uebersetzung, außer möglichst genauer Richtigstellung der Citate, auch nur die leiseste Aenderung des Originals. Dieselbe erschien, durch pekuniäre Unterstützung seitens der deutschen Gobineau-Vereinigung ermöglicht, unter dem Titel

> Versuch über die Ungleichheit der Menschenracen. Vom Grafen Gobineau. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann. Vier Bände. Stuttgart, Fr. Frommann. 1898—1901.

in schöner, würdiger Ausstattung.

In unmittelbarer Beziehung zu seinem Hauptwerke steht eine philosophische Studie, welche Gobineau zur Ergänzung der „Schlußbetrachtungen" des Rassenbuches geschrieben hat, von welchen man weder in Frankreich, noch

in Deutschland, auch nicht in England und in Amerika, wie Gobineau klagt, — weder die Anhänger noch die Gegner seiner Lehre —, genügende Kenntnis genommen habe. Dieser Teil seines Werkes sei nicht ganz verstanden worden. Gobineau hat diese philosophische Studie in Athen 1867 in deutscher Sprache verfaßt und als

Untersuchung über verschiedene Aeußerungen des sporadischen Lebens. Vom Grafen von Gobineau. Drei Teile.

in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik". 1868, 52. und 53. Band, veröffentlicht.

In jener Schlußbetrachtung des Hauptwerkes hatte Gobineau, was ich oben nur andeutete, um hier in diesem Zusammenhange etwas näher darauf einzugehen, als Ergebnis seiner ganzen Untersuchung den Gedanken ausgesprochen, daß die Geschicke der Menschheit nicht durch Einzelne allein, sondern außerdem durch Volksseele und Rassenmischung in Wechselwirkung dieser drei Faktoren auf einander bestimmt werden. Nur wenn und wo dies beachtet werde, sei Wissen um das Geschehene, wissenschaftliche Geschichtsforschung möglich.

Es gilt, sagt er da, der Geschichte den Eintritt in die Familie der Naturwissenschaften zu erwirken, ihr die ganze Genauigkeit dieser Klasse von Kenntnissen zu verleihen, indem man sie nur auf Thatsachen aus allen Vorstellungskreisen, die solche zu liefern vermögen, stützt, endlich sie der interessierten Gerichtsbarkeit, deren Wilkür ihr die politischen Parteien bis auf den heutigen Tag auferlegen, zu entziehen.

Man habe überhaupt bei der Geschichte, wie bei jeder Wissenschaft, instinktiv stets das Bestreben, alles möglichst

zu vereinfachen, zu klären; aber das ausmerzen, was den Blick stört, heiße vielleicht ein wenig mehr Licht auf das Uebrige fallen lassen, aber es unmöglich machen, jemals in den wirklichen Sinn des Ganzen einzudringen.

Drei Hauptquellen giebt es nach Gobineau, aus denen die der Aufmerksamkeit würdigsten geschichtlichen Phänomene entspringen. Die *erste* dieser Quellen ist die Wirksamkeit des Menschen ganz für sich genommen, der *Individuen*, wie sie sich in den Erfindungen des Geistes und im Spiele der Leidenschaften äußert. Die *zweite* ist die Einrichtung der politischen Centren. Ein politisches Centrum, die Gesamtvereinigung menschlicher Willensäußerungen, mit anderen Worten ein *Volk*, hat an sich selbst einen Willen, hat seine Leidenschaften und seinen Geist. Trotz der Menge der Köpfe, die es bilden, besitzt es eine Mischindividualität, als das Ergebnis der Gemeinsamkeit aller Vorstellungen, aller Richtungen, aller Begriffe, die die Masse ihm liefert. Bald giebt es diese im Durchschnitt, bald übertrieben wieder; bald spricht es wie die Minorität, bald reißt die Majorität es mit fort, oder aber auch eine krankhafte Eingebung, die von niemandem erwartet worden, und zu der niemand sich bekennt. Kurzum, *ein Volk, als Ganzes genommen, ist in zahlreichen Funktionen ein ebenso thatsächliches Wesen, als wenn man es zu einem einzigen Körper verdichtet sähe.* — — Ein Volk bedarf immer eines Mannes, der seinen Willen begreift, zusammenfaßt, erklärt und dahin lenkt, wo seine Bestimmung liegt. Wenn dieser Mann sich irrt, leistet das Volk Widerstand und erhebt sich alsdann, um dem zu folgen, der nicht irrt. Dies ist der augenscheinliche Beweis für die Notwendigkeit eines beständigen *Austausches*

zwischen dem Kollektivwillen und dem Individualwillen.

Soll ein positives Ergebnis zu Tage kommen, so müssen diese beiden Willensäußerungen sich vereinigen; getrennt sind sie unfruchtbar. Daher kommt es, daß die Monarchie die einzige vernünftige Regierungsform ist.

Als dritte Quelle der Bewegung und der Umgestaltung im Bereiche geschichtlichen Geschehens nennt Gobineau weiter „die Offenbarungsform einer gegebenen Art gesellschaftlichen Daseins“. Füge man diesen drei Quellen noch die „Thatsache der gegenseitigen Durchdringung der Gesellschaften“ hinzu, so seien die allgemeinen Linien der Arbeit für die Geschichtswissenschaft gezogen.

Was will er damit sagen? Was ist „die Offenbarungsform einer gegebenen Art gesellschaftlichen Daseins“? Was die „Thatsache der gegenseitigen Durchdringung der Gesellschaften“? Wenn ich ihn recht verstehe, so meint er mit dem einen die Rasse, mit dem andern die Rassenmischung. Sein Gedankengang ist nämlich folgender:

Mitunter wird ein Volk besiegt und unterworfen. Sein Land wird vom Feinde besetzt, anderen Staaten angegliedert; seine Grenzen verschwinden. Endet sein Geschick hier? Es ist sehr oberflächlich, wenn die Geschichtschreiber diese Frage meist bejahen und das Volk, sofern sein Untergang schon recht lange her ist, aus der Zahl der Lebenden streichen und für verschwunden erklären. Ein politisch vernichtetes Volk besteht vielmehr doch fort, ohne irgend eine andere Veränderung, als daß es einen neuen Namen trägt. Es behält seine eigene Art, seinen Geist, seine Anlagen bei und beeinflußt in einer seiner einstigen Natur entsprechenden Weise die Bevölkerungen, mit denen es

vereinigt worden ist. Nicht also die Form der staatlichen Verbindung giebt Massen ihr geistiges Leben, schafft ihnen einen Willen, verleiht ihrem Dasein Stil. Sie haben alles dieses, ohne eigene Grenzen zu besitzen. Diese Gaben erwachsen aus einem höchsten Antriebe, den sie aus einem über ihre eigene Sphäre hinausragenden Gebiete empfangen. Die Entstehung, die Entwickelungen und das Verschwinden einer Gesellschaft und ihrer Civilisation bilden Erscheinungen, die den Beobachter weit über die Horizonte, welche die Historiker ihn gewöhnlich schauen lassen, hinausversetzen. Sie tragen in ihren Urgründen keine Spur der menschlichen Leidenschaften noch auch des bestimmenden Eingreifens der Völker — Materiale, die zu vergänglich sind, um in einem Werke von solcher Dauer Platz zu finden. Einzig die den verschiedenen Rassen und ihren Verbindungen zugeteilten verschiedenen Formen ihres geistigen Wesens lassen sich darin erkennen, die der Mensch oder das Volk sich weder geben noch nehmen können und deren Gebrauch sie sich weder zu untersagen noch anzubefehlen vermögen. So entwickeln sich über Individuum und Masse unabhängige schöpferische Elemente, die durch nichts gestört oder beeinflußt werden können. In der Welt der immateriellen Dinge ist das ein souveränes Milieu, innerhalb dessen sich thätige Kräfte, lebenspendende Elemente in beständiger Verbindung mit dem Individuum wie mit der Masse bewegen. Diese thätigen Kräfte, diese belebenden Elemente, oder wenn man sie unter einer konkreten Vorstellung fassen will, diese Seele, die bis jetzt unbemerkt und ungenannt geblieben ist, muß den kosmischen Kräften ersten Ranges eingereiht werden. Nichts beweist, daß sie eine Ausströmung des

Menschen und der politischen Körper ist. Nicht aus dem Einflusse eines Menschen, nicht aus dem bestimmenden Eingreifen eines Volkes entwickelt sich das Ereignis, welches eine Gesellschaft begründet. Das Milieu, durch das sie hindurchgeht, um zum wirklichen Dasein zu gelangen, muß reich an den nötigen Rassenbestandteilen sein — —. Nicht der Wille eines Monarchen oder seiner Unterthanen verändert das Wesen einer Gesellschaft, wohl aber, kraft der gleichen Gesetze, eine spätere Rassenmischung. Solche „Gesellschaften" erlegen den Völkern, die zu ihnen gehören, ihre Lebensweise auf. Sie schließen sie in Grenzen ein, aus denen herauszutreten diese blinden Sklaven nicht einmal eine Anwandlung verspüren, wozu sie übrigens auch nicht die Macht besitzen würden. Immer dem Einfluß der Rasse unterworfen, schaffen diese Gesellschaften den Ruhm der Länder, indem sie den Völkern ihre Willensregungen, Liebe, Haß, Verachtung eingeben. Dann reißen sie wieder, wenn die Zeit gekommen ist, Sieger und Besiegte mit sich fort dem gleichen Abgrund entgegen, und einzig ein neuer Vorgang im Rassenleben kann sie selbst daran hindern, in diesen hineinzustürzen. Nicht minder lenken diese „Gesellschaften" die Individuen. Sie regeln die Formen ihrer Sittlichkeit, sie bearbeiten und bilden gewissermaßen ihre Gehirne im Augenblicke der Geburt — der Entstehung der Individualexistenz vielmehr —, und indem sie ihnen gewisse Wege bezeichnen, verschließen sie ihnen die anderen, deren Ausgänge sie sie nicht einmal gewahren lassen.

An diese Gedankenreihen des Rassenbuches knüpft nun also Gobineau seine „Untersuchung über verschiedene Aeußerungen des sporadischen Lebens" an. Unter spora-

dischem — hier und da zerstreut, vereinzelt vorkommendem — Leben versteht er persönliches, individuelles Leben, wie es sich in einzelnen Lebenscentren lokalisiert, krystallisiert oder welchen Vergleich man vorziehen mag.

Diese einzige philosophische Studie Gobineaus enthält, indem sie die verschiedensten einschlägigen Fragen streift — man wird gelegentlich an Lotze und Fechner erinnert —, sein philosophisches Glaubensbekenntnis. Sie ist von ihm selbst als Ergänzung der in seinem Hauptwerke aufgestellten Weltanschauung und Beitrag zum Verständnis desselben gedacht, und so scheint es mir angezeigt, den heute noch auch sachlich mehrfach höchst bedeutsamen Erörterungen derselben die in einer Darstellung des Werkes Gobineaus ihnen gebührende Stelle nicht zu versagen.

Individuelles sporadisches Leben hat — davon geht Gobineau aus — keineswegs nötig, stets mit der G e s a m t h e i t der Bedingungen aufzutreten, an welchen man es gewöhnlich in solchen Existenzen erkennt, die am meisten in unsere Sinnen und unser Erkennen fallen. Wenn unter diesen Bedingungen die in die Augen springendsten auch fehlen, so würde doch die Anwesenheit der anderen genügen, um zu beweisen, daß individuelles sporadisches Leben vorliegt. So haftet das Leben freilich an der Materie, aber Materie ist es doch nicht. An sie gebunden oder von ihr losgelöst hat das Leben Eigenschaften oder Funktionen, die ihm ganz eigen sind; auf eigene Weise ist es bedingt, und am meisten dadurch, daß es vorzugsweise dem Gebiete des Geistes anheimfällt. Die unorganische Materie ist zwar besonders dazu bereit, das plastische Element, in welchem die Formen und Gestaltungen der lebenden Wesen sich ausdrücken, darzubieten. Aber wir haben keinen Beweis dafür,

daß das persönliche individuelle Leben die materiell realisierten Formen nötig habe, um sich einzustellen und zu entwickeln. Denn Form existiert auch ohne Materie oder Körperlichkeit, wie die Mathematik beweist. Sporadisches individuelles Leben kann sich also auch außerhalb der Materie realisieren. Denn alles, was sich zu erkennen giebt, ist real, also auch die unkörperlichen Existenzen. Diese besitzen einen rein abstrakten, aber doch positiven Organismus und sind kraft ihres Daseins den gemeinen Gesetzen des Lebens unterworfen.

Omne concipiendum vivit. Wie im Reiche der materiellen Natur, so gilt auch in der rein metaphysischen Sphäre das Gesetz, daß eine Idee eine neue nur infolge der Berührung mit einer anderen homogenen Idee gebiert. Eros ist der Götter und Welten Vater. Durch die Anerkennung dieses Gesetzes gewinnen wir nach Gobineau einen festen Boden, um zwischen den physischen und metaphysischen Phänomenen ein enges Band zu knüpfen. Verschiedene Arten der Zeugung kann man nicht mehr als eine Grundverschiedenheit im Wesen derselben begründend anführen. Ideenzeugung geht im Medium des menschlichen Geistes vor sich, indem ein Zusammentreffen einer im Geiste schon anwesenden Idee mit einer neu eintretenden stattfindet. So kommt eine dritte, erzeugte Idee zum Leben und folglich zum Vorschein.

Jedes Individuum kann überhaupt nur innerhalb seines ihm gebührenden Mediums existieren und zeugen. Denn nur da findet es die ihm zusagenden Elemente, welche es sich aneignet. Die Sternenwelt, die Erde, die Körper, die Geister sind solche Medien, in deren Innerem komplizierte Existenzen walten.

Alle Wesen sind also *erstens* isolierte sporadische Individuen, *zweitens* aber auch Medien anderen Wesen gegenüber.

Isolierte sporadische Individuen sind auch die Geister. Sie sind individuell verschieden, ebenso ist auch die Atmosphäre eines Geistes von der eines anderen zu unterscheiden. Darum macht nicht dieselbe Art von Ideen Wohnung in jedweder Intelligenz, und darum auch können nicht die anderen geistigen Wesen sie überall auf gleiche Weise hervorbringen. Es giebt Geister, deren Konstitution so eigentümlich geformt ist, daß darin nur wenige, anderswo sehr selten vorkommende geistige Wesenheiten sich ansiedeln und sich mehren mögen; andere zeigen sich nur den gemeinsten Ideenarten zugänglich, und vergeblich würde man sich bemühen, sie für höhere Existenzen zu öffnen und empfänglich zu machen. Jede künstlich eingeimpfte Kultur wird erfolglos bleiben und keine lebensfähigen Früchte hervorbringen, so gewiß als niemals ein Botaniker im süßen Wasser Seepflanzen wird gedeihen machen. — —

Es ist also keine Frage, daß die im bisherigen betrachteten Formen des geistigen Daseins den vorzüglichsten Gesetzen der organischen Natur ganz unterworfen sind: ursprüngliche Homogeneität, sexuelle Verschiedenheit, Unentbehrlichkeit der speziellen Medien, Absonderung der Spezies, Unfruchtbarkeit der Mischlinge, das alles findet sich gemeinsam beiden Sphären des Daseins, im Geistesleben wie in der materiellen Natur. Die von dem Leben im Raume und in der Zeit hervorgebrachten *organischen* Manifestationen sind alle vergänglich, wie die *geistigen* Aeußerungen sich in der Zeit nur einer vorübergehenden Erscheinung erfreuen. Wenn das Medium sich auflöst und

eine andere Form des Seins annimmt, so wird alles darin Enthaltene zerteilt und der Zusammenhang geht verloren. Aber da die Ideen auf diese Weise sterben, so haben sie gelebt.

Aeußerungen des sporadischen Lebens, die immateriell, aber doch real sind, sind somit die Ideen. Sporadisch ausgebildete Wesen von realer Existenz sind ferner die Sprachen. Sie hängen dem Geiste als ihrem Medium an, sind aber von den Ideen verschieden und unabhängig, zu deren Erzeugung sie mitwirken.

Die Sprachen sind nicht von den Menschen erfunden worden: sie überraschen seinen Geist und fordern ihn zur Lösung des Rätsels heraus. Wären die Sprachen (J. Grimm) Resultat der inneren geistigen Kämpfe, ein phonetischer Abdruck der Empfindungen, so müßten die Sprachen der gebildeten Epochen sich immer vollkommener als die der barbarischen zeigen. Das Gegenteil ist der Fall. Also entwickeln sich Sprache und Geist nicht parallel. Der Geist hat gar keine Kraft, auf die Sprachen bewußt einzuwirken, alle solche Versuche gelehrter Epochen sind gescheitert. Der Geist ist das Medium, in welchem die Sprache ans Licht kommt, nicht von welchem sie hervorgebracht ist. In derselben Stunde, wo der Mensch zur Welt kommt, wird auch der Geist geboren und ebenso die Sprache. Später, in dem Verhältnis wie diese drei zusammengebundenen Existenzen in ihrer Entwickelung fortschreiten, überzeugt man sich, daß die Sprache die gleiche Geltung hat, wie die Rasse, und wie diese und mit dieser noch einen besonderen Typus sich bildet. So lange die Rasse in ihrer ursprünglichen Reinheit stehen bleibt, leidet die Sprache keine Abnahme und keine Veränderung. Sobald aber die Rasse

eine Vermischung angenommen hat, folgt der Geist den Veränderungen auf dem Fuße, und ganz dasselbe geschieht mit der Sprache im Kreise der ihr eigentümlichen Manifestationen. So bereichert Verbindung mit der schwarzen Rasse die Verbalflexion, mit der gelben die Substantivformen. Die drei Organismen — der weißen, schwarzen und gelben Rasse — sind aber nicht von dem menschlichen Geiste erfunden, und schwerlich würde jemand zu behaupten wagen, daß sie von diesem Geiste aufrecht erhalten oder verändert oder aufgegeben werden können. Die Sprachen sind nichts anderes als aus sich selbst geformte und lebende Einwohner der von dem Geiste konstituierten Medien. Sie sind nicht außerhalb des Geistes und nicht unabhängig von ihm, aber sie sind ein ganz anderes Wesen als der Geist. Außer dem Geiste des Menschen existiert die Sprache nicht, aber als ein Produkt dieses Geistes darf sie darum nicht gelten. Sie ist als ein sporadisches, mit eigener Organisation versehenes Wesen zu betrachten. Jede Sprache hat Laute, die richtig auszusprechen Fremden unmöglich ist.

Gobineau weist nun verschiedene Einflüsse nach, welche insbesondere die Verbindung arischer und melanischer Dialekte in den europäischen Sprachen hervorgerufen haben soll, und spricht dann über das Verhältnis der agglutinierenden Sprachen der gelben zu den arischen Sprachen der weißen Rasse, welche auch hier am höchsten steht. Die Sprachen entsprechen dem jeder Rasse nach ihrem Temperament eigentümlichen Bewegungsmodus: die einen sind schwerfällig, die anderen stürmisch, die dritten thätig, handelnd. Da aber bei den drei Familien die Bewegung als ein innerer, von der eigentümlichen Beschaffenheit einer

jeden bestimmter und nach speziellen Gesetzen geregelter Trieb stattfindet, so ist sie unleugbar durch das individuelle sporadische Leben vorhanden; denn ein sicheres Merkmal des Lebens ist jede dem Körper, in dem sie wirkt, nicht äußerliche und sonach wesentliche Bewegung.

Alle Sprachen verfallen, verarmen im Laufe der Zeit. Die Gesundheit des Sprachwesens hat mit der Verfeinerung des Geistes wenig zu thun. Beide sind vielmehr so unabhängig von einander, wie die letztere von der Gesundheit des menschlichen Körpers, in dem der Geist wohnt. Lebenskraft der Sprache, Lebenskraft des organischen Mediums, Lebenskraft des geistigen Mediums und der darin wohnenden Ideen sind drei Objekte der Erwägung, die man scharf auseinanderhalten muß, wenn auch manche Wechselbeziehungen unter ihnen zu beobachten sind. Aber in ihren inneren Lebensursachen sind sie ganz unabhängig von einander.

Der Geist findet in sich ein nicht von ihm geschaffenes, aber in ihm lebendiges Wesen, dessen Substanz teilweise homogen, nicht aber identisch mit der seinigen ist: — die Sprache. Er bemüht sich, dieses Wesen seinen Bedürfnissen dienstbar zu machen, wie wir es mit den von uns abhängigen Tiergattungen thun, die wir doch auch nicht geschaffen haben oder wesentlich umwandeln können. Schließlich zieht sich übrigens die Sprache im Medium des Geistes bleibende oder vorübergehende Krankheiten zu, die ein Resultat der bei dem Menschen selbst eintretenden physischen Störungen sind.

Ursprünglich hat das dem speziellen Geiste der Rassen korrelativ eingerichtete Geschlecht der Sprachen stark unterschiedene Gattungen gezeigt; mit der Zeit aber haben, in dem Maße, wie die Rassen sich einander näherten, auch die

Sprachgattungen eine gegenseitige Verschmelzung eingegangen. Die durch die Verpflanzung verursachte Verderbung der Sprachengattungen ist manchmal bis zur Entartung getrieben. Man sieht dies bei den amerikanischen Negern, wo die in solchen Geistern eingeimpften Idiome nirgends eine normale Entwickelung erlangen konnten. Ebenso sprechen die Juden das Deutsche sehr unvollkommen, und die Neugriechen haben die von ihnen adoptierte Sprache ähnlich wie die Byzantiner beträchtlich verwirrt und verstümmelt. Damit das idiomatische Individuum wirklich ein gesundes, wohlgestaltetes, vollkommenes sei, muß es notwendig auf seinem eigenen Boden, das heißt in dem Geiste eines menschlichen Individuums leben, welches ihm der Rasse nach anverwandt ist; in diesem Medium wird es sich nach seinen Kräften einer regelmäßigen Entwickelung erfreuen. Das Wesentliche wird es von sich selbst besitzen und von der umgebenden Substanz die gebührende Nahrung ziehen.

Nähert sich der Moment, wo der Leib seiner Auflösung zueilt, wo das menschliche Dasein in Unordnung zu geraten beginnt und das Gleichgewicht des Geistes nachläßt, so werden auch die Ideen schwächer oder hüllen sich in Dunkel. Dadurch leidet das Sprachindividuum Mangel an Nahrung. Tritt der Tod ein, so hat es keine Wohnstätte mehr. Man könnte annehmen, daß es mit den Bedingungen seines Daseins verschwindet und vernichtet wird. Aber es war doch kein Produkt der Stimmorgane, sondern die waren ihm nur Aeußerungsmittel. Sein eigener Organismus ist von der Materie unabhängig. Stirbt jene, so stirbt es darum nicht auch. Es ist nicht heimatlos im Moment des Todes, wenn das menschliche Individuum die leibliche

Auflösung überlebt, und zwar mit Bewahrung seines Selbstbewußtseins und somit der Fähigkeit, die Ideen wie bisher an sich zu ziehen und zu erwecken.

Das ist aber nach Gobineau der Fall.

Die größtmögliche Fülle des Selbstbewußtseins, die lebendige Empfindung der Existenz, der individuellen von dem Reste der umgebenden Substanz abgesonderten Existenz, des an und für sich Seins charakterisiert das volle Leben. Das Individuum, der sich von der Gestaltung des Selbstbewußtseins bis zur Selbstbesitzung und Beurteilung des Aeußeren erhebende Teil der Substanz, erfährt nun aber eine doppelte Empfindung. Zuerst leidet es von dem unvollkommenen Zustande dieses Bewußtseins, welches nicht alles Angeschaute und Gezeigte erklären, nicht alles Vermutete erreichen kann, und überdies so viel von dem Vergänglichen der Formen erfahren hat, daß es auch über sich selbst fragen muß, ob es fortzubestehen fähig sei oder nicht. Ein solches Wesen sieht klar, daß die zu ihm gehörenden Elemente fortwährend ausgestoßen und durch andere ersetzt werden, obgleich es selbst besteht und bleibt. Es fühlt, daß in seinem innersten idealen Kerne die Veränderungen sich zwar ebenso folgen, daß es aber doch, diesem ewigen Wechsel zum Trotze, eng in sich selbst verbunden beharrt. Es kommt aber ein Augenblick, wo die Veränderung sich nicht mehr als eine langsame und kaum erkennbare vollzieht. Die um sich greifende Zerstörung löst plötzlich alle Bande der äußeren Existenz, und das Selbstbewußtsein ist nicht sicher, ob es die Zerreißung überleben wird. Und doch überlebt es sie; denn es giebt nichts, das auf ein Ziel gerichtet ist und das nicht bestimmt wäre, dieses zu erreichen. Das innerliche mit Selbstbewußtsein ausgestattete

Wesen ist auf die Erkenntnis gerichtet, es will die vollkommene Substanz auffassen und ihre Gesetze erforschen. Es muß dies Ziel erreichen, denn sonst hätte die Natur als ihr Meisterwerk nur eine unlogische, unmotivierte, unzweckmäßige Kombination erzeugt, welcher der Preis der Laufbahn entgehen würde: — ein ganz vereinzelter Fall. Wäre aber auch unter den Bedingungen des jetzigen Lebens das Ziel, die Totalität der Wissenschaft, erreicht, so läge doch kein genügender Grund vor zu der Vermutung, daß ein solches Resultat verloren gehen könne durch die Auflösung der Individualitäten, die dasselbe errungen hätten. Nichts geht verloren, als die Kombinationen der Medien, und überdies kommen auch diese Kombinationen immer wieder von neuem zum Vorschein. Aber das Selbstbewußtsein ist keine solche Kombination, es ist eine im Schoße der Substanz geborene positive Entfaltung, und die Individualität ruht hier in ihrer Potenz.

Die Entwickelung des Bewußtseins ist das Streben des Lebens nach seinem höchsten wirklichen Entwickelungspunkte, und da das Leben in diesem Grade und in dieser Form nur im Individuum zu finden ist, so muß das Individuum notwendig samt seinem Bewußtsein nach dem Tode fortbestehen. Sobald sich das Individuum in der für den Genuß des intensiven Lebens günstigeren Lage angelangt sieht, wird es mehr und mehr Herr über sich selbst und gewinnt an Wert. Wie der erwachsene Mensch die Kleider des Kindes von sich wirft, um die ihm mehr passenden anzulegen, und während der wenigen Minuten des Ueberganges, bloß und fröstelnd, eine unangenehme Empfindung durchmachen muß, so fühlt sich das innere Individuum, wenn es in seinem vitalen Aufwachsen an einem Moment anlangt, wo seine

Entwickelung nicht mehr zu den Bedingungen der heutigen Existenz paßt, unbequem und wirft sie von sich; das ist das Greisenalter, Verfall der Kräfte, der Tod. Was die jenseitige Entwickelung des inneren Individuums betrifft, so wird man sich nicht mit den Hindernissen der Zeit oder des Raumes — wo? wann? wie? — beirren oder stören lassen, da jedes Wesen jene beiden nach ihrer eigentlichen Beschaffenheit in sich trägt. Raum und Zeit sind (subjektive) Anschauungsformen, nicht reale Existenzen. Auch unter einer unversinnlichten Form ist ein Körper ganz wohl zur Existenz befähigt, und es liegt von dieser Seite kein Hindernis vor, nach dem Absterben des umhüllenden Mediums eine neue und eigentliche Verwirklichung des sporadischen Individuums anzunehmen. Jedes zum jenseitigen Dasein gelangte Wesen wird seine plastische Form von selbst und nach Maßgabe seiner Beschaffenheit unwiderstehlich auffinden und entfalten, ebensogut, wenn auch in anderer Weise, wie unter den jetzigen organischen Bestimmungen. — Das von jedem erniedrigenden Triebe befreite Wesen wird schön werden, weil jeder seiner Teile eine richtige Anwendung finden muß. Das in seinem Bewußtsein weiter vorgeschrittene Wesen zieht die homogenen Ideen an sich und genießt in ihrer klar überblickten und erkannten Fülle die ganze Seligkeit. In dieser erweiterten Einsicht in den Plan des früheren Zustandes behält auch die Sprache ihren früheren Bereich, ja sie erweitert ihn. Wenn das Individuum nach dem Tode strenger determiniert und höher gesteigert wird, wächst auch der Zufluß der Ideen und wird mächtiger, als zuvor. Da muß dann folgerichtig auch das Vermögen, die zahllosen von dem Gedanken erfaßten Ideenaggregate mit Hilfe der Sprache, des idiomatischen Wesens,

auszudrücken, ein vollständigeres und vollkommeneres werden.

Mit diesem Ergebnis schließt Gobineau seine Erörterungen. Ich habe ihn auch hier in allem Wesentlichen selbst reden lassen. Für das Verständnis seiner Rassentheorie sind hauptsächlich die Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Rasse und Sprache bedeutungsvoll. Von größerem Interesse noch erscheint mir der hier gebotene Einblick in die philosophisch formulierte Weltanschauung Gobineaus, besonders die an Kants Argumentation erinnernde, übrigens jedoch völlig selbständige „Beweisführung" zu Gunsten der individuellen Unsterblichkeit, die er durchaus monistisch versteht, — die Vernichtung der Materie und ein Fortleben des Geistes allein lehnt er ausdrücklich ab. —

In engem und direktem Zusammenhang mit dem Rassenproblem stehen diejenigen Schriften Gobineaus, welche sich auf den Orient und Persien insbesondere beziehen.

Es sind dies, nach der Zeit der Veröffentlichung geordnet:

Trois ans en Asie. Paris, Hachette. 1858.

Lecture des textes cunéiformes. Paris, Didot. 1858.

Traité des écritures cunéiformes. 2 vol. Paris, Didot. 1864.

Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale. Paris, Didier. 1865. — IIe édition 1866. — IIIe édition. Paris, Leroux. 1900.

Histoire des Perses d'après les auteurs orientaux, grecs et latins, et particulièrement d'après les manuscrits orientaux inédits, les monuments figurés,

les médailles, les pierres gravées etc. 2 vol. Paris, Plon. 1869.

Catalogue d'une collection d'intailles antiques. (Revue archéologique.) Paris, Didier. 1874.

Nouvelles Asiatiques. Paris, Didier. 1876.

Asiatische Novellen vom Grafen Gobineau. Deutsch von Ludwig Schemann. Mit einem Lebensbilde des Autors. Leipzig, Reclams Universal-Bibliothek. 3103, 3104.

Ein Urteil über die jetzige Weltlage. (Vorausgeschickt ist ein Vorwort von Richard Wagner: Zur Einführung in den Aufsatz über „Die jetzige Weltlage" vom Grafen Gobineau.) Bayreuther Blätter 1881, IV. 5.

Ce qui se passe en Asie. (Revue du monde latin. 1885.)

Bis jetzt nicht veröffentlicht, jedoch handschriftlich erhalten sind:

Bruchstücke einer Uebersetzung des persischen Heldengedichtes Kusch-Nameh.

Ein Buch über „Rußland in Asien" nach Erwerbung des Amur und den neuesten Annexionen (1878). „Das ist die große Weltfrage", schreibt er mit Bezug darauf.

Die erste dieser Schriften, „Drei Jahre in Asien", ist nach dem ersten Aufenthalte Gobineaus in Persien auf Grund von Tagebüchern und anderen Aufzeichnungen zusammengestellt und durch eine eigenartige Frische und Lebhaftigkeit der anschaulichen Schilderungen ausgezeichnet. Graf Prokesch-Osten schrieb dem Verfasser nach dem Empfang des Buches die treffenden Worte: „Ich bin jetzt

in Ihren „Drei Jahre in Asien". Lange habe ich nichts so Frisches gelesen. — — Das ist wie ein Gang durch eine gleich einem persischen Teppich mit Blumen durchwirkte Wiese, wo Wohlgeruch und Farbenpracht, die Zwillingskinder einer jungen Mutter, einen froh umkränzen."

Der erste Teil des Buches enthält die Beschreibung der Hinreise: — unterwegs bereits sucht und findet Gobineau überall ersehnte und erwartete Bestätigungen seiner Rassentheorie, besonders die Lehre von der Beharrlichkeit des Rassencharakters unter den verschiedenartigsten örtlichen und klimatischen Verhältnissen. Tausend und eine Nacht sind, das bestätigt ihm sofort der erste Eindruck des Orients, das beste Buch über Asien, welches existiert. Die türkische Nation dagegen ist nicht, wie wir Europäer fälschlich glauben, ein Spiegel, der uns Asien zeigt, sie ist vielmehr ein Vorhang, der es uns verbirgt.

Der zweite Teil des Werkes schildert das Ergebnis der Eindrücke des dreijährigen Aufenthaltes in Persien in großen Zügen. Vor allem bemühte ich mich, beginnt derselbe, mir jeden Gedanken daran vollständig abzugewöhnen, daß wir den Völkern irgendwie überlegen seien, die ich studieren wollte. Die Perser halten sich für die älteste Nation, die existiere; für ihre Geschichte zeigen sie eine wahre Verehrung. Die durch die Eroberer des siebenten Jahrhunderts octroyierte offizielle Religion ist ja freilich die mohammedanische, aber der mohammedanische Klerus ist in Persien verachtet und verhaßt und verdient beides nur zu sehr. Die religiöse Ueberzeugung der Einzelnen geht sehr ihren eigenen Weg: die Beharrlichkeit der Rassenseele zeigt sich auch hier. Die Bevölkerung lebt in reichgegliederter Ordnung der Stände: der König, seine Minister, die Mirzas — gentle-

men, Litteraten —, die Kaufleute, Arbeiter, Soldaten, Rentner, Pilger. Das Individuum ist alles: — der Staat existiert in Wirklichkeit überhaupt nicht. Zahlreiche Anekdoten illustrieren die Stellung der persischen Frauen.

Das Endurteil über die Beziehungen zwischen Europa und Asien ist von besonderem Interesse. Die Völker Centralasiens sind nicht fähig, ihre Gesellschaft auf ihren alten Grundlagen zu erneuern, ebensowenig dazu, eine neue Civilisation anzunehmen. Sie müssen entweder weiter vegetieren oder der Herrschaft der europäischen Nationen anheimfallen. Das letztere würde ihnen weniger schaden als den Europäern, die sie zu beherrschen hätten. Denn die Asiaten bessern sich in Europa nicht, aber die Europäer degenerieren in Asien. Die Mischlinge beider sind wenig erfreuliche Erscheinungen. Beim Handel gewinnen die Asiaten weit mehr als die Europäer. Die sollten klüger in Europa bleiben. Asien ist ein sehr verführerisches Gericht, aber es vergiftet die, welche davon genießen. Asien ist die Unendlichkeit, das Geheimnis. Alles liegt in Trümmern dort, in Ruinen. Die Intelligenz der Asiaten beschäftigt sich nur mit der Vergangenheit, nicht mit der Zukunft. Asien hat keine Zukunft.

Eine Ergänzung und Fortsetzung des Buches „Drei Jahre in Asien“ bildet das in Athen geschriebene, mit Recht besonders beifällig aufgenommene Werk Gobineaus über „Die Religionen und Philosophieen in Centralasien.“ Dasselbe enthält eine Darstellung der Eindrücke von dem geistigen Leben des Orients, wie sie sich während seines zweiten Aufenthaltes in Persien noch reicher und tiefer gestalteten. „Ich kenne keinen europäischen Schriftsteller“, sagt ein französischer Kenner der betreffen-

den Litteratur *), „der den modernen Orient so gut verstanden hätte und ihn in so packenden Farben darstellte.“

Wenn man bedenkt, — so beginnt Gobineau — daß unsere vielfachen Beziehungen zu den Völkern des Orients täglich zahlreicher und folgenreicher werden und daß unsere materiellen und politischen Interessen, die erhabensten und viele weniger hohe, von Tag zu Tag in engere Beziehung zu solchen Fragen treten, wird man nicht nur zugeben, daß es zeitgemäß, sondern daß es unmittelbar nützlich und praktisch ist, das intellektuelle und moralische Leben dieser Völker so gut als irgend möglich kennen zu lernen. Es ist also kein rein spekulatives Unternehmen, wenn man die religiösen, philosophischen, moralischen und litterarischen Gewohnheiten der gegenwärtigen Bewohner Asiens betrachtet, sondern zugleich die Erklärung vieler Thatsachen, welche bisher unerklärlich waren.

Das Werk leidet äußerlich an einer gewissen Ungleichheit der Teile. Ein hochinteressantes und für die vergleichende Religionswissenschaft unschätzbares Kapitel über den moralischen und religiösen Charakter der Asiaten bildet die Einleitung. In einer Stelle des Rassenbuches, welche ich oben anführte, möchte ich den Ausgangspunkt der hier angestellten Betrachtungen und das Thema finden, dessen weitere Ausführungen dieselben enthalten, indem sie die dort aufgestellte Behauptung nunmehr aus der Erfahrung bestätigen. Gobineau sagt an jener Stelle, daß die Völker des Abendlandes, Mischlinge der weißen und gelben Rasse, in der Gestaltung ihrer Weltanschauung des Jenseits über der intensiven Hingabe aller Kräfte an die Interessen des

*) Barbier de Meynard, La poésie en Perse. p. 70.

Diesseits mehr und mehr und schließlich vollständig aus den Augen verlieren. Die Völker des Morgenlandes dagegen, Mischlinge der weißen und schwarzen Rasse, erachten es als höchste Weisheit und höchstes Glück, über das Jenseits sinnend das Diesseits in seiner relativen Nichtigkeit zu durchschauen und gebührend zu verachten. Die weiße Rasse allein hatte das Gleichgewicht der Interessen des Diesseits und des Jenseits ursprünglich gewahrt.

Davon geht Gobineau hier aus. Was wir „gesunden Menschenverstand“ nennen, gehe den Asiaten völlig ab. Ihr ganzes Leben läuft ab, fast ohne daß sie irgend welchen Gebrauch davon machen. Weder in den Annehmlichkeiten des materiellen Lebens, noch des sozialen oder politischen Lebens suchen sie ihr höchstes Gut. Die erste und wichtigste aller Angelegenheiten ist für sie im allgemeinen, so gut als möglich und mit so vielen Einzelheiten als irgend möglich die übernatürlichen Dinge zu erkennen. Alle neuen Nachrichten, die man ihnen darüber bringt, sind wertvoll in ihren Augen, woher sie auch stammen mögen. Kaum haben sie einen gewissen Grad von Zutrauen zu einem gewonnen, so sind die Asiaten bereit, einem alles auszuliefern, was sie über diesen Gegenstand ihrer Sorge wissen, im Austausch gegen das, was man selbst darüber weiß. Sie empfinden ein Bedürfnis nach der Welt, die man nicht sieht; sie fühlen sie auf sich lasten; sie wehren sich gegen den beständigen Eindruck des Geheimnisses; sie suchen etwas *über* dem täglichen Leben, und in einer Erregung, einer Erwartung, einem Verlangen, einem Fieber, welches nie nachläßt, sieht man sie wachsam, indem ihre Augen sich unermeßlich weit zu öffnen trachten, indem sie in die Luft und überall hin

spähen, beunruhigt in Betreff des Lebens, das kommen soll, weit mehr als um alles, was auf dieser Welt ist. Sie haben Angst, Gott zu verfehlen, oder vielmehr, daß Gott sie verfehlen könnte. — —

Ich habe oben gesagt, daß Gobineaus Werk über die Religionen und Philosophieen in Centralasien für die vergleichende Religionswissenschaft von der größten Bedeutung sei. Schon diese eine angeführte Stelle wird meine Behauptung als nicht ungerechtfertigt erscheinen lassen: ein eingehendes Studium des Werkes wird sie erst recht bestätigen. Das Interesse für vergleichende Religionswissenschaft war vor einiger Zeit durch Max Müllers Essays rege geworden. Freilich zeigte es sich bald, wie ungeheuer groß das Arbeitsfeld war, und man hat es verlassen. Man fürchtete es als unübersehbar. Es ist im höchsten Grade zu bedauern, wenn neuerdings eine für einen großen Teil der protestantischen Theologen so maßgebende Persönlichkeit wie Harnack*) die Parole ausgegeben hat, daß die Auseinandersetzung mit der vergleichenden Religionswissenschaft der Theologie nicht zugemutet werden könne, wenigstens nicht eher, als bis die vergleichende Religionswissenschaft selbst ihre Arbeit beendet habe, also nicht vor dem Nimmermehrstag.

Ob es freilich gerade derjenigen Richtung innerhalb der protestantischen Theologie, welche Harnack vertritt, erfreuliche Einsichten und Entdeckungen sein würden, welche ihr die Beschäftigung mit der vergleichenden Religionswissenschaft im allgemeinen und mit der asiatischen Welt-

*) A. Harnack, Die Aufgabe der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte. 1901.

anschauung insbesondere bringen würde, das ist allerdings ja eine andere Frage. Aber an Arbeitslust und Arbeitskraft zur Bewältigung und Verwertung des bereits gesammelten Materials und des bereits Geleisteten fehlt es doch in diesen Kreisen keineswegs. Und wenn gerade A. Ritschl — eine der m. E. richtigen Einsichten desselben — die Kenntnis der alttestamentlichen religiösen Höhenlage für das Verständnis der neutestamentlichen Religion als dauernd unerläßlich bezeichnet hat, so ist es ebenso gewiß, daß das Korrelat dazu, die Kenntnis der asiatischen Höhenlage für den Fortschritt in der Erkenntnis des Wesens des Christentums nicht minder unumgänglich ist. Der Erwerb dieser Kenntnis der asiatischen religiösen Höhenlage wird auf Grund der neugewonnenen Einblicke in die Denkmäler der altasiatischen Welt sogar die vornehmste und Hauptaufgabe der Theologie des beginnenden Jahrhunderts sein. Das **missing link** in der Erkenntnis des Christentums scheint hier gefunden. Nicht umsonst hat Schopenhauer schon geahnt: Das Christentum hat indisches Blut im Leibe. Das hat freilich sehr einen anderen und tieferen Sinn, als die Theosophen und „deutschen Buddhisten" meinen. Daß man die Rassenverhältnisse mit in Rechnung zieht, erhebt die Religionswissenschaft auf eine höhere Stufe neuer Erkenntnis. Nun erst vermögen wir es zu unterscheiden, woher jeder Faktor unserer religiösen Ansichten und Ueberzeugungen stammt, was biblisch beeinflußt, was außerbiblischen Ursprungs in unserem „frommen Selbstbewußtsein" ist.

Der Fluch des Spezialistentums zeigt sich auch hier, aber er soll und muß überwunden werden. Ich greife nur ein Beispiel heraus. In seinen Vorlesungen über ver-

gleichende Religionswissenschaft hat Max Müller *), indem er „alle früheren Klassifikationen der Religionen der Menschheit" eine nach der andern als unzulänglich nachweist, keine Ahnung von der Existenz der Schleiermacherschen **) mindestens tiefgedachten und höchst beachtenswerten „Querteilung" des Gebietes der Religionen in teleologische und ästhetische Typen der Frömmigkeit. Ceterum censeo: Die Theologie muß wieder neu an Schleiermacher anknüpfen. Jedenfalls darf es so nicht bleiben: wir müssen wieder universelle Bildung und einheitliche Weltanschauung aller Denkenden anstreben.

Die mohammedanische Religion kommt nun nach Gobineau jener allgemeinen asiatischen Disposition, in der Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses seine eigenen Wege zu gehen, vorzüglich entgegen, und dies ist der Grund, weshalb sie in Asien so fest wurzelt. Es giebt keine tolerantere, ja indifferentere Religion. Wenn man nur zugiebt, daß es einen einzigen Gott giebt, der sich durch Propheten offenbart, so darf man im übrigen seine eigenen philosophischen oder theologischen Wege suchen. Davon macht denn das Perservolk, welches die kritisch-protestantische Ader von seinen arischen Vorfahren ererbt und bewahrt hat, weitgehenden Gebrauch. In den weiteren Kapiteln des Gobineauschen Buches folgt demgemäß die Betrachtung des persischen Islam in seinen verschiedenen Nuancen und Schattierungen, des Schiismus, dessen Ursprung und Entwickelung dargelegt werden, des Sufismus, der persischen Philosophie und ihrer Geschichte, der Freidenker und ihrer

---

*) Max Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. 1876. S. 112—128.

**) Schleiermacher, Der christliche Glaube. § 9.

Beziehungen zu europäischen Ideen. Daran schließt sich eine sieben Kapitel umfassende eingehende Schilderung der um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts entstandenen religiösen Bewegung des Babismus, einer neuen Form des Islam, deren Begründer bei seinen Anhängern für einen größeren Propheten als Mohammed gilt. Dieser Teil von Gobineaus Werk brachte seiner Zeit die erste Kunde von den hierdurch hervorgerufenen Wirren und ihrer Ursache nach Europa. Das „Buch der Vorschriften", die Bibel der Babisten, ist in französischer Uebersetzung in einem Anhang hinzugefügt. Der Babismus mußte Gobineau schon um deswillen aufs höchste interessieren, weil er auf die ältesten und ursprünglichsten Grundgedanken der persischen Religion thatsächlich zurückgreift.

Neben dieser geistigen Schöpfung einer neuen Religion fesselte eine andere geistige Schöpfung des modernen Persiens die Aufmerksamkeit Gobineaus in besonderem Maße: die gleichfalls dem neunzehnten Jahrhundert angehörige Entstehung eines persischen Theaters, welche sich durchaus in Parallele zur Geburt der griechischen Tragödie vollzog. Eine heilige Legende ist der ursprüngliche Stoff, das tragische Geschick der Enkel des Propheten, deren Partei bekanntlich die Perser als Schiiten im Gegensatz zu den Sunniten aus religiösen Gründen nehmen. Andere Sujets fanden, als Prologe und dergleichen nur in losem Zusammenhange mit dem eigentlichen Stücke stehend, rasch große Beliebtheit. Theatralische Aufführungen zu veranstalten und ihnen beizuwohnen gilt für ein frommes Werk, wenn auch die Gelehrten und die höhere Geistlichkeit sie verachten. Gobineaus Eindruck war: „Ich habe diesen Zustand der Verzauberung, der allgemeinen Hingerissenheit, des Magneti-

siertseins der Menge, durch welche ein elektrischer Strom zirkuliert, der sich allem mitteilt, was sich ihm nähert, über mich selbst ergehen lassen und bin dadurch zu der notwendigen Schlußfolgerung geführt worden, daß das europäische Theater nichts anderes sei, als eine elegante Beschäftigung des Geistes, eine Zerstreuung, ein Spiel, — während nach dem Vorgange des griechischen Theaters das persische Theater, und dieses allein, die Geltung einer wichtigen Angelegenheit für sich beanspruchen darf." — Eine Probe solcher dramatischen Poesie von ergreifender Tragik, „Die Hochzeit des Kassem" teilt Gobineau vollständig mit; Inhaltsangaben anderer Dramen machen den Beschluß.

Diesen Schilderungen aus dem modernen Orient dienen zur weiteren Ergänzung die „Asiatischen Novellen", welche durch Schemanns Uebersetzung bereits in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Diese Uebersetzung ist leider nur eine unvollständige Wiedergabe des Originals. Aus Gründen, welche, da es sich um eine erste Einführung Gobineaus in Deutschland handelte, leicht zu erraten sind, mag Schemann nicht nur Gobineaus Einleitung, sondern auch die beiden Novellen:

La danseuse de Shamakha und
La vie de voyage

unterdrückt haben. Seine Ausgabe enthält demnach nur die vier übrigen Novellen:

Die Liebenden von Kandahar.
Geschichte Gamber-Alis.
Der Turkmenenkrieg.
Der große Zauberer.

Nach Inhalt und Form sind diese inmitten des asiatischen Lebens einst ersonnenen und erlebten, in Stockholm

mit reifer Künstlerschaft aufgezeichneten Bilder kleine Meisterwerke, welche an das Beste erinnern, was der Orient selbst uns von Vergleichbarem geschenkt hat. Mit allem Zauber echter Kunst versetzen sie uns in jene uns in vielfacher Beziehung so ferne und fremdartig anmutende Kulturwelt. Die erste und die letzte der von Schemann übersetzten Novellen erscheinen mir als die bedeutungsvollsten. „Der große Zauberer“ ist eine symbolisch-allegorische Darstellung des Grundgedankens des Werkes über die Religionen Centralasiens, eine Dichtung von rührender Schönheit und von geheimnisvollem Reiz. Ueber dem Drang nach Erkenntnis verläßt der Held, von dem großen Zauberer gelockt, alles Glück des Diesseits, dessen er sich in reichstem Maße erfreut, ja selbst die treue Gattin, die ihn über alles liebt. Aber im Begriff, den entscheidenden Schritt in das Nirvana zu thun, vernimmt er die Stimme der Getreuen, die ihm gefolgt ist und die ihn rettet. Das Ewig-Weibliche ist das Band, welches auch den Jenseits-durstigsten Asiaten dennoch schließlich immer wieder an das Diesseits fesselt und welches auch ihn in das diesseitige Dasein ruft.

Die erste jener Novellen dagegen, „Die Liebenden von Kandahar“ steht in engster Beziehung zu Gobineaus Rassentheorie, zu deren Bestätigung sie einen Beitrag liefert. „Ihr fragt, ob er schön war?“ — fängt sie an — „Schön wie ein Engel! Die Gesichtsfarbe leicht gebräunt, nicht in dem trüben, erdfarbenen Tone, dem sichersten Ergebnis einer Mischlingsherkunft; er war warm gebräunt, wie eine Frucht, die in der Sonne gereift. Sein schwarzes Haar ringelte sich in üppigen Locken über die dichten Falten seines blauen rotgestreiften Turbans; ein zierlicher, gewellter, ziemlich langer Schnurrbart um[illegible]

die feinen Umrisse seiner klargeschnittenen, beweglichen, stolzen Oberlippe, welche das Leben, die Leidenschaft atmete. In seinem milden, tiefen Auge flammten leicht Blitze auf. Er war groß, kraftvoll, schlank, breit in den Schultern, schmal in den Hüften. Niemand war der Gedanke gekommen, seinem Geschlechte nachzuforschen; es war klar, daß das reinste Afghanenblut sein Wesen belebte und daß, wer ihn betrachtete, den echten Abkömmling jener alten Parther, der Arsakes, der Orodes vor Augen hatte, unter deren Tritten die römische Welt in gerechtem Schrecken einst erschauderte. Seine Mutter hatte ihn, ahnend, was er gelte, bei seiner Geburt Mohsen — der Schöne — genannt, und das mit Fug und Recht."

Mohsen ist mit siebzehn Jahren soeben wehrhaft gemacht worden. Drei Pläne will er jetzt ausführen, um würdig in das Leben einzutreten. Er muß die Ehre seiner Familie rächen an einem der Leutnants des Fürsten von Kandahar, dessen Vorfahr — vor drei Generationen — einst dem seinigen einen Schlag mit der Reitpeitsche gegeben, er muß aus ähnlichen Gründen seinen Vetter Elen töten und dann, wenn beides gelungen ist, eine Stelle unter den Kavalieren des Fürsten erbitten. Zwar war der Vetter Elem früher sein bester Freund. Aber die Ehre sprach, die Ehre, und einzig die Ehre mußte gehört werden. Die Hindu, die Perser können sich ungezwungen dem Zug der Freundschaft, den Einflüssen ihrer Lieblingsneigungen überlassen, aber ein Afghane: was er sich selbst schuldig ist, geht allem vor. Keine Zuneigung, kein Mitleid kann seinen Arm hemmen, wenn die Pflicht spricht. — Statt des Vetters Elem findet jedoch Mohsen dessen einzige Schwester allein im Hause des Oheims, Dschemyleh — die Liebliche —. Er

liebt und wird geliebt. Er entflieht mit der Geliebten, und das tragisch endende Geschick der Liebenden von Kandahar bildet den weiteren Inhalt der Novelle.

Um den Grundgedanken des Rassenbuches an einer der arischen Nationen bestätigt zu zeigen, schrieb Gobineau in Athen seine „Geschichte der Perser“, welche ursprünglich noch umfangreicher gestaltet werden und den Titel führen sollte: **Histoire généalogique des nations Iraniennes.** Ich habe die Rassen unter einander verglichen, äußert sich Gobineau über dieses Werk, ich habe eine derselben aus den besten Elementen, die mir vor Augen kamen, ausgewählt und die Geschichte der Perser geschrieben, um an dem Beispiel der von allen ihren Genossen am meisten isolierten arischen Nation nachzuweisen, wie ohnmächtig die Verschiedenheiten des Klimas und der Nachbarschaft und die Zeitumstände für die Veränderung oder Bändigung des Rassencharakters sind. Schon vorher hatte er im Rassenbuch die Aufgabe, die ihm vorschwebte, folgendermaßen präzisiert: Es ist unerläßlich, ehe man die Geschichte eines bestimmten Landes schreibt und die Rätsel, an denen eine solche Aufgabe reich ist, deuten will, die Quellen und die Natur der Gesellschaft, von der dieses Land nur einen Teil bildet, zu untersuchen, zu ergründen, genau zu kennen. Man muß die Elemente, aus denen sie sich zusammensetzt, die Veränderungen, die sie erlitten hat, die Ursachen dieser Veränderungen, endlich den Rassenzustand studieren, der durch die Reihe der bei ihr zugelassenen Mischungen erreicht worden ist. — — Wieder an anderer Stelle spricht er es geradezu aus, daß die eigentliche Geschichte der Menschheit als ein wirklicher Teil der Naturwissenschaft zu betrachten sei, indem die in der Entwickelung der Völkergruppen sich

darstellenden Erscheinungen eine große Aehnlichkeit mit den regulären Bewegungen der organischen Substanz zeigen. Im Katalog seiner 529 Nummern umfassenden Sammlung alter Gemmen schließlich gesteht er in Bezug auf dieses Werk ausdrücklich: Was mich überhaupt interessierte, war weniger, ein chronologisches Gewebe zu wirken, als vielmehr den geistigen Anblick, die Sitten, die Sinnesart und Naturbeschaffenheit der asiatischen Völker, womit ich mich beschäftigen wollte, wieder aufleben zu lassen. Dazu waren ihm denn außer dem Eindruck von Land und Leuten im heutigen Persien die mancherlei ihm dort zugänglich gewordenen Quellen und Hilfsmittel der Forschung, welche er im Titel des Buches aufzählt, von besonderer Wichtigkeit.

Das umfangreiche Werk ist in sechs Bücher eingeteilt. Das erste Buch schildert das Land, in welches die Arier von Norden her eindrangen, die der schwarzen Rasse — wie die bildlichen Darstellungen der Diws, der Dämonen, beweisen — angehörigen Urbewohner desselben, die arische Gesellschaft, welche sich dort niederließ, mit ihrem Kultus des Reinen, dessen Symbol das heilige Feuer ist, und ihrem Abscheu vor dem Unreinen: der alt-arischen Wurzel des Dualismus von Licht und Finsternis. Es folgt eine Zusammenstellung dessen, was aus orientalischen Quellen über die letzten Könige von Ayryana-Vaeja, der Urheimat der Iranier, sich ergiebt, und die betreffenden Stellen der skandinavischen Tradition, wie sie in der Edda fixiert ist, werden zur Vergleichung herangezogen. Die übrigen Kapitel des ersten Buches und das zweite Buch enthalten die Geschichte der ältesten iranischen Reiche in der Zeit vor Cyrus, das dritte Buch die Geschichte des Cyrus und Kambyses, das vierte die der Achämeniden, das fünfte die Geschichte Alexan-

ders des Großen in seiner Beziehung zum Perserreich. Das sechste und letzte Buch endlich faßt die Geschichte Irans nach dem Tode Alexanders des Großen unter den Arsakiden zusammen, schildert die Kämpfe der Parther mit den Römern und den geistigen und moralischen Zustand im Partherreiche, wo die bildende Kunst eine gewisse Blüte erreichte, von welcher zahlreiche Proben sich in Gobineaus Sammlung befanden. Die Geschichte der Perser endet für Gobineau mit der Niederlage der letzten Arsakiden, welche um 200 n. Chr. durch die Revolution des Sassaniden Ardeshyr Babegan gestürzt wurden. Damit beginnt die Zeit, wo der semitische Einfluß, der minderwertiger Rassen, für immer in Iran die Oberhand genommen hat. Am Tage, wo jener Ardeshyr die Krone annahm, wurde Persien ein orientalisches Reich im moralischen Sinne des Wortes; nur ausnahmsweise und gleichsam als eine Erinnerung an vergangene Zeiten tauchen die Begriffe Freiheit und persönliches Ansehen noch hier und da einmal dort wieder auf. Damit ist dann Gobineaus Interesse für die Geschichte Irans erschöpft, in der er, und das ist der Grundgedanke des ganzen Werkes, ein Abbild unserer eigenen Geschicke sieht. Zuerst unbegrenzte persönliche Freiheit, Bündnisse der Familienhäupter, der König nur Heerführer, — dann, nach erfolgter Mischung mit farbiger Rasse, Staatsraison, Bedürfnis nach Ordnung, Verwaltung, — hierauf feudales Regime, Schwächung der Nation, — neue Rassenmischungen, rettende Heroen, — zuletzt der Sieg der Demokratie und inferiorer Massen. Endresultat: — Despotismus.

Gobineau hatte für dieses Werk jahrelang eingehende Vorstudien gemacht. Seine Untersuchungen über die Keilschrift sollten, nachdem er seine eigenartige Auffassung im

Gegensatz zu H. Rawlinson, auf dessen Ansichten die offizielle neuere Assyrologie sich gründet, in der kleinen Schrift „Lesung der Keilschrift-Texte" zur vorläufigen Kenntnis der Fachwissenschaft gebracht hatte, in dem geplanten großen Werke „Genealogische Geschichte der iranischen Nationen" ausführlich dargelegt werden. Statt dessen entschloß er sich später, dieselben in einem besonderen Werke „Abhandlung über die Keilschriften" zu veröffentlichen. Die darin eingenommene Position ist, wie bereits angedeutet, von der neueren Forschung auf diesem Gebiete völlig abgelehnt worden. Daß die heutigen Autoritäten die betreffenden Schriften Gobineaus gelesen haben und kennen, habe ich Grund zu bezweifeln. Ein Hauptpunkt der Kontroverse ist, wenn ich die Sachlage richtig auffasse, der, daß Gobineau von den drei Sprachen der Keilschriften zwar mit der Fachwissenschaft die erste für eine iranische, also indogermanische Sprache hält — Zend-Keilschriften, Altpersisch —, die dritte für einen semitischen Dialekt — assyrische Keilschriften —, die rätselhafte zweite aber als „Huzwaresch" erklärt, d. i. ein aus dem Altpersischen und Arabischen gemischtes Mittelpersisch, welches seit der Zeit des Darius I. die offizielle persische Sprache gewesen sei. Die Anwesenheit eines finnisch-mongolischen, also der gelben Rasse angehörigen Volkes dort, welche zu folgern wäre, falls jene zweite Sprache eine agglutinierende wäre, findet er unglaublich. Die moderne Assyrologie dagegen hat gerade aus dem agglutinierenden Charakter dieser Sprache im weiteren Verlauf der Forschung auf die Existenz des diese Sprache sprechenden Urvolkes der Sumerer geschlossen. Diese Hypothese, welche einer etwas späteren Zeit angehört als Gobineaus bezügliche Schriften, konnte ihm

also damals noch nicht bekannt sein. Er hat auch später, soviel ich weiß, nirgendwo Stellung dazu genommen. — —

Durch eine Frage Richard Wagners, was Gobineau vom jetzigen Zustand der Welt halte, wurde dieser zu dem für die Bayreuther Blätter im Jahre 1881 geschriebenen Aufsatz „Ein Urteil über die jetzige Weltlage“ angeregt. Die geistvolle Plauderei des hocherfahrenen und tiefeingeweihten Staatsmannes, worin er seine Ansichten über das Verhältnis von Europa zu Asien am Ende seines Lebens noch einmal zusammenfaßt, ist auch heute noch von Interesse, ja heute sogar vielleicht noch von erhöhtem Interesse.

Europa in seiner heutigen Gestaltung, so führt Gobineau in diesem Aufsatze aus, zeigt uns überall, bis nach Schweden und Norwegen hin, einen großen Ueberschuß an lateinischem Blut. Verächtlich oder vergeßlich gegen seine Ahnen, stolz auf die neuen Laster, fühlt ein jedes Volk sich gedrängt, dasselbe zu thun, was es das Nachbarvolk thun sieht. Alle wollen Veränderungen und Revolutionen; sie mögen nur das Abenteuerliche und fußen auf nichts Eigenem. Alle sind lateinisch, betrachten sich als an das Ziel und zum höchsten Ausdruck der verfeinerten Civilisation gelangt. Nachdem die lateinische Rasse in allen Ländern des alten Kontinents nach besten Kräften das System der Revolutionen inauguriert hatte, zerstörte sie zunächst jede ideale Möglichkeit in der südamerikanischen Welt, indem sie dort jene Kolonieen entstehen ließ, welche nun in ihrer Loslösung vom Mutterlande selbst nicht mehr wissen, was aus ihnen werden soll. — —

Die Entscheidung über die Zukunft Europas liegt in Asien, welches zugleich für Amerika und Australien noch un-

erwartete Bedeutung gewinnen wird. Es sind die Chinesen, welche zu fürchten sind mit ihren unvergleichlich wohlfeileren Produkten. Mit den Russen kollidieren sie dort als Feinde der Muselmänner, als deren Beschützer und Gönner die Russen so überraschende Erfolge und Fortschritte in Asien errungen haben, — die Russen, welche ja eigentlich selbst Asiaten sind.

Das Ergebnis dieser Erfolge Rußlands ist nach Gobineau dieses: Ob man sich die ältesten Wanderungen der Völker, wie die der Slaven, Kelten, Germanen und Hunnen in das Gedächtnis zurückrufen, oder ob man sich nur mit den Ungarn, Türken, Mongolen oder den Tartaren des Tamerlan befassen will: — die Straße, durch welche die Weltgeschichte hindurch ging, eröffnet sich wieder; man sieht, daß sie von Seiten Chinas bereits neu erschlossen ist; ja dort giebt es Massen, welche sich schon jetzt bewegen, so gut sie es können. Man darf zittern vor dem, was von dort her droht. — Meines Erachtens mehren sich in Asien mancherlei Kräfte und Bewegungen gänzlich außerhalb der Voraussichten der Politik, — ich bin nicht übermäßig durch die Frage aufgeregt, ob das russische Reich ganz Asien besitzen und sich Indiens bemächtigen wird, aber ich spähe nach der Menge von Gefahren, die sich in Asien zusammenballt und die dereinst, wie ich nicht zweifle, über Europa zusammenstürzen wird. Ich beachte die blitzartige Schnelligkeit, mit welcher diese Gefahren sich vorbereiten und vermehren — — und indem ich soviel Leben, soviel Rührigkeit und beides mit soviel Raschheit im Osten thätig gewahre, finde ich den schnellen Verfall und die Erstarrung, welche über die westliche Welt sich erstrecken, nicht minder wunderbar. Vor Jahren schon hatte ich diese erstaunlichen Phänomene vor-

ausgesehen und in meinem Buche über die Ungleichheit der menschlichen Rassen angekündet; aber ich muß gestehen, daß ich damals nicht erwartete, so schnell das Eintreten dessen zu erleben, was ich noch in weiter Ferne glaubte. Ich kann mich also hier verbessern und gestehen, daß die Welt beweglicher ist, als ich annahm, und daß die thatsächlich vorhandene Mischung der Rassen mich weit mehr von der Schnelligkeit hätte überzeugen müssen, mit welcher sie imstande ist, das Uebel bis zum Aeußersten zu treiben, mit all den Nöten, welche von einer so wütenden Bewegung unzertrennlich sind, und mit all dem Elende, welches ihr nachfolgen muß.

Unwillkürlich wird man durch diese Befürchtungen Gobineaus an das Bild „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!" erinnert. Wenn man persönliche Beziehungen herüber und hinüber, welche hier obwalten mögen, in Anschlag bringt, so fühlt man sich versucht, an einen inneren Zusammenhang dieses Bildes mit den Ideen Gobineaus zu denken. Doch existiert auch eine andere Version über die Entstehung jenes Bildes. Vor einigen Jahren las man übrigens aus einer russischen Zeitung über die beginnende Erschließung Chinas die Bemerkung, Rußland habe den gelben Mann noch ruhig hundert Jahre weiter schlafen lassen können. Die Verantwortung für alle Folgen werde tragen, wer ihn zu früh erweckt habe, und wenn es zu spät sei, werde Europa erst merken, was es mit den nicht wieder zu verdrängenden gelben Arbeitsmaschinen sich aufgedrängt habe. Solchen Befürchtungen gegenüber kann man andererseits freilich die Leichtigkeit geltend machen, womit die Vereinigten Staaten seiner Zeit der chinesischen Einwanderung wieder Herr geworden sind.

Der kleinen Schrift

**Voyage à Terre-Neuve. Paris, Hachette. 1861.**
wurde bereits bei der Erzählung von Gobineaus Leben gedacht. Mit lebhaftem Interesse sah er auf dieser Reise, und zwar in Neuschottland, die ersten Indianer. Sie erinnern ihn an die reinsten Vertreter der gelben Rasse, die er in Persien gesehen hatte, an die Turkmenen: — seine Lehre von der Identität der mongolischen und amerikanischen Rasse findet er dadurch bestätigt. Unter den Kolonisten jener Länder aber sind die reinsten Germanen, die ihm bis jetzt begegnet waren: von imponierendem Wuchs, blond und blauäugig, achtungswert, bieder und rechtschaffen — **une teinte uniforme de probité** —. Er fühlt sich an die ältesten grönländischen Kolonisten erinnert. Die Sitten resultieren aus der keltisch-germanischen Rassenmischung: — viel Irländer, weniger Angelsachsen und Deutsche, einige Schotten und Franzosen, sonst keine Romanen und keine modernen Auswanderer. Die Natur dort hat etwas Kindliches, findet er: — alle diese Landschaften scheinen erst gestern geschaffen zu sein. Aber das Land der Zukunft ist Amerika nicht, so sehr auch die naiven Bewohner jener Landstriche davon überzeugt sind. Höchstens eine Kultur des Luxus nach Art der assyrisch-semitischen werde dort entstehen. Reiseprediger, Missionare, welche den in der Einsamkeit auf sich selbst Angewiesenen die Tröstungen der Religion vermitteln könnten, vermißt er; sie seien dort nötiger, als an mancher anderen Stelle. Ein alter englischer Gentleman, der ihn damit an die Einsiedler der Thebais erinnert, hat sich in jenen Gegenden der Erziehung armer Kinder gewidmet, den alt-arischen Drang der Verwendung späterer Lebensjahre so bethätigend.

Diese für Gobineau ergreifende Persönlichkeit finden wir wieder in den

**Souvenirs de voyage.** (Céphalonie, Naxie et Terre-Neuve.) Paris, Plon. 1872.

Die dritte der in diesem Bändchen gesammelten Novellen, „Die Renntierjagd", versetzt uns nach jenen weltentlegenen Gegenden und faßt die dort empfangenen Eindrücke noch einmal in poetisch-humoristischer Verklärung zusammen. Gobineau konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen modernen Pariser, der es wünschenswert findet, aus seinem Kreise für eine Zeit lang zu verschwinden, jenen naturwüchsigen, etwas ungeschlachten aber goldtreuen, ehrenhaften und ehrenwerten nordischen Riesen gegenüber zu stellen, woraus sich dann die ergötzlichsten Kontraste und Verwickelungen ergeben. Dieser sonnige, liebenswürdige Humor zeichnet übrigens Gobineaus novellistische Schriften vielfach aus, so die oben nicht eingehender besprochenen der „Asiatischen Novellen", und ebenso die beiden anderen Novellen der „Reiseerinnerungen". Letztere versetzen uns nach Griechenland, und zwar „Das rote Schnupftuch" nach Kephalonia, unter Mischlinge romanischer und slavischer Herkunft, in eine moralisch verdorbene Atmosphäre, — die andere, „Akrivia Phrangopoulo" *), welche auf Naxos spielt, erzählt, wie ein junger englischer Offizier, von der körperlichen und seelischen Rasse-Schönheit und Reinheit der Heldin besiegt und gefesselt, Heimat und glänzende Stellung in der ersten Gesellschaft Europas darangiebt, um an ihrer Seite ein beglückendes

---

*) Deutsch in „Der Kynast" herausgegeben v. E. Wachler, Jahrg. II, 1. 2. 3.

Leben in der Einsamkeit des meerumrauschten Naxos zu leben. — — Ich könnte eine lange Liste solcher vornehmen Engländer aufstellen, fügt Gobineau hinzu, die jenen Geschmack der machtvollen Persönlichkeit für Einsamkeit und Entsagung bewährten, wie er bei der angelsächsischen Rasse so lebhaft entwickelt ist. In Neuschottland, in Mingrelien, in Nordgriechenland an der türkischen Grenze und anderwärts hat er solche gefunden: — Rassenverwandte und Geistesverwandte der Brahmanen der indischen Wälder.

Einen griechischen Namen trägt auch das aus der athenischen Zeit stammende Werk

L'Aphroëssa. Paris, Maillet. 1869.

Es ist eine Sammlung kleinerer, reizender, frischer Poesien, äußerlich betrachtet etwa im Genre Byrons und Victor Hugos, aber einfacher, inniger und tiefer zugleich. Das einleitende Gedicht erklärt den von Gobineau gewählten Titel, dem ein an Schillers „Mädchen aus der Fremde" erinnernder Gedanke zu Grunde liegt. Aphroessa hieß das Schiff, welches dem Apollo die Opfergaben des athenischen Volkes nach Delos überbrachte. Den Namen dieses glückhaften Schiffes giebt der Dichter seinem Buche. Wie die Aphroessa bringt es Gaben, nicht dem Marmorgotte der Alten, „sondern jenen Gottheiten, welche uns viel größer scheinen: die Altäre sind wandelbar, und jedes Zeitalter hat die seinigen."

Drei dieser Dichtungen sind dem Heroenkultus geweiht — Helden von echter Rasse, im Kampfe gegen Niedere unterliegend —: L'Achilléide, eine Charakteristik des Arierhelden in Form einer poetischen Erzählung, — **Lutter, c'est ce que je préfère — Il règne, il a toujours raison** —, **Brennus**, der geknickt heimkehrt, nicht durch Waffen, sondern durch „Vögel, Pest und Hunger„ besiegt,

und sich als Asket in die Finsternisse der gallischen Wälder zurückzieht, Samson, in dessen Geschichte — in dramatischer Form, Bulwer gewidmet — Gobineau ein seinem Alexandre le Macédonien verwandtes Motiv der Verwickelung und Auflösung hineindichtet. In Frankreich spielen Geneviève de Brabant, die bekannte Sage, und Le cartulaire de St. Avit, die Geschichte eines französischen Klosters und seiner Aebte von der Gründung bis zur Zerstörung durch die französische Revolution: — ein Meisterwerk nach Form und Inhalt; dem Wechsel der Zeiten und ihres Geistes gegenüber besteht die schlichte Größe des Bleibenden und Ewigen im Christentum. Ausgelassen heitere Szenen schildert Le Carnaval de Venise; von eigenartigem intimem Reize ist La petite chanson (A Mademoiselle Christine de G..) — ein Loblied, wenn ich richtig deute, auf die alles verklärende Macht der Poesie, welche Sorge und Gram vergessen macht, indem sie die Erinnerung an eine schönere Vergangenheit und an das Glück, welches man einst besaß, zurückzaubert.

An Gobineaus Aufenthalt in Griechenland und seine vierjährige Wirksamkeit als französischer Gesandter in Athen erinnert ferner eine größere Arbeit über

Le royaume des Hellènes. (In der Pariser Revue la Correspondance 1878 erschienen)

sowie die noch nicht veröffentlichte Schrift

L'Europe et la Russie.

In das mittelalterliche Frankreich dagegen versetzt uns der an Walter Scott, aber nicht an dessen Schwächen, erinnernde fesselnde historische Roman

L'abbaye de Typhaines. Paris, Maillet. 1867.

Herr Philippe de Cornehaut — seine Seele war ebenso

rein, wie seine Rasse — kehrt mit seinem getreuen Knappen Fulko von einem Kreuzzuge zurück, wohin ihn sein Vater Geoffroy geschickt hat und die edle Dame Mahaut von Cornouiller, die nur dem in ruhmvollem Kampfe Bewährten ihre Hand verheißen wollte. Allein während seiner Abwesenheit hat sein Vater, um ein Vergehen zu sühnen, das Erbe des Sohnes der Abtei von Typhaines geschenkt und ist selbst als Bruder Nicolas in dieses Kloster eingetreten. Der heimkehrende Sohn findet den Bruder Nicolas, in dem er zu seinem Entsetzen den eigenen Vater erkennt, von den Bewohnern des Städtchens Typhaines erschlagen, welche im Aufstand gegen das Kloster begriffen sind, dem sie nicht länger zinspflichtig sein wollen. Herr Philipp kämpft für die Mönche, wird von den Bürgern gefangen, aber durch die schöne Damerones, die Rose von Typhaines, befreit, die ihn heimlich liebt, ohne freilich Gegenliebe zu finden. Sie läßt sich freiwillig als Gefangene auf das benachbarte Schloß der Mahaut führen, damit ihr Vater Simon, der Konsul von Typhaines, in den Austausch der beiderseitigen Gefangenen willigt und Philipp entläßt. Aber nun erwacht die Eifersucht auf die Retterin des Geliebten in Mahaut; sie läßt dieselbe durch ihre Reisigen auf dem Heimweg umzingeln. Doch es gelingt Herrn Philipp, der den Verrat noch rechtzeitig bemerkt, seiner gütigen Befreierin das Leben zu retten. Aber um dieser edlen, großmütigen und hochherzigen That willen sagt sich Mahaut von ihm los. Sie allein will geliebt sein. Philipp tritt in den Templerorden ein, dem er seine Güter vererbt, die der Papst ihm zurückerstattet hatte, und fällt im Kampfe gegen die Sarazenen. Sein Schwert Rudaverse versenkt er in die Fluten einer Felsschlucht, damit keine Sarazenenhand es durch ihre Be-

rührung besudeln soll. Auch die treue Damerones hat auf irdisches Glück verzichtet und ihr Leben Gott geweiht.

Die „Abtei von Typhaines“ ist im Jahre 1869 in englischer Uebersetzung erschienen. Die Vorrede dazu ist von ganz hervorragendem Interesse, da sie zeigt, in welchem Grade damals schon Gobineau von Einzelnen verstanden, gewürdigt und geliebt wurde. Ich möchte nicht unterlassen, ihres Verfassers auch in dieser ersten Monographie über Gobineau gebührend zu gedenken; man wird diese Widmung und Huldigung heute nicht ohne Bewegung lesen.

Dieselbe lautet im wesentlichen:

„An Arthur Grafen von Gobineau,
Gesandten Frankreichs zu Rio Janeiro.

Hochverehrtester Herr!

Ich würde in meinem vorgerückten Alter von achtundsiebzig Jahren nicht daran gedacht haben, mir die Mühe der Abfassung und Veröffentlichung eines Romanes zu machen, selbst wenn ich hinlänglich mit Geist und Wissen begabt wäre, um mich imstande zu fühlen, ein so herrliches Gemälde hervorzubringen, wie diese Erzählung aus dem zwölften Jahrhundert, die Sie unlängst als Gesandter Frankreichs beim Könige der Hellenen zu Athen geschrieben haben; aber ich fühlte mich zu dieser Uebersetzung gedrungen einzig und allein als zu einem Akte persönlicher Huldigung für Sie und zum echtesten Ausdruck meiner Dankbarkeit für manche glückliche Stunde und für viele Belehrung, die ich aus dem Studium Ihrer Werke über Ethnologie und anderer Werke über verschiedene Gegenstände der Forschung gewonnen habe.

Ihre „**Abbaye de Typhaines**“ erschien mir zudem

weniger als ein Roman, denn als eine Historie, aufgeführt auf demselben Grunde, welchen Ihr vortrefflicher Landsmann, der verstorbene Armand de Menteil, in seiner Geschichte der Franzosen während der letzten fünf Jahrhunderte gewählt hatte. Ich kenne nichts, das sich an lebendiger Wahrheit der Darstellung so mit Ihrer Abtei Typhaines vergleichen ließe, wie des alten Franziskaners Briefe an Bruder André in Menteils erstem Bande, welche vom Schlosse Montbazon geschrieben sind und, wiewohl reine Erdichtung, dazu dienen, uns ein getreues Bild des Lebens in den herrschaftlichen Schlössern Frankreichs im dreizehnten Jahrhundert zu geben; gerade wie Ihre Erzählung eine Bilderschrift ist, eine allseitige und schöne Verdolmetschung des Innenlebens, der Gefühle, der Bestrebungen und Thaten der Menschen aller Gesellschaftsklassen, hoch und niedrig gleichermaßen, wie sie in Westeuropa zur Zeit der Kreuzzüge waren — einer Zeit, die für jeden Leser nicht allein in Ansehung ihres dichterischen Gehaltes, sondern auch durch den thatsächlichen Einfluß äußerst interessant ist, den sie auf die Lage der gesamten christlichen Welt ausgeübt hat und fort und fort ausübt.

Es war beim Ausbruche unseres jüngsten Rebellionskrieges, als ich in den Besitz Ihres **Essai sur l'inégalité des races humaines** gelangte und solchen in meinem zurückgezogenen Landheim mit einer Wonne las, für deren Ausdruck mir die Worte fehlen. Der Satz, um welchen dieses Werk sich dreht, ist, daß besondere Menschen- und ebenso Tierrassen von Instinkten erfüllt sind, die einer jeden eigentümlich angehören und die Sie zur Deutung der instinktmäßigen und unvermeidlichen Tendenzen menschlichen Handelns in allen Weltaltern, in Vergangenheit, Gegenwart

und Zukunft verwenden. Dieses Grundprinzip oder Gesetz, das Sie zuerst entdeckt haben, und das wahr ist wie Keplers und Newtons Gesetze, ward von Ihnen bis in Zeiten durchgeführt, die noch über den Ursprung der vedischen Gesänge hinausliegen, und so genau bis zur gegenwärtigen Zeit herab verfolgt, daß es mir schien, als müßten Sie Ihren Fuß sozusagen in jede Spur hineingesetzt haben, die unser Geschlecht in den hundertjährigen Wanderungen, Veränderungen und Mischungen der verschiedenen Völker der Erde hinterlassen hat; sodaß, gleich als wären Sie ein Augenzeuge der Jahrhunderte gewesen, der Essay mir erschien wie eine vollständige bakonische Induktion aus allen Thatsachen der Geschichte, der Chroniken, Ueberlieferungen, Monumente, wie der Sprachkunde unseres Geschlechtes, soweit sie uns bisher bekannt gemacht worden. Dieses alles war meinem Verständnisse eine Fabel und ein Rätsel geblieben, bis Sie kamen und das Licht Ihrer Gelehrsamkeit über die lange Geschichte der Menschheit verbreiteten. Wenn ich dies ausspreche, so bin ich sehr weit entfernt von dem mindesten Verlangen, den Arbeiten anderer berühmter Wohlthäter der Wissenschaft auf dem gleichen Gebiete zu nahe treten zu wollen — der Niebuhr, Bunsen, Karl Ritter, Lepsius, Lassen, Burnouf, Movers, Schaffarik und zahlreicher anderer Schriftsteller, von denen indessen keiner mir seine Aufschlüsse wie Sie es gethan, auf das psychologische und geistige Prinzip eines ursprünglichen und gebieterischen natürlichen Instinktes begründet zu haben scheint: immerhin schuldet die Welt diesen ausgezeichneten Gelehrten eine nie abzutragende Schuld von Achtung und Verehrung dafür, daß sie die Wiederauferstehung längst begrabener und vergessener Nationen und quasi Civilisationen

bewirkt haben, welche gleich den stummen Ueberresten in jenem alten Thale der verdorrten Gebeine wieder aufgewacht, aufgestanden und mit Gewändern angethan sind und nun mit leibhaftigen Lippen zu uns reden, um uns die lange traurige Geschichte von der Menschheit Ursprung, Fortschritt und jetzigem teilweisen Sieg in Wissenschaft, Kunst und Bildung zu erzählen. Von Avicenna wird berichtet, er habe von Galens Werken gesagt: **sexies legi et iterum vellem legere.** Ich kann von dem **essai sur l'inégalité des races** sagen, daß ich Ihre vier Bände nicht sechsmal, sondern zehnmal gelesen habe und daß ich hoffe trotz meines Alters sie wieder und wieder zu lesen: führen Sie mich doch zu Quellen lebendigen Wassers, die für mein Geistesleben zugleich erfrischend und stärkend sind.

Da ich einmal bei dem Versuche bin, Ihnen und meinen Freunden daheim zu erklären, wodurch ich, ein so alter Mann, mich veranlaßt sehen konnte, diese Uebersetzung eines Romanes zu machen, so lassen Sie mich weiter sagen, daß ich bereits im Jahre 1829 zu einer Art Begeisterung für Persien fortgerissen wurde — —. Aber das Persien, von dem ich da immer las, lag mir wie in einem Nebeldunst — — bis ich mit den **Trois ans en Asie**, dem Werke eines Forschers bekannt wurde, welches das Resultat Ihres längeren Aufenthaltes als französischer Gesandter am Hofe des Schahs zu Teheran war. Dann kamen Ihre **Philosophies et religions dans l'Asie centrale** und Ihre für mich erstaunlichen Deutungen und Beurteilungen der Keilschriften zu Khorsabad, Bisutun und Persepolis, sowie babylonischer Cylinder und Backsteine, Abraxas und Talismane. — — Auch habe ich Ihre **Aphroëssa**, die reich beladen ist mit Stellen, welche mir in mancher Beziehung die Er-

güsse Ihrer Clement Marot, Racine, Voltaire und Delisle weit zu übertreffen scheinen. Ihre Achilléide enthält so entzückende Stellen, wie nur einige der köstlichsten Eingebungen der Aeneis; und endlich diente Ihr deutsch geschriebenes und soeben in Leipzig veröffentlichtes Werk: Untersuchungen über verschiedene Aeußerungen des sporadischen Lebens vollends zum Beweis für die höchste Reife Ihrer Gelehrsamkeit und Weisheit.

Bin ich so nicht Ihr Schuldner, und gar tief Ihr Schuldner? und habe ich etwas gethan, das sich für achtundsiebenzig nicht schickte, indem ich Ihre Geschichte aus dem zwölften Jahrhundert übersetzte, wiewohl ich am äußersten Rande des Lebens stehe? Ich kann es nicht denken — —. Ich gebe zu, daß ich persönlich Freude an der Arbeit gehabt habe — denn Sie haben mich dahin gebracht, daß ich mich in Ihre schöne Damerones, die Rose von Typhaines, verliebte; und der liebe gnädige Herr Philippe de Cornehaut hat einen Platz in meinem Herzen neben meinen Urenkeln. Und sehen Ew. Exzellenz, welch ein seltsames Ding! Sie hatten den Komthur des Templerordens mit seinem tapferen Bruder Payen zur Seite an den Ufern des Orontes bei Antiochia begraben! Auch die heiligen Ueberreste Damerones', der süßen Rose von Typhaines, ruhten in Frieden neben der unglücklichen Héloise im Paraklet-Kloster. Aber mit Ihrer Erlaubnis habe ich sie in ein neues amerikanisches Gewand gekleidet — —.

Sie, hochverehrter Herr, sind kein Schriftsteller von Profession; Sie sind ein französischer Edelmann de la vieille roche, und wenn ich mir die — vielleicht zu große — Freiheit erlaubt habe, so als Amerikaner meine geringe Privatmeinung über Ihren Wert als Weltweiser und Ge-

lehrter auszusprechen, so werde ich nur um so mehr in meiner Kühnheit bestärkt und freudig berührt, wenn ich höre, daß die Regierung Ihres Herrschers, des Kaisers Napoleon, Ihre hervorragenden litterarischen und philosophischen Verdienste in dem Maße unter Einsetzung ihres Amtsgewichtes anerkannt hat, daß sie die Sorge für Ihre **Histoire des Perses** übernimmt und sie auf Kosten Ihrer Nation drucken und veröffentlichen läßt, dies Ergebnis vierzehnjähriger Arbeit — —. Ich bin so glücklich, die ersten 199 Seiten dieses kostbaren Buches, womit Sie soeben die Welt beschenkt haben, zu besitzen. Es ist eine Ehre und eine Huldigung für jeden wahren Freund der Wissenschaft, wenn von großen Nationen, wie die Ihrige, solch Zeugnis abgelegt wird zu Gunsten derer, die der Menschheit Lehrmeister und Führer in der Wahrheit sind. Leben Sie wohl, Sie auserlesen großer Mann: mögen Ehre und Glück jeden Ihrer Schritte begleiten, das betet zum Himmel

Ihr ehrerbietigst und dankbarst ergebener Diener

Ch. D. Meigs, M. D.

Emeritus Professor an Jefferson College.

Philadelphia, 18. Februar 1869."

Weitere auf Frankreich bezügliche, noch nicht veröffentlichte Schriften Gobineaus sind:

**Ethnographie de la France.** (unvollendet.)

Aufzeichnungen und Betrachtungen zum *deutsch-französischen Krieg* 1870/71.

*Die dritte Republik.* (vollendet.)

Nachdem ich den zweiten Teil meiner Aufgabe beendet, schreibt Gobineau gelegentlich bei einem Rückblick auf sein Lebenswerk, — *die Geschichte eines Volkes*, der

Perser — konnte ich erst den Schwierigkeiten des dritten, des Grundes und Zieles meines Strebens näher treten. Ich habe die Geschichte einer Familie ausgearbeitet, ihrer Kräfte, die sie von Anbeginn mitbekommen, ihrer Anlagen, ihrer Fehler, der Schwankungen, die auf ihre Geschicke Einfluß gehabt haben, und die Geschichte Ottar Jarls, des norwegischen Wikingers, und seiner Nachkommenschaft geschrieben. Der Weg, den ich durchlaufen habe, führt — auf eine jener begrenzten Auen, wo die Straße offen bleibt, das Individuum die höchsten Erträgnisse der Rasse, ihre guten oder schlechten, starken oder schwachen Naturtriebe erbt und sich frei in seiner Persönlichkeit entwickelt.

Der Leser kennt bereits den wesentlichen Inhalt des Werkes

**Histoire d'Ottar Jarl, pirate Norvégien, conquérant du pays de Bray en Normandie et de sa descendance. Paris, Didier. 1879.**

und die Geschichte dieser Familie: — der Vorfahren Gobineaus selbst. Es liegt demselben also eine ähnliche Idee zu Grunde, wie Freytags „Die Ahnen" und Zolas „Les Rougon-Macquart".

Demnach erübrigt hier noch, die Beziehungen und Ergänzungen dieses Werkes zum Problem des Rassenbuches nachzuweisen.

Ein besonderes Kapitel des Buches mit der Ueberschrift **Persistance ethnique** ist dieser Beziehung ausdrücklich gewidmet.

Um den Wert eines einzelnen Menschen zu erkennen, heißt es darin, ist es heutzutage notwendig, seine Familie zu zergliedern. Die Rasse, woran diese Familie anknüpft,

hat ihr die allgemeinen Grundzüge eines Typus gegeben; die Frauen, wodurch die Generationen erstanden, haben Eigenschaften und Fehler dem Blute der männlichen Vorfahren beigemischt. Der Atavismus hat die Uebertragung dieser Fähigkeiten geregelt, indem er sie in den verschiedenen Graden der Nachkommenschaft in verschiedener Weise gruppierte und damit zugleich die Erbschaft stetig fortpflanzte und bereicherte, und unter der allmählichen Entwickelung dieser ersten Naturanlage, welche immer dieselbe blieb, so sehr sie in Einzelheiten modifiziert wurde, ist das konkrete menschliche Wesen entstanden, welches man Familie nennt, und wovon der Mensch nur ein Glied ist.

Wenn man die menschliche Gattung als ein Ganzes betrachtet, so bietet sich der Beobachtung nur eine sehr geringe Anzahl von charakteristischen Merkmalen. Man sieht auf der Erdkugel große Mengen von Zweihändern, welche mit Wünschen aller Art, größer als ihre Mittel sie zu erfüllen, ausgerüstet sind. Eine Einsicht und eine Beharrlichkeit der Eindrücke, welche dauerhafter sind als bei den anderen Lebewesen, garantiert ihnen mit einer gewissen relativen Dauer den Wunsch, die Furcht und einen nie rastenden Trieb, sie auf dem Erdball im Sinne des Erdmagnetismus, das heißt von Osten nach Westen, gravitieren zu lassen.

Weiter ist nicht mehr viel über die Gattung zu sagen, den umfangreichen, plumpen, gemeinen Stoff, welcher die Art hervorbringt. Diese zeigt schon den Einfluß der besonderen Umgebungen, während die Gattung, die nichts davon weiß, mag auf der Erde geschehen, was da will, ewig nur bleibt, was sie ist: die Gattung. Aber die Art leidet oder gewinnt durch Kälte, Hitze, Aufenthalt auf hohen Bergen, in tiefen Thälern, in feuchten Ebenen, auf von den

Winden ungeheurer Steppen durchfegten Flächen; sie leidet oder hat Vorteil vom Kriege und in den Waffenkämpfen mit dem Feinde dringt sie vorwärts oder weicht zurück. Ihr Wesen hat sich unter diesen verschiedenen Eindrücken nie verändert, sie ist und bleibt immer die Art, die sie ist, und in ihrem innersten Kern bleibt sie unveränderlich. Indes kann sie sich modifizieren und je nach den verschiedenen Umständen entweder Herabsetzung des Wertes oder glückliche Entwickelungen ihrer Kräfte zeigen. So hat infolge atmosphärischer Veränderungen, welche im Klima von Hochasien stattfanden, und außerdem um dem Gewicht beträchtlicher Menschenmassen zu entfliehen, welche sich von Osten her auf sie wälzten, die weiße Art der äußeren Gewalt weichen müssen; sie hat sich allenthalben gespalten, und ein Teil ihrer Menschenströme hat sich über Osteuropa ergossen.

Aber indem sie sich den gewaltigen äußeren Einflüssen gegenüber empfänglich und gelehrig zeigt, nimmt die Art nur die allgemeinsten Wirkungen davon an, während die sie konstituierenden Elemente, die koordinierten Rassen, welche sie bilden, einen viel stärkeren Grad von Empfindlichkeit und eine viel ausgesprochenere Unterwerfung unter die sie umgebenden Einflüsse aufweisen. Die arische Rasse fühlt seit den entlegensten Zeiten sehr wohl, was ihr dient, was sie hindert, und ihre schon so hoch hinaufreichenden Erinnerungen spiegeln die alten Vorurteile dieser Stämme wieder, welche die Ordnung der Natur, den geheimen Willen der im Himmel, auf der Erde und unter den Wassern wirkenden Kräfte und das sittlich Rechte suchte, die Grundlage der für die Schöpfung und für die Aufrechterhaltung einer Sicherheit unerläßlichen Ordnung, welche diese Rasse

stets zu begründen sucht, indem sie sich darin, wie in vielen anderen Stücken, von so manchen anderen Rassen unterscheidet, die hauptsächlich den Trieb alles zu verwirren verraten.

Da bemerkt man denn nun zum erstenmal, nicht bei der Gattung und nicht bei der Art, das Zeichen eines Kollektivwillens, welcher auf die Vollendung eines sittlichen Lebens hinstrebt. Die Rasse hat schon genug besondere Eigentümlichkeiten, welche den übrigen Rassen fremd und ihr einzig und allein vorbehalten sind, um sich als ein konkretes Wesen erkenntlich zu machen, nur ist alles noch Instinkt bei diesem großen Körper, der noch zu sehr einen Teil der kosmischen Natur bildet; alles ist bei ihr Instinkt, alles Wunsch, alles unwiderstehliche Neigung; nichts ist das Ergebnis der Reflexion um eines kunstvoll herausgearbeiteten und folgerichtig geschlossenen Gedankens willen; sie erwirbt sich deshalb Verdienst und Unrecht, Lob und Tadel nur durch ein einziges völlig unerklärliches Gefühl: sie erkennt nur sich allein auf der Welt an und strebt nach Herrschaft, soweit es ihr möglich ist, weil die einzige Garantie, die sie sich vorstellen kann, ihre Fortdauer, das heißt ihr Leben zu versichern, sein würde, den leeren Raum rings um sich zu haben und einzig zu sein.

Aber in ihrem Innern, in ihrem Herzen, trägt und umschließt die Rasse ein weit mehr fortgeschrittenes Wesen als sie selbst, wie sie selbst es mehr ist als die Art, die schon weniger unförmlich ist als die Gattung, derart, daß es, wenn in dieser Genealogie beseelter Offenbarung das Chaos den Titanen erzeugte, der Titan dem Gotte das Leben gab, geschehen ist, daß der Gott, die Rasse, Odin aus seinen Lenden die Familie hervorgehen ließ.

---

Es ist ohne Interesse, sich darein zu vertiefen, was die gelbe und schwarze Art und unter den Rassen die Slaven und Kelten hervorgebracht haben und noch hervorbringen; wenigstens ist es hier ohne Interesse, wenn auch durch die Ströme ihres Blutes, die sich in die arischen Adern ergossen, jede Bewegung vorwärts und rückwärts bei diesem in der Menschheit herrschenden Teil derselben sich offenbart hat. Aber hier handelt es sich um die am besten verarbeitete Substanz, die je im Weltall erschienen ist, und deshalb muß man sich darauf beschränken, den Kern der arischen Rasse, die arische Familie, eine Familie zu betrachten.

Die ist es, welche sich vorzugsweise das Wesen, das wahre Wesen nennen kann. Es hat von der Rasse die Unveränderlichkeit der Kennzeichen, welche es konstituieren. Wenn es diese Unveränderlichkeit nicht hätte, wäre es keine Emanation einer Rasse, Art, Gattung. Von allen diesen enthält sie zugleich den Keim und den Samen, die Vergangenheit und die Zukunft. — —

Nach allen Mischungen, welche im Lauf der Zeiten zwischen den Angehörigen der verschiedenen Arten und Rassen eintraten, lassen sich noch immer die wolligen Haare des schwarzen, die erdfarbige Gesichtsfarbe des gelben und die blauen Augen des weißen Vorfahren in einem und demselben Nachkommen erkennen. Man findet eine Beharrlichkeit des moralischen wie des physischen Typus durch die Zeitalter hindurch, wenn auch allmählich immer mehr geschwächt, sich aufrecht erhaltend. Seit mehr als zweitausend Jahren bleibt der Kelte so, wie die ersten Beobachter die Art seines Geistes und seines Mutes beschrieben haben; seit mehr als neuntausend Jahren gleicht der Aegypter den uralten Bildnissen seiner Denkmäler, und doch sind beide durch

mancherlei Mischungen bis auf den heutigen Tag berührt worden.

Aus einer so unzerstörbaren Festigkeit im Gerüst der Rasse, welche doch beständig durch so viele Ursachen der Umgestaltung durchkreuzt wurde, die auch ohne Zweifel — aber langsam und derart, daß sie den allgemeinen Zustand des Gebäudes respektierten — eingewirkt haben, muß man folgern, daß das männliche Prinzip bei der Mischung einflußreicher ist als der weibliche Beitrag, das Hilfsmittel der Erzeugung, und daß es dieser überlegene Einfluß ist, welcher das große Resultat verursacht, daß es trotz des sonst so weit vorgeschrittenen Zustandes der Völkermischung auf der Erdkugel immer noch Skandinavier und Sachsen giebt, die letzten Vertreter der arischen Energie. Mehr sagt die Betrachtung der Rasse, nachdem sie eine so allgemeine und wichtige Thatsache verraten hat, nicht, sie gestattet nicht, in das Einzelne einzudringen. Nur das gesteht sie dem Beobachter: bei ihren ehelichen Verbindungen hat die Rasse manchmal mehr, manchmal weniger gewonnen, manchmal hat sie auch viel verloren, je nachdem das den Kindern durch ihre Mütter zugeführte Blut mehr oder weniger wert war. Alles in allem: sie beharrt und wird bis zu ihrem Erlöschen dieselbe bleiben. Aber um mehr über die Frage von solcher Wichtigkeit zu erfahren, muß man die Rasse nicht drängen; die Familie allein kann antworten. Das vorliegende Buch (Ottar Jarl) setzt den „Versuch über die Ungleichheit der Rassen" und die „Geschichte der Perser" fort, welche nur geschrieben wurden, um ihm als Vorwort zu dienen.

So haben sich denn die ursprünglichen Charaktereigen-

schaften Ottar Jarls auf seine fernsten Nachkommen vererbt: man findet bei ihnen allen die gleiche Liebe zur Freiheit und die gleiche Thatkraft. Heroischer Sinn zeichnet sie aus. Das Höchste ist ihr Ziel. Sie hören nur dann mitunter auf, das bisher Erstrebte zu verfolgen, wenn sie in der Ferne ein anderes noch leuchtenderes Ziel erschauen. Aber das wechselnde Milieu, worin die späteren Nachkommen lebten, blieb darum nicht ohne Einfluß. Die sich wandelnden Verhältnisse zeigten sich der Entwickelung und selbst der Erhaltung dieser Familie immer ungünstiger. Einer der Hauptpunkte in der Geschichte der Nationen ist es, die Natur der Milieus — der Umgebungen, worin sie leben, sich verändern zu sehen, und die Gattungen, die Arten und die Rassen können den Grund dafür nicht angeben; die Familien allein zeigen klar die Ursachen und die Bewegung dieser Umgestaltungen.

Physische Kraft und moralische Energie waren im Norden Haupterfordernisse im Kampf der Familie ums Dasein gewesen, — die Haupteigenschaften der weißen Art, insbesondere der arischen Rasse. Der Wechsel der Zeiten und Verhältnisse wandelte den Helden zum Lehnsherrn um, aber seinen Nachkommen raubte er die Bedingungen der Existenz, worüber die Vorfahren verfügt hatten. Sie selbst ändern sich nicht, angelsächsische und nordfranzösische Mütter hatten keinen nachteiligen Einfluß ausgeübt. Nur können sie die ererbten Fähigkeiten nicht mehr in derselben Weise verwerten. So erklären sich die weiteren Geschicke der Familie.

Ein Gefühl freilich verbindet die alte und die neue Zeit: sein Symbol wird das Wappen. Dieses Idol, das geheiligte Symbol der Rasse, dem man das Leben

anderer und das eigene unter Umständen zu opfern hat, erlegt eine Lebensart, eine Richtung des Verhaltens, gewisse Handlungen auf und ächtet andere, die an sich nichts Tadelnswertes haben, die aber mit Recht oder Unrecht für unwürdig erklärt werden. Die durch diese Privatreligion befohlene Tugend stimmte nicht immer mit den christlichen Grundsätzen überein. Sie wollte, daß ihr Anhänger sich beständig von solchem Charakter und von solchem Aeußeren zeigte, daß Achtung und Furcht sich um ihn verbreiteten. Es war ihm nicht verboten, heftige Leidenschaften zu haben, aber es war ihm untersagt, niedrige zu empfinden. Man konnte, ohne sich einen Vorwurf zuzuziehen, gelegentlich hart sein, ehrgeizig wie Cäsar, ungezähmt wie ein Centaur: — wenn man sich zur gleichen Zeit kühn bis zur Tollheit, glänzend und beredt zeigte, so glänzte das Wappenschild wie die Sonne. Es war das im Grunde eine Lehre, welche durch unmerkliche Beziehungen an das nordische Heidentum anknüpfte. Man empfand da das Bedürfnis, in seinen eigenen Augen groß zu sein und dem Göttlichen so nahe als möglich. Die gallisch-romanischen und slavischen Völker haben nie gewußt, um was es sich eigentlich handelte, und kannten vom Wappenschild nur den Zierrat und das äußere Ansehen, ohne zu verstehen, was nur die edlen Rassen hinein zu legen sich ersannen, das unerläßliche Zeichen ihrer großen Erfindung: der Ehre.

Eine Selbstbiographie Gobineaus, des Letzten seiner mit ihm im Mannesstamm erloschenen Familie, sollte der Geschichte des Geschlechtes die Geschichte des Individuums zur Seite stellen. Sie ist nicht geschrieben worden. Eine Art von Ersatz bildete für mich der an einem kleinen deutschen Hofe spielende Roman

Les Pléiades. Stockholm, Müller & Paris, Plon. 1874,

nach welchem ich Gobineau aus den Eindrücken, welche seine eigene Zeit, Umgebung, Zeitgenossen, insbesondere das Deutschland und Frankreich etwa der fünfziger Jahre, auf ihn gemacht haben, gewissermaßen persönlich kennen zu lernen und mir zu rekonstruieren bemüht war. In der That hat Gobineau dieses, wie mir scheint, wenig verstandene Werk selbst besonders geschätzt, wie einer seiner nächsten französischen Freunde berichtet, der es ein Werk nennt, „worin er so viele seiner Gedanken über das Leben angebracht hat."

Drei Reisende, ein Engländer, ein Franzose, ein Deutscher, erkennen sich als „wandernde Königssöhne", als Menschen ersten Ranges. Das bedeutet, — sagt der eine, ich fahre mit Gobineaus eigenen Worten fort — ich bin von kühnem, großgesinntem Temperament, unzugänglich den gewöhnlichen Eingebungen gemeiner Naturen. Mein Geschmack ist nicht der der jedesmaligen neuesten Mode; ich empfinde selbst und liebe oder hasse nicht nach den Anweisungen des Tageblattes. Die Unabhängigkeit meines Geistes, die vollste Freiheit in meinen Meinungen sind unerschütterliche Vorrechte meiner edlen Herkunft. Der Himmel hat mir sie in die Wiege gelegt, und so lange ich lebe, werde ich sie bewahren. Demzufolge bin ich nicht zufrieden mit dem, was dem Volke genügt, und ich suche andere Schätze als die, woran es zum Narren wird. —

Das Wesen eines solchen Königssohnes ergiebt sich aus einer geheimnisvollen, angeborenen Kombination: in seiner Person ist eine vollständige Vereinigung der edlen, wenn man will göttlichen Elemente, welche Vorfahren in alter

Zeit in ganzer Fülle besaßen, und welche die Mischungen der folgenden Geschlechter durch unwürdige Verbindungen für eine Zeit lang verborgen, verhüllt, geschwächt, verringert, entstellt, verschwinden gemacht haben, welche aber, niemals wirklich erstorben, plötzlich in dem „Königssohn", wovon wir sprechen, wieder erscheinen. Viele Jahrhunderte sind vergangen, seit die Sklaven und die Sklavensöhne ihr Haupt erhoben und die moderne Gesellschaft gegründet haben. Die braven Leute, welche durch die Menge der Plattfüße in den Abgrund gestoßen sind, sind nicht zu zählen. Aber sie sind nicht alle dort gestorben — einige sind wieder an das Licht der Sonne emporgestiegen: — die Königssöhne mit Hirn und Herz auf dem rechten Fleck — **cerveaux bien faits et coeurs bien battants** —, deren noch etwa 3000 bis 3500 unter den Millionen Europäern sich befinden mögen.

Die übrigen Massen sind mit bewunderungswürdiger Ordnung in drei Teile geteilt: — die Schwachköpfe, **les imbéciles**, — die Drolligen, **les drôles** — und die Brutalen, **les brutes**.

Die Schwachköpfe führen alles an, tragen die Schlüssel, öffnen die Pforten, erfinden die Phrasen und Schlagwörter, klagen getäuscht worden zu sein, versichern, daß sie das aber nie gedacht hätten. —— Eine solche Bande verdient überhaupt nicht zu leben.

Dann kommen die Drolligen! Sie sind überall; vorn, hinten, auf den Seiten. Sie laufen, erregen sich, drängen sich, und ihre einzige Sorge ist, alles daran zu hindern, daß es zur Ruhe kommt, ehe sie selbst sich gesetzt haben. Und was nützt es dann, daß sie sich gesetzt haben? Kaum ist eine ihrer Banden befriedigt, so kommen neue

verhungerte Schwärme herbei gelaufen, und die Sache fängt wieder von vorn an. —— Der Planet bringt sie von selbst immer wieder hervor, man würde nie dahin kommen, sich ihrer zu entledigen, vielleicht nicht einmal, ohne sie fertig zu werden.

Und nun die Brutalen. Die Schwachköpfe haben sie entfesselt, die Drolligen stoßen ihre unzähligen Scharen vorwärts. Das sind die Leute, welche Sitten, Rechte, Gesetze, Gewohnheiten, alles was ich geachtet und geliebt habe, zu Boden stürzen, welche die Städte verbrennen, die Kirchen zerstören, keine Bücher, keine Musik, keine Gemälde wollen und an deren Stelle die Erdäpfel, das blutige Rindfleisch und den Alkohol setzen — ich erkenne ihnen überhaupt keine Seele zu, und es ist nicht ihr Fehler, wenn man keine bei ihnen bemerkt, es ist keine da.

Es ist also einzig klug, gut und gesund, sich an das anzuschließen, was einem gleicht, und den Rest laufen zu lassen als gleichgültig, feindlich oder gefährlich. Gelegentlich kann man ja einmal großmütig gegen ihn sein.

Man fragt sich unwillkürlich, welche Rassen oder Rassenmischungen Gobineau hier gemeint haben mag. Mag man diese oder jene Antwort auf diese Frage finden, soviel steht fest: wir haben hier das **odi profanum vulgus et arceo** in reinster und herbster Form, eine Gesinnung so aristokratisch und antisozial wie nur möglich.

Die ineinander verschlungenen Geschicke von sieben solcher „Königskinder" — Höhenmenschen — bilden den Inhalt der Erzählung „Das Siebengestirn — **Les Pléiades**". Bei allen gilt es: „Um zu lieben, muß man gelitten haben; um groß zu sein, muß man auch gelitten haben: Die Fähigkeit, viel zu leiden, ist die

wunderbarste Krone derjenigen, welche den ersten Rang unter den Menschen einnehmen."

Diesen Grundgedanken der Pléiades wiederholt in immer neuen, überraschenden Ausprägungen u. a. der Briefwechsel des Grafen Gobineau mit dem Fürsten Philipp zu Eulenburg. Ich darf daraus die folgenden ergreifend schönen Stellen hier anfügen:

„Das Leiden ist untrennbar von einer Natur wie die Ihrige. Sie müssen sich das immer wieder sagen und diese Thatsache als eine schmerzlich harte Folge Ihrer Organisation anerkennen. Aber Sie müssen auch bedenken, daß die Entschädigung nicht fehlt. Alles hat seine Kehrseite. — Wenn Sie nicht litten, so würden Sie nicht in der intensiven Weise empfinden, wie Sie es zu thun imstande sind, und gerade jene Lebhaftigkeit der Empfindung, die Sie so schwer leiden macht, ist es, der Sie Ihren Wert verdanken. Ich sage Ihnen nicht: leugnen Sie das Leiden oder unterdrücken Sie es — man vermag in der That weder das eine noch das andere! Suchen Sie vielmehr etwas daraus zu machen! Ein Herz, ein Gedanke, der leidet, ist thatsächlich ein wertvolles Gut; man muß es benutzen —— Betrachten Sie sich, betrachten Sie andere — alles, was Sie umgiebt: welche Menschen sind es, die Sie achten? — Es ist der Mensch, der innerlich leidet, durch sich selbst leidet."

„Vergessen Sie nicht, daß ein Zug der Trauer, der vielen als Charaktereigenschaft seit der Kindheit anhaftet, vor allen Dingen nach seiner wahren Natur erst beachtet und als ein solcher behandelt werden muß. Gewisse äußere Einflüsse, moralische

Eindrücke und Widerwärtigkeiten werden das Leiden unzweifelhaft erhöhen und ihm eine schmerzhafte Empfindlichkeit geben — aber man darf eben nicht vergessen, daß es im Grunde unabhängig von allen moralischen Einflüssen ist, daß das Samenkorn des Leidens in dem Menschen liegt. Es ist eine nervöse Disposition, eine krankhafte Erscheinung, wie so viele andere, und wenn man durch alle Ausbrüche hindurch an jenem physischen Charakter des Schmerzes festzuhalten sich bemüht, wird man unbedingt mit der Zeit seiner Herr werden. Behandeln wir darum den Schmerz weder zu gelinde noch zu hart. Erhöhen wir ihn nicht durch Nachgiebigkeit und treiben wir ihn nicht durch rauhe Behandlung zur Verzweiflung!"

„Ich sage nicht, daß ich nicht traurig, ja unendlich traurig sein könnte, — aber düster und ohne Hilfsmittel inmitten der Natur, das glaube ich nicht! Leiden bedeutet nicht, sich fallen lassen. Und geschähe es, läge man am Boden, so muß man einen Tropfen Freude in der instinktiven Absicht finden, wieder aufzustehen."

„Wir müssen notwendigerweise leiden, um der Mensch zu werden, der wir sein sollen, und um zu thun, was wir zu thun haben. Wem ist es gegeben, ein Schriftsteller, ein Künstler, oder was es auch Gutes sei, zu werden, ohne ein Herz zu haben? — und wer hätte ein Herz, ohne zu leiden? Leiden wir darum, und verlassen wir uns nicht selbst, so gut wie wir es von andern nicht sind."

„Hüten wir uns, aus den Leiden mit einem Gefühle der Bitterkeit gegen sie hervorzugehen! Es muß mit einem Gefühle der Dankbarkeit sein, selbst gegen den härtesten

Schmerz, denn sicherlich: „Nichts stiftet so viel Gutes als das Leid!"

„Die modernen Doktrinen und die modernen Raffinements haben die Schwäche mit einer Art von Heiligenschein umgeben. Man ist geneigt, anzunehmen, daß die Schmerzen, die nicht die unseren sind, oder solche, die nicht wenigstens ein Herz gebrochen haben, keine Schmerzen waren. Ich denke, wir stimmen dieser Auffassung nicht bei! Jeder leidet, hat gelitten und wird leiden, bis an die äußerste Grenze seiner Kraft. Aber es ist der Grundgedanke großer Seelen: nicht zu zerbrechen!"

„Betrachten wir die Zukunft wie ein offenes Meer, das wir durchsegeln werden. Von Tag zu Tag wird das Fahrzeug die Stürme zu überwinden haben, aber es dreht und wendet die Segel viel leichter als es von weitem den Anschein hat! — Hoffen wir! Was? werden Sie mir erwidern, ist denn die Hoffnung nicht nur süß, indem man ein bestimmtes Glück erwartet? Nein, hoffen wir auf das Unbestimmte, und das ist einzig das Wahre in der Zukunft! Denn das Mögliche und das Sichere sind Spielzeuge, unaufhörlich durch unerwartete Ereignisse zerbrochen. Hoffen wir auf das Unerwartete!" ——

Es ist für einen Schriftsteller unmöglich, so äußerte man sich gelegentlich von Gobineau persönlich nahestehender Seite, die subjektive Seite seiner Natur nicht zu verraten. Die meisten der von Gobineau dargestellten Typen haben mehr oder minder Teil an den Hauptzügen seines Charakters; aber diejenigen, welche er am meisten übereinstimmend mit seinen eigenen Ideen geschaffen hat, sind die vier

Helden der Pléiades — er empfand sich selbst auch als „Königssohn“ —, Michel Angelo in der Renaissance und Amadis.

Ein Gegenstück zu den Plejaden hat Gobineau in Rom später geschrieben:

Die schwarzen Schleier.

Er äußert sich darüber gelegentlich: „Sie sehen, daß ich völlig in der Welt von oben lebe, und mag der Teufel die von unten holen, denn sie wird täglich gemeiner, und darum stört sie mir auch die Arbeit der „schwarzen Schleier“ — ein Seitenstück zu meiner Erzählung „Die Plejaden“, nur düsterer gehalten. Ich fürchte sogar, daß die Geschichte für meinen Geschmack zu düster ausfallen wird.“

In einem anderen Briefe berichtet er über ein ebenfalls bis jetzt nicht weiter bekanntes Werk: „Ich habe auch ein

Werk über Spanien im 15. und 16. Jahrhundert

begonnen — ein Seitenstück zu meiner „Renaissance“.

Diese letztere Dichtung:

La Renaissance. Scènes historiques. Paris, Plon. 1877.

Die Renaissance. Historische Scenen vom Grafen Gobineau. Deutsch von Ludwig Schemann. Leipzig, Reclams Universal-Bibliothek 3511—15,

zu welcher noch bisher nicht veröffentlichte

Einleitungen zu den Renaissancescenen

in Gobineaus Nachlaß sich fanden, ist unstreitig das bekannteste von allen Werken Gobineaus, in Deutschland wenigstens sicher.

Als Schemann seine vortreffliche Uebersetzung dieses

Werkes zuerst in den Bayreuther Blättern, dann in der oben genannten Separatausgabe veröffentlichte, hat es rasch in weiten Kreisen begeisterte Aufnahme gefunden und den Namen Gobineaus zuerst für solche der Vergessenheit entrissen. Es waren dies vor allem die Kreise, welchen Schemanns*) treffendes Wort aus dem Herzen gesprochen war von dem unvergänglichen Wert, dem überwältigenden Zauber, welcher noch heute und für immerdar das erste Bekanntwerden mit den Schöpfungen der Renaissance zu einem fast einzigen Erlebnis für jedes höher organisierte Individuum macht, mag es einer Nation, einem Civilisationskreise angehören, welchem es will. Das Werk der Renaissance — fährt Schemann fort — „ist einer der größten Triumphe, die das menschliche Genie auf allen Gebieten seiner Bethätigung errungen hat." Aber ihre Erklärung findet die Begeisterung für die Zeit der Renaissance „fast mehr noch als in den immerhin unvergleichlichen Geisteswerken der eigentlichen Renaissancezeit, in dem Grunde, von welchem sich diese leuchtend abhoben: jene Begeisterung für die Renaissanceperiode als Ganzes bedeutet vor allem ein Zujubeln an die dem Mittelalter mit seinen Barbarismen enttauchende neue Welt; wir atmen noch nach Jahrhunderten mit auf mit den befreiten Geistern, auf denen der Kirchenbann und allerlei Wahn und Aberglaube dumpf gelastet hatte, und wir fühlen den Alp sich lösen von der Brust der Künstler, deren Schaffen vollends keinerlei Grenze mehr gezogen schien, daher sie wie im Traum Italien in ein wahres Wunderland der Kunst umzuschaffen vermochten."

---

*) A. a. O. „Zur Einführung". S. 6.

Vorlesungen der Dichtung, welche im Frühjahr 1900 in Berlin und anderwärts mit bestem Gelingen veranstaltet wurden, haben zu dem Erfolg der „Renaissance“ das ihrige beigetragen.

Man hat in Gobineaus Dichtung vor allem dankbar das empfunden, daß darin denn nun endlich einmal jene großen, führenden Geister der künstlerischen Renaissancebewegung inmitten ihrer farbenprächtig geschilderten Umgebung durch das Medium eines entschieden kongenialen und der gestellten Aufgabe gewachsenen Geistes, wie es Gobineau war, leibhaftig heraufbeschworen zu uns redeten. Daß es dabei, wie tiefer Blickende erkennen wollten, doch im letzten Grunde keine Italiener sind, welche in dem gewählten archaisierenden Idiom zu uns sprechen, störte den Eindruck kaum.

Historische Scenen hat Gobineau sein dramatisches Gemälde genannt. Noch treffender ist die Bezeichnung derselben als Fresken, die er selbst einmal gebraucht hat. „Ich bin jetzt völlig in das italienische sechzehnte Jahrhundert vertieft — schreibt er am 25. April 1873 von Stockholm aus an den Grafen Prokesch-Osten —. Ich versuche etwas ganz Neues, wie ich glaube, nämlich daraus ein Buch zu machen, welches ich nur einem großen Wandgemälde in Fresko vergleichen kann, und welches den Sinn desselben wiedergeben wird, oder wenigstens soll, nicht im Einzelnen und gewissermaßen Archaistischen, sondern im allgemein und bleibend Menschlichen. Alle Personen werden natürlich streng geschichtlich sein, und die Einheit dieses Kunstwerkes, welches dennoch nicht Geschichte sein wird, sondern gleichsam Mark der Geschichte, und welches die Zeit etwa von 1490—1560 umfassen wird,

wird auf die Entwickelung der Ideen der italienischen Selbständigkeit, des Fremdenhasses, unendlicher künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen und schließlich die Niederlage und den Sturz in den Sumpf des siebzehnten Jahrhunderts begründet sein."

Fünf Gestalten der Zeit der italienischen Renaissance stehen im Mittelpunkt der einzelnen Teile der Dichtung; um diese sind die Scenen des Werkes gruppiert: Savonarola, Cesare Borgia, Julius II., Leo X., Michelangelo. Will man diese drei Menschenalter umspannenden Scenen aber als dramatische Einheit erfassen, und nur dann wird man ihrem tiefsten Sinne näher kommen, so steht als Held Michelangelo im Mittelpunkt des Ganzen, „der gute Genius seines Landes und seiner Zeit, — der erbarmungslos Wahrhaftige und leuchtend Reine, mochten ihn auch sein Land und seine Zeit zunächst am wenigsten dafür erkennen."

Man hat die majestätische Dichtung Gobineaus in weiten Kreisen als Kunstwerk, welches zugleich das Bild einer Vergangenheit von einzigartigem Interesse heraufzauberte, begrüßt und geschätzt. Ein Zusammenhang seines Inhaltes mit Gobineaus übrigen Schriften, mit den Gedanken und Theorieen, die sein Lebenswerk ausmachen, schien nicht vorzuliegen. Auch nur der Gedanke daran, daß dies dennoch der Fall sein könnte, hat wohl der Mehrzahl der Leser und Bewunderer von Gobineaus Renaissance völlig fern gelegen.

Wie wenig also ein solcher tieferer Sinn und der Umstand, daß Gobineau der ganzen bunten Welt der Renaissance eine tiefere und neue Deutung zu geben hatte, dem wahren Kunstwerk schadete, hat die Wirkung von

Gobineaus Renaissance den Verfechtern des l'art pour l'art gegenüber in ergötzlicher Weise bewiesen: hat man jenen tieferen Sinn der Dichtung doch nicht einmal bemerkt.

Und doch liegt ein solcher vor. Der Gegensatz, auf welchem das ganze Gemälde Gobineaus sich aufbaut, ist der der höchsten künstlerischen Kultur und der tiefsten sittlichen Verworfenheit der Mehrzahl ihrer Träger und Gönner. Das Zusammentreffen dieser beiden Gegensätze innerhalb eines eng begrenzten Zeitraumes von etwa einem Jahrhundert ist im tiefsten Grunde nur dann zu verstehen, wenn man den Schlüssel der Gobineauschen Rassentheorie auch hier verwendet. Dann erscheint die ganze Dichtung als Illustration der Hypothese durch einen charakteristischen Einzelfall. Beides, die künstlerische Höhe, die sittliche Tiefe der Renaissancemenschen, hat die gleiche Wurzel: Den Zustand und Grad der Rassenmischung, wie Ort und Zeit ihn aufweisen. Das germanische Element, wodurch die Völkerwanderung Italien regeneriert hatte, war endgültig erschöpft und paralysiert: Das römische Völkerchaos der Kaiserzeit mit all seinen Lastern und Greueln hatte die leitende Stellung zurückerobert. Aber gleichzeitig war eine für die Erschließung einer Blüte der Kunst im höchsten Grade günstige Konstellation eingetreten in dem kunstschöpferischen Zustande des Verhältnisses der der schwarzen und der weißen Rasse entstammenden Elemente der Bevölkerung zu einander: — eine Konstellation, der in der Blütezeit der griechischen Kunst vorliegenden nicht minder vergänglichen in den entscheidenden Beziehungen durchaus vergleichbar.

Aus Gobineaus Nachlaß werden noch erwähnt

Eine Reihe **poetischer Erzählungen** aus Orient und Occident, sowie

eine größere Gedankendichtung:

**Le paradis de Béovulf,**

welche als Vorläufer des Amadis bezeichnet wird.

Nach Gobineaus Tode wurde veröffentlicht:

**Amadis. Poëme.** (Oeuvre posthume.) Paris, Plon. 1887.

Diese nicht ganz vollendete epische Dichtung, die jedoch als im wesentlichen abgeschlossen angesehen werden kann, hat Gobineau im letzten Jahrzehnt seines Lebens, in Stockholm und in Rom, geschaffen. Sie ist sein Schwanengesang geworden und als solcher bereits mehrfach bezeichnet worden: — sie ist die Krone seiner Dichterwerke, sie umfaßt noch einmal die Gedanken seines ganzen Lebens, sie zeigt uns in leuchtendem Glanze erstrahlend die Ideale, welche im tiefsten Grunde seines Herzens lebten:

Ehre, Liebe, Freiheit.

Gobineau selbst äußert einmal über dies Werk: Die freudige Ritterlichkeit, das Gefühl gesunden Wohlbehagens und das Vertrauen auf innere Kraft, selbst im tiefsten Mißgeschick — **das** ist der Grundgedanke des Amadis. —

Jene Zartheit der Empfindung, schreibt einer seiner Freunde, die Gobineaus ritterlichem Wesen, seiner echt ritterlichen Denkungsart, eine ganz eigenartige Weihe verlieh, sie tritt uns auch in dem Kleide des Mittelalters, in der Gestalt des edelsten aller Kreuzritter, in Amadis, vor Augen. Die Empfindungswelt dieser „Blume des Mittelalters" war völlig diejenige Gobineaus. Die eigentümliche, rhythmisch wechselnde Form verleiht seinen Gedanken einen vollendeten Ausdruck.

Der mit liebevoller Sorgfalt aufs schönste in jeder Beziehung ausgestatteten, dem Andenken Gobineaus geweihten Ausgabe dieser Dichtung ist eine ausführliche Analyse des Inhaltes und Gedankenganges derselben beigegeben.

Ich füge dieselbe in deutscher Uebersetzung *) hier ein, da ich nicht wüßte, wie ich besser und anders eine annähernde Vorstellung von der eigenartigen, zuerst befremdenden, dann die Wunderwelt eines verlorenen Paradieses eröffnenden großartigen episch-symbolischen Dichtung zu geben vermöchte:

„Amadis, eine Dichtung von fast 20 000 Versen, ist in drei Bücher eingeteilt. Die Einleitung stellt das Mittelalter dar. Diese durch die letzte Eroberung der weißen Rasse vorbereitete Epoche, die Kindheit unseres modernen Zeitalters, richtet über sich selber, verurteilt ihre Fehler, aber rühmt sich stolz der drei aus ihrem Schoße geborenen Kinder: der Liebe, Ehre und Freiheit. Der Leser ist solchermaßen dazu angeleitet, diese drei Grundsätze als der auserlesenen Rasse eigentümlich zu betrachten, und aus deren Mitte, unter den Franken, hat der Dichter seinen Helden ausgewählt.

Amadis der Gallier, der Meeres-Ritter genannt, ist derselbe, den wir aus den Ritterromanen kennen. Wir sehen ihn von denselben Personen umgeben, seine Heldenthaten sind mehr oder weniger die gleichen, und ebenso ist die Welt, in der er lebt, eine Welt der Wunder. Selbst die Form, welche das Gedicht besonders in dem ersten Buche annimmt, trägt zu der Aehnlichkeit bei; doch stellt

*) Vgl. Bayr. Blätter. 1890. S. 159 ff.

das Werk des Grafen Gobineau in Amadis' Erscheinung die Vollendung des menschlichen Typus dar. Dem Aeußeren nach von hoher Gestalt und breiten Schultern, mit kleinem Kopfe, blonden Haaren und blauen Augen, mit schlanken Händen und Füßen und feinen Gelenken, tritt er vor uns im Vollgefühle seiner Unsterblichkeit, einer Verantwortlichkeit und einer Willenskraft, die nur das Gute zum Ziele hat, die Liebe in Glauben und Treue.

Der Klarheit wegen nennen wir hier gleich zu Anfang die Personen, welche in diesem ersten Buche eine Rolle spielen:

Amadis, der Held des Meeres, Ritter.

Oriane, Amadis' Dame.

Briolanie, ein von Amadies befreites junges Mädchen.

Die Fee Urgande, Orianens Patin.

Florizel, Ritter, Geliebter der Urgande.

Gandalin, Amadis' Knappe.

Der König Lisoart, Orianens Vater.

Galaor, Amadis' Bruder.

Garamant, Hexenmeister.

Agolant, großer und mächtiger Zauberer.

Die ersten Gesänge des ersten Buches handeln von Amadis' Tapferkeit, der mit seinem Knappen Gandalin auf der Suche nach Abenteuern Island durchstreift. Er befreite Briolanie von den Zudringlichkeiten Garamants, der sich ihrer zu bemächtigen sucht, nachdem er ihren Vater gefangen genommen hat. Dieser Garamant ist ein Hexenmeister im Dienste des mächtigen Zauberers Agolant. In ihm, als einem leidenschaftlichen Gegner Amadis' und der in diesem verkörperten Tugenden, erblicken wir den

ersten Streiter im großen Kampfe des Bösen wider das Gute. Briolanie, in heftiger Liebe zu ihrem Retter entbrannt, fürchtet sich vor der Gewalt der bis dahin ungekannten Gefühle und flüchtet in ein Kloster. Doch kein Kloster, kein Gebet, nicht Gesang noch Responsorien, nicht Glockengeläut vermag dem Herzen Ruhe und Frieden wiederzugeben. Die Jungfrau erfährt dies und bleibt ohne Trost. Da gerät eines Tages das Kloster in Aufruhr, Urgande, die Fee, ist auf ihrem Renner gekommen, sie zu holen, entführt sie auf dem Rücken ihres Pferdes und geleitet sie dem Walde zu. Urgande, die Unerkannte, ist die Verkörperung der Jugend, Schönheit und des Reizes der Natur; sie zeigt sich nur denen, die würdig sind, sie zu erkennen, nämlich Liebenden und solchen, die reines Herzens. Briolaniens unschuldsvolle Jugend beschirmend entreißt sie sie den Gefahren der Einsamkeit und Träumerei und führt sie allmählich Galaor entgegen, um ihrem Leben einen neuen Reiz und ihr die Ahnung eines geteilten Liebesglückes zu schenken. Galaor, Amadis' Bruder und ein Ritter gleich ihm, irrt durch die Wälder, in denen er Gandalin, dem seinen Herrn suchenden Knappen begegnet. Die beiden Jünglinge stimmen im Frohgefühle ihrer zwanzig Jahre freudige Gesänge an, denen Urganda plötzlich antwortet. Den Rhythmus dieser Sänge wendet der Dichter jedesmal an, wenn es sich um die Schilderung der Natur und Urgandens Erscheinung handelt; er gleicht einer sprudelnden, vor Jugend und Frohsinn erschimmernden Quelle. Urganda, welcher der Dichter Musik verleiht, stellt somit den innigen Zusammenhang dieser mit der Natur her und prophezeit deren einstigen Ruhm. Sie folgt den Wegeswendungen, die diese

Kunst seit Orpheus bis auf Wagner geschritten ist, denn es scheint ersichtlich, daß es sich um den Schöpfer des Tannhäuser handelt, wenn die Fee dem Rittertum das Verdienst, die edelsten Harmonien eingegeben zu haben, zuschreibt. Garamant, der Amadis nicht durch die Waffen zu besiegen vermag, wendet nunmehr List und Verleumdung gegen ihn an; er geht an den Hof König Lisoarts, der in England herrscht, und beschuldigt ihn dort des Verrates. Lisoarts Tochter ist Oriane, die schönste der Fürstinnen und Amadis' Dame. Treu und stark, aber hochmütig und heftig, dient sie dem Dichter als Typus der arischen Frau. Sie glaubt sich von ihrem Ritter um Briolaniens willen verraten, fordert ihn vor sich, überhäuft ihn mit ihrer Verachtung und verjagt ihn. In der Absicht, sich von der ihm von seiner Dame angethanen ungerechten Beleidigung zu reinigen, nimmt Amadis eine unbekannte Rüstung an und begiebt sich mit gesenktem Visier an Lisoarts Hof, um die Verleumder herauszufordern, mit denen er hierauf in Streit gerät. Die Ritter aus der Umgebung des Königs nehmen die Herausforderung an, und Amadis bietet sich dar, es mit jedem aufzunehmen. Am Tage selbst, an dem er in den Schranken erscheinen soll, hört er zuvor in Andacht die Worte eines frommen Einsiedlers, als er plötzlich in diesem seinen Verleumder Garamant erkennt. Ihm unverzüglich die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen wird ihm verwehrt, denn eine von dem mächtigen Zauberer Agolant entsandte eiserne Wolke hüllt den Ritter des Meeres ein, rollt ihn mit sich fort und läßt ihn endlich an den Ufern des Kaspischen Meeres nieder. Allein Oriane hatte erraten, daß jener unbekannte kühne Held niemand anderes als ihr Ritter gewesen sei. Trotz ihres verwundeten Stolzes hängt

ihr Herz dennoch in Liebe an ihm, sie sieht die Stunde vorübergehen, hört die Trompete der Waffenherolde vergeblich ertönen, es ergreift sie heroischer Wahnsinn und in voller Rüstung eilt sie zu Pferde auf den Kampfplatz an Amadis' Stelle. Glücklicherweise wacht die Fee Urgande, ihre Patin, über sie; vor den Augen des versammelten Hofes schwebt ein Adler zu dem unbekannten Kämpfer herunter, hebt ihn in die Lüfte und verschwindet mit ihm. Währenddessen ist Amadis von der Wolke am Rande einer Quelle niedergelassen worden. Die schuldlose Heiterkeit seines Herzens läßt ihn die Ruhe der Natur mit Entzücken genießen und er lauscht jenen geheimnisvollen Stimmen, welche nur solchen erklingen, die sie verstehen. Da glaubt er den Widerhall seines Namens zu vernehmen, einen Ton, der sich von dem Gemurmel der Wässer loslöst; er horcht auf, und Florizel, der Geliebte Urgandens, klagt ihm sein Leid. Agolants zauberische Tücken haben ihn im Bache verschlossen, aus dem er nur durch den Tod des Magiers erlöst werden kann. Diese Verse, welche Florizels Schicksal erzählen, sollten stets laut vorgelesen werden. Ihr melodischer Reiz, der Rhythmus der Verse und Worte zaubert das Bild dieser schwebenden Erscheinung hervor, die unter den Wogen und ihren Kreisen und Strömungen dahinfließt. Amadis beschließt Florizel zu erretten; den Namen seiner Dame anrufend, unternimmt er das gefahrvolle Abenteuer. Alle Schrecken der Natur, die entsetzlichsten Ungeheuer aller Art, wie man ihnen auf Breughels Bildern begegnet, sind um ihn herum gehäuft. Ein wütender Kampf entspinnt sich zwischen den von Agolant ins Leben gerufenen Dämonen und Amadis' Beschützern. Die Manen seiner Ahnen befreien ihn zuerst, schließlich aber

erscheint die heilige Genovefa und zerstreut die bösen Geister. Die Erscheinung der heiligen Genovefa hat eine Bedeutung, die der Autor nicht hat aussprechen wollen, die zu kennen aber doch für den Leser von Interesse ist. Er widmete dieser fränkischen Heiligen, die Paris von den Horden Attilas befreite, eine besondere und fast dankbare Verehrung, betrachtete er sie doch als die spezielle Beschützerin der Helden der weißen Rasse und als die Feindin der unreinen und niedrigen Menge. Genovefa sollte demnach bei seinem Lieblingshelden ihr Amt erfüllen. Nach manchen Wandlungen geht Amadis doch siegreich aus allen Prüfungen, die seinen Tugenden und seinem Mute auferlegt sind, hervor. Er vernichtet den Magier und befreit Florizel. Oriane, die von dem Adler in die Nähe ihrer Patin gebracht worden ist, gerät über die Vereitlung ihrer Absichten ganz außer sich. In strengen Worten verweist ihr die Fee ihren Stolz und versichert ihr mit einem höchst großartigen und seltsamen Schwur, einem echten Feenschwur, der mit dem ganzen Weltall alles dasjenige umfaßt, dem je in heiliger Scheu die Menschen sich gebeugt haben: daß Amadis die Treue nicht gebrochen habe. „Er liebt dich, Oriane, verlaß dich fest auf deinen Knecht; treu und unerschütterlich ist er, und so wie er wird keiner mehr lieben; welche auch seine Leiden seien, nimmer bricht er seine Eide." Und so muß das Gesetz jener Liebe beschaffen sein, welches dem idealen Manne der Frau seiner Wahl gegenüber zu gelten hat. Urgande holt hierauf die junge Briolanie herbei, und als die beiden Töchter dieser „goldenen Rasse" einander begegnen, schwindet der Irrtum, der Orianens heftige Eifersucht verschuldet hatte, und die Aufrichtigkeit ihrer Empfindungen schlägt die Brücke zu einer innigen Freund-

schaft. Die Fee sendet Amadis und Florizel ihren Wagen, den die beiden Ritter besteigen und mit dem sie die Lüfte durcheilen. Der Dichter wirft einen raschen Blick auf die Gegenden, über welche der Wagen dahin fährt und betrachtet sie unter dem Lichte derjenigen Epoche ihrer Geschichte, die seine Phantasie am tiefsten beschäftigt hatte. Wie tritt da seine Vorliebe für Griechenland, für das „göttliche Athen“ hervor, dessen Genie, Helden und Götter. Wie fühlt man, daß bei Nennung der teuren Namen, bei den liebevollen Beschreibungen, den berückenden Erinnerungen an so viel Schönheit und Größe sein eigenes Herz im Schreiben höher schlägt. Das römische Reich hingegen macht ihm nur den Eindruck von Verweichlichung und grausamer Verdummung, dem Schicksale aller degenerierenden Nationen. In Frankreich erschaut er nur jene ruhmvolle Aera, deren erste Strahlen eben aufzutauchen beginnen, das Mittelalter nämlich, in dem ersten Erheben seines Aufschwunges, mit den kühnen Entdeckungen seiner Kunst, seinem Thatendrang und seiner überströmenden Lebenskraft. In Amadis' Brust wallen alle Gefühle auf, welche die tapferen nordischen Völker, denen er angehört, beleben. Durchdrungen von den Tugenden seiner Rasse, fühlt er in sich die Kraft und Pflicht zur Erfüllung großer Thaten; ein Sang höchster Kühnheit und unbeschreiblicher Begeisterung entströmt seinen Lippen: „Vorwärts, o meine Seele, zu Kampf und Sieg voran!“ Dieses Excelsior! des Helden und Heldensohnes kehrt öfters in den folgenden Büchern als Refrain aller heroischen Empfindungen wieder. Der Wagen hält an. Florizel eilt Urganden entgegen, Amadis stürzt zu Orianens Füßen nieder. Keine Beschreibung vermöchte weder die Lieblichkeit dieser Szene

wiederzugeben, noch das Entzücken der beiden Liebenden, noch das Bild der mit den menschlichen Gefühlen in so vollkommenem Einklange stehenden Natur. — Wir begeben uns an Lisoarts Hof. Dort erscheint eben im rechten Augenblicke Galaor, um den als afrikanischen Prinzen verkleideten Hexenmeister Garamant der Lüge zu überführen, da dieser sich der Besiegung Amadis' rühmt. Gandalin tritt auf. Durch ein Wunder war er den Listen des Elenden entkommen und verschafft sich nun mit eigenen Händen zur selben Stunde Gerechtigkeit. Die beiden Jünglinge bieten sich jedem, der es mit ihnen aufnehmen wolle, in den Schranken dar. Freudig nimmt der König die Herausforderung an. Mit großer Pracht wird der Kampfplatz bereitet, auf welchem, einer nach dem andern, Lisoarts Ritter geschlagen werden, bis Amadis erscheint und seinen Fehdehandschuh fordert. Der König setzt dem Kampf ein Ende, er erkennt Amadis als den besten und tapfersten seiner Helden an und gewährt ihm Orianens Hand unter der Bedingung, daß er von nun an friedlich an seinem Hofe lebe. Oriane aber schlägt ihn aus, weil sie nicht will, daß ihr Held dem Ruhme entsage. Sie will ihm ihre Liebe und Treue rein bewahren, während sie ihn zu neuen Thaten entläßt. „*Entsagung und gewolltes Leiden*“ werden somit die Gesetze des Rittertums und der idealen Vervollkommnung des Menschengeschlechts.

In dem von uns in Kürze zusammengefaßten ersten Buche zeigt uns der Autor die Bedeutung des Menschen der weißen Rasse, seinen vollendeten Typus, inmitten einer von den Seinen gegründeten und noch in der Kindheit ihrer Organisation befangenen Gesellschaft. Amadis selbst **ist jung**. Alle zum Ausdruck kommenden Gefühle sind

einfach und sehr harmonischen Naturen innewohnend, kurz der aus diesem Buche gewonnene Eindruck ist der einer frühlingsartigen Frische. —

Mit dem zweiten Buche treten wir in die zweite Periode dieser selben menschlichen Gesellschaft ein. Der Rassentheorie Gobineaus gemäß hat sich die Mischung schon fühlbar gemacht. Mischlinge sind entstanden und unter ihnen Wesen, die vorherrschend materialistische und sinnliche Instinkte einer untergeordneten Rasse übernommen, dennoch aber von ihren arischen Voreltern, wenn auch nicht Ehr- und Kraftgefühle, doch ein starkes Herrscherbedürfnis geerbt haben. Während die Welt alternd vorwärts geschritten ist, sind Amadis und die vom Autor zu Typen gestempelten Persönlichkeiten unverändert geblieben. Wohl hat Erfahrung sie belehrt, wohl haben Thaten und Kämpfe an ihrer Vollendung mitgewirkt, aber gealtert sind sie nicht. Ein Hymnus an die Freude eröffnet diesen zweiten Teil des Gedichtes. Diese Freude, die aus der Tiefe eines reinen Gewissens, aus dem starken Bewußtsein des Schönen und Guten entstammt, diese Freude, welche alle erhabenen Seelen begleitet und ihnen eine fast göttliche Heiterkeit verleiht, soll Amadis nie verlassen.

Die neu auftretenden Personen sind:

Viviane, eine Zauberin,
Merlin, ein Zauberer,
Theophrast, Kaiser,
Diamante, seine Tochter,
Ayglain, ein Ritter.

Die Hauptrolle fällt Vivianen, der Heldin der Merlin-Romanzen, zu. Sie ist zugleich der Typus der Frau aus gemischtem Blute und die Verkörperung jener Anschau-

ungen, die schon begonnen haben, dem Rittertume Abbruch zu thun. Sie ist schön, aber Augen und Haare sind schwarz; sie hat Merlin seine Zauberkünste entrissen und bedient sich deren, um zur Herrschaft zu gelangen. Zu listig, um sich nicht ganz klar über die Gründe der hohen Gewalt der Ritterschaft zu sein, möchte sie auch hieraus ein Mittel zur Erreichung ihres Zieles bilden. Sie schlägt also Amadis und seinen Freunden einen Vertrag vor, dem zufolge sie ihre Hexenkünste den Rittern dienstbar machen will. Nicht sei es mehr nötig, die großen Tugenden, welche unausbleiblich mit den neuen Zeiten werden schwinden müssen, weiter auszuüben, bleibt nur ihr Schein gewahrt. Zum Lohne ihrer Dienste fordert Viviane von den unbesiegbaren Helden, sich mit ihr in die Macht zu teilen. Amadis und die Seinen weisen den schmachvollen Handel zurück, nur einer von ihnen, Ayglain, wird durch Vivianens Schönheit und die Verheißung verführt, sein Ruhm werde den des Amadis einst überstrahlen. Sie führt ihn mit sich nach Nicäa, dem Herrschersitz eines ihrer Verwandten, des Kaisers Theophrastus. Nicäa ist die Hauptstadt eines Staates des oströmischen Reiches, d. h. eines in Verfall begriffenen Staates. Wir erinnern uns hier der Gesetze des Verfalles und der Beweggründe, die den Autor veranlassen, unaufhörlich und absichtlich den Verfall des römischen Reiches mit dem der Gegenwart zu identifizieren. Theophrast ist nur ein niedriger Emporkömmling, dem aber viel daran gelegen ist, den Schein aller Institutionen aufrecht zu erhalten und das Ansehen seiner Person als Herrscher zu wahren. Viviane, seine Verwandte und Verbündete, ist Ayglains Frau geworden und hiermit ist ihnen der Nimbus des Rittertums

verliehen. Eine andere wichtige Persönlichkeit tritt in Merlin auf, einem neuen Beispiel für das Verhängnis der Erblichkeit. Nach einer alten fabelhaften Ueberlieferung trägt er, der Sohn einer Nonne und eines Koboldes, den Keim des Guten wie des Bösen in sich. Durch die ihm von Viviane eingeflößte Leidenschaft hat sich das Böse in ihm entwickelt, ihn völlig in Besitz genommen, und er sieht sich dazu verdammt, dem Ehrgeiz dieser Frau zu dienen und gegen den von ihm verehrten und geliebten Amadis aufzutreten. Merlin, der Zauberer, ist mit der modernen Wissenschaft vertraut — auch nimmt der Autor die Gelegenheit wahr, in einer seiner Diskussionen mit Theophrast ihm eine witzige Parodie auf eine gewisse wohlbekannte philosophische Schule in den Mund zu legen, die die Gesetze der Zuchtwahl entstellt hat. Theophrast hat eine Tochter Namens Diamante. Sie ist Künstlerin, erfüllt von der Erkenntnis der Hoheit der Kunst und ihrer Verklärung durch die Liebe; doch erleidet auch sie das Gesetz der Rassenfrage, und das in ihren Adern fließende schwarze und gelbe Blut läßt sie den Verlockungen der niederen Triebe unterliegen. Gleich Vivianen sucht sie einen Ritter in Theophrasts Lager an sich zu fesseln — der treuen Briolanie uneingedenk fällt Galaor in das Netz ihrer Verführungskünste. Durch eine edle Liebe beherrscht, zögert Diamante jedoch, den Jüngling zu verraten; nachdem sie ihn verloren, rettet sie ihn, den kaum Geretteten aber verläßt sie. Diese Szene ist ein Meisterwerk, und unwillkürlich fragt sich der Leser, ob er wirklich Verse lese, oder ob er nicht vielmehr ein symphonisches Tonstück vernehme, während sich Bilder von blendendster Farbenpracht vor seinen Augen entrollen! Wir wollen uns hier nicht weiter in die Kämpfe zwischen

Viviane und Amadis einlassen, oder, wenn man will, zwischen den materialistischen Anschauungen und den ritterlichen Tugenden. Auch die Natur leidet unter dieser Zwietracht. Die Feen schwinden aus ihr mit all dem Zauberreiz, den sie ihr verliehen, und Dämonen mit dem ganzen Gefolge der Materie, der Fäulnis und des Todes schleichen sich in jede ihrer Offenbarungen ein. Amadis' Freunde verfolgen nun ihrerseits ihre verschiedenen Ruhmesträume. So sucht Parzival der Gallier nach dem heiligen Gral. Auf seinem Wege durch Indien wohnt er bei einem Brahmanen als Gast. Diese Begegnung giebt zu einem Vergleiche der beiden Religionslehren Anlaß, deren eine dem Menschen als höchstes Ziel die Vernichtung des eigenen Wesens vorhält, während die andere in der Entwickelung aller Gaben in der That und in dem ununterbrochenen Kampfe für das Gute die Vollendung sucht. Amadis und Ayglain sind sich einmal begegnet. Dieses erste Treffen wäre zur Schmach des abtrünnigen Ritters ausgeschlagen, hätte der von Viviane entsandte Merlin nicht mit Zauberei seine Rettung vollbracht. Amadis glaubt von ferne Orianens Hülferufe zu vernehmen, er verläßt den Gegner und mit Wunden bedeckt eilt er seiner Dame nach, die er endlich in dem Schlosse Camalot in vollständiger Sicherheit wiederfindet. Aber die Waffen, die ihn geschlagen hatten, waren vergiftet, und so zum ersten Male erscheint die Schande am Kleid der Ehre. Von Entrüstung fortgerissen, schwören die dort versammelten Ritter, überall den Verrat und Trug zu bekämpfen, wo sie ihm begegnen werden, und erklären den Krieg für ausgebrochen. Oriane aber in ihrem Hochmut befiehlt Amadis, als Sieger wiederzukehren, denn nur dem Sieger könne der Preis ihrer Liebe zu teil werden.

Amadis fühlt, daß die Welt sich wandelt, er findet in der Natur jene Heiterkeit, die der Widerhall seines eigenen Herzens schien, nicht wieder. Ihm wird klar, daß gegen das Rittertum ein heißer Kampf entbrannt und daß es nicht möglich sein wird, über Lüge und Verrat zu siegen. Dennoch wird er seinem Amte nicht untreu werden; sein Geist soll nicht bezwungen, sein Herz nicht geschwächt werden, aber die einstige Siegesgewißheit ist ihm verloren gegangen, und der Verlust der Herrschaft erscheint ihm möglich und begreiflich. Hier beginnt die Vorbereitung zur Verklärung seines Wesens. Seine Seele ist über alle Wandlungen des Glückes erhaben, Liebe, Ehre und Freiheit sind ihm ureigenste Güter, unberührbar für jede fremde Gewalt. Ayglain ist tief gedemütigt, daß er Amadis' Schwert nur durch Hexenkünste entgangen sei. Wie fern erscheint ihm der von Viviane versprochene Ruhm! Die Zauberin ruft Wollust und Ehrgeiz zu ihrer Hilfe herbei, um dieses erwachende Ehrgefühl wieder einzuschläfern, und bekleidet den Gatten mit bezauberten unbezwingbaren Waffen. Ihre Ratschläge bilden ein ganzes Gesetzbuch von Gemeinheiten, die seither ihren Weg in der Welt gemacht haben. So findet denn der Zweikampf statt. Amadis' Waffen zerbrechen in seinen Händen, Schlangen umwinden ihm die Arme, er fällt. Sein Gegner könnte ihn töten, aber beim Anblick dieses verräterisch überwundenen Helden erbebt Ayglain und wagt es nicht, sein Verbrechen zu vollenden. Er erfaßt die ganze Schmach dieses „sieglosen Sieges, der ihn zum Besiegten macht", und begreift, daß es einen Ruhm giebt, der über alle Niederlage ist, und einen Wert, der höher steht als jeder Ruhm. Traurig kehrt Amadis zu seiner Herrin zurück, die ihn nicht empfangen

will. Nur nachdem sie Zeugin von Anglains moralischer Niederlage geworden, öffnet sich ihr Auge der Wahrheit, und ihre Liebe, die nur der Preis des Sieges sein sollte, wird nun dem Unglücke zu teil. Von nun an wird Oriane des Helden unzertrennliche Gefährtin. — In der durch die Zeiten umgestalteten Gesellschaft, in welcher die Unredlichkeit über die Ehre triumphiert hat, ist kein Raum mehr für das Rittertum. Ein verpesteter Nebel breitet sich über die ganze Erde aus und nimmt die alten feudalen Wohnsitze mit hinweg, die nun in das Nichts vergehen. In Begleitung ihrer Damen versammeln sich alle Ritter, Amadis Oriane an ihrer Spitze. Auf ihren Bannern wehen die Sinnbilder der Ehre, heraldische Vögel schweben über ihren Häuptern, vor ihnen her schreiten die Sänger, und so gleitet dieser gewaltige Zug an uns vorüber — — kaum hört man, kaum unterscheidet man ihn: so dicht ist der Nebel, der die Gefilde umhüllt. Einzelne seltene idealische Naturen jedoch sind unwiderstehlich angezogen, erkennen die Helden ihrer Rasse und verlassen alles, um sich mit ihnen zu vereinigen. Die geheiligte Schar lenkt ihre Schritte nach dem Parnaß, wo sie einzig eine sichere Zuflucht finden soll. Ungebunden und mächtig herrschen nun Theophrast, Viviane und ihre Helfershelfer. Die vergangene Herrlichkeit des Rittertums ist ihnen nur mehr eine Erinnerung, aber eine Erinnerung, welche die neuen Herren beunruhigt und demütigt, und die sie auszulöschen bemüht sind. Ein neuer und letzter Kampf bereitet sich vor. Die Zauberer, die den Streit begonnen, die Dämonen der Fäulnis und Zerstörung, welche die Feen verjagt haben, reichen zu diesem höchsten Kampfe nicht mehr aus; Ahriman selbst ist es, der Genius des Bösen, der ge-

fallene Engel, der ihn befehligt. In einem Gespräche zwischen ihm und seinem Gewissen ruft er sich die Gewalt seines Ringens mit seinem Schöpfer zurück und rühmt sich triumphierend, Gottes Kinder besiegt zu haben. Er ist es gewesen, der ihnen schlechte Wünsche eingegeben, der sie gedrängt hat, sich mit den Frauen niedriger Rassen zu verbinden, der den Untergang jener einst von göttlichem Atem belebten Rasse herbeigeführt hat. Auf diese Weise hat er die Vernichtung der Individualitäten erreicht, den Sieg der Mittelmäßigkeit, die All-Herrschaft der Menge. — Zahllose Heere sind ihm jetzt unterthan: es sind die Eitlen, Ohnmächtigen, Verräter und Schwätzer, die Lügner, Thoren, ja die bis zur Brutalität herabgesunkenen Wesen. Laster und Begierden sind seine Verbündeten. Nach dem Parnaß zieht diese entsetzliche Schar. Dort auf dem schönheitstrahlenden, von Sonne und Duft umwobenen, in alter Götterherrlichkeit noch erglühenden heiligen Berge muß Amadis an der Spitze der umzingelten Ritterschaft sich wieder verteidigen. Die Helden und ihre Damen haben allem irdischen Besitz entsagt. Sie erscheinen freudiger und einiger, als sie es je gewesen sind, denn aus allen Prüfungen sind ihre Tugenden siegreich hervorgegangen, ja haben eine überirdische Höhe erreicht. Die Poesie, welche sie unter dem Namen der „helläugigen Herrin“ anrufen, ist ihre Gefährtin geworden, und ihre physische Persönlichkeit weicht einer vergeistigten und moralischen. Der Kampf hat begonnen, und leidenschaftlicher denn je. Vivianens wilder, von Ahriman aufgereizter Haß reißt die gemeinen Massen fort, und gewaltsam werfen sie sich an die Felsen des Parnaß! Aber der heilige Berg ist ihnen unzugänglich. Bald ist die Luft durch den aufwirbelnden Staub ver-

dunkelt, die Helden des Parnaß sind nicht mehr zu sehen, und Theophrast, der die Kräfte seiner sich vergeblich anstrengenden Horden erschöpft sieht, gebietet ihnen Einhalt zu thun: „Wozu die Mühe, Not, das wilde Wesen! Beruhigt euch, denn Amadis ist nie gewesen.“

Das dritte Buch behandelt eine dritte Periode der menschlichen Gesellschaft, deren Gestaltung wir im ersten, deren Verfall wir im vorigen Buche erlebt haben. Die jetzige Periode ist die ihrer völligen Entartung und ihres endlichen Vergehens. Die uns bekannten Persönlichkeiten bleiben dieselben. Wohl sind Amadis, die Ritter mit all ihren Damen, sowie die von ihnen verkörperten Tugenden den Augen menschlicher Wesen entzogen, aber sie leben auf dem Parnaß ein desto intensiveres Leben. Die Fee Urgande hat sich ihnen wieder beigesellt, sie genießen von neuem den Zauber der Natur. Amadis und Oriane sind unzertrennlich. Er lehrt sie alles, was sie noch nicht weiß und versenkt sich in die Betrachtung der Länder, in welchen seine Rasse die letzte Rolle gespielt hat. Die lateinische Welt ist nichts als eine Zusammensetzung heterogenster Rassen, in welchen das schwarze und gelbe Element vorherrscht und die nur durch Gewaltsamkeit und Unterdrückung unter einander verbunden sind. Ihre Macht wie ihr Genie hat diese Welt nur anderen Nationen entlehnt. Eines Tages fiel sie unter dem Anstürmen kraftvoller Barbaren. Diese gestalteten das in ihre Hände gegebene Schicksal der alten Welt von neuem um. Sie stießen Attila und seine gelben Horden zurück und gründeten auf den Trümmern des römischen Reiches eine höchst individuelle, lebensvolle Gesellschaft, den Glanz des Mittelalters. Heldengestalten, wie die des Amadis, begeisterten

die Dichter dieser ruhmvollen Zeit und prägten der Menschheit einen kühnen Geist auf, kraft dessen sie sich zu reinen Höhen aufschwang. Die besiegten Römer jedoch vermehrten sich in den unteren Schichten der Gesellschaft. Die Rassenmischung hat den Grad ihrer Kultur ein wenig erhöht und Typen wie Theophrast und Viviane hervorgebracht. Diese Emporkömmlinge haben sich an die Stelle ihrer legitimen Herren eingedrängt und deren Herrschaft angetreten. Hinter ihnen wuchert nun die zahllose lateinische Rasse und bemächtigt sich der ohnedies ihren Lastern erlegenen Gesellschaft. Doch Gerechtigkeit ist kein leerer Wahn. Noch einmal wird der heilige Georg den Drachen vernichten, und Amadis begreift, daß große Ereignisse sich vorbereiten, daß die Welt dem Ende zuschreitet. Mit Oriane und Urgande steigt er zu den Menschen in die Ebene herab, um dort das Geheimnis der Zukunft zu ergründen. Viviane erscheint ihnen alt und elend; Ayglain hat sie sterbend verflucht; ihr Sohn ist entthront, und Merlin, den sie in ein kristallenes Grab verschlossen hat, bleibt für sie tot. Sie erzählt ihnen, daß Theophrast gestürzt worden und daß es manchem Herrscher nach ihm ebenso ergangen sei. Amadis läßt sich zur Grotte des alten Merlin geleiten, der nur durch seinen Haß auf Viviane und seine Verachtung für sich selber noch lebt. Nur Amadis gelingt es, ihn aus seiner dumpfen Betäubung aufzurütteln, und er erfährt durch ihn, wie nahe die Strafe und die Ausrottung dieser erbärmlichen Gesellschaft bevorstehe. Amadis und seine Gefährten, denen sich noch Galaor und Gandalin zugesellt haben, wenden sich der Hauptstadt des neuen lateinischen Reiches zu. Unsichtbar für unwürdige Augen gleiten sie vorwärts; ihr Wesen ist so rein, daß sie den Boden nicht mehr berühren. So

werden sie zu Zeugen des widerlichen Verfalles. Seit der Herrschaft Theophrasts haben sich die Begierden unaufhaltsam gemehrt. Die Uebersättigten des vergangenen Tages werden durch die Heißhungrigen des nächsten verdrängt; Aufruhr folgt dem Aufruhr, die niedrigste Bevölkerung ist oben an, herrscht und wählt Barrabas, den Elendesten aus ihrer Mitte, zu ihrem Anführer. Die Erlangung der Herrschermacht zeitigt in Barrabas den Tyrannen — seine lächerliche Eitelkeit kennt keine Grenzen, sein Luxusbedürfnis ist widerwärtig erfinderisch wie das der letzten römischen Kaiser. Unter Fürstinnen sucht er sich eine Geliebte und erwählt Diamante. Diese erbärmliche, nur einmal durch die Liebe auf eine gewisse Höhe getragene Komödiantin ist von Stufe zu Stufe gesunken und nun auf die Huldigungen eines Barrabas angewiesen. Weder ihre Gefallsucht, noch ihre Leidenschaft für den Luxus hilft ihr über eine tödlich sie beschleichende Langeweile hinweg. Doch Barrabas selber kann sich nicht halten. Auch der letzte Schein der alten Institutionenen, die er zu seinem Vorteil hat aufrecht erhalten wollen, wird zerstört, der Volkssturm entfesselt, und die Bestie ist es, die nun in Mord und Brand, in Grabschändung, Trunkenheit und Schmutz ihr Behagen sucht, die heulend und lachend die Paläste anzündet, während Diamante für sie tanzt. Finstere Weissagungen künden von dem Ende der Zeiten; der Ozean wirft Waffen, Edelsteine und Marterwerkzeuge ans Land, Trümmer der alten römischen Welt, welche die neuen Lateiner mit Jubel begrüßen, denn ihre Ahnen sind ihr Stolz; aber zu gleicher Zeit erscheint die Wölfin, das Sinnbild ihrer Laster, von Ahriman entsandt, mitten unter den Menschen und schleicht blutdürstig durch Thal und Hügel. Amadis und die Seinen

schweben gleich Adlern über allem menschlichen Elend. Sie schauen, richten und erkennen alles. Einer peinigenden Erwartung und Spannung unterworfen, werden sie plötzlich in die Ebene von Chalons versetzt, in jene Gegend, wo die Christen einst die Hunnen besiegten. Dort verbreiten schreckliche Erscheinungen Angst und Grauen unter das Volk. Die Körperteile der auf dem Schlachtfeld Gefallenen fügen sich wieder zusammen, nehmen die Gestalt der alten Krieger an, und in den Lüften sich anfallend beginnen sie von neuem den alten verzweifelten Kampf. Die Geißel, welche die moderne Gesellschaft bedroht, ist dieselbe, der sie in ihren Anfängen fast erlag, als es gelang, Attilas gelbe Horden zurückzuwerfen. Die gelben Völkerschaften, die nunmehr Europa verheeren, werden die Chinesen sein. Die Ursachen hiervon, die der Autor am politischen Horizonte sich zusammendrängen sieht, vereint mit den großen und unbeweglichen moralischen und philosophischen Motiven des Sturzes aller Reiche, geben seinen Voraussetzungen den Wert und die Gewalt einer Prophezeiung. Rußlands Eroberungen reichen jetzt fast bis an die chinesischen Grenzen. Die geringste vom Zaren gebotene Gelegenheit wird die Auswanderung der zahlreichen Kinder des „himmlischen Reiches", statt nach Amerika, nach Westen lenken, und diese Gelegenheit ist heute da. Es handelt sich darum, den Lauf des Oxus aus dem unteren Teile des Aralsees in das Becken des kaspischen Meeres zu leiten, und zwar durch diejenigen Wege, welche die Wässer in den ersten Epochen des Mittelalters und zu den alten Zeiten geflossen sind. Die notwendige Folge hiervon ist, daß künstlich unfruchtbar gewordene Erdstriche ihre alte Fruchtbarkeit zurückerhalten werden, woraus sich wiederum die Möglich-

keit einer neuen Eröffnung der alten Heerstraßen ergiebt. Die Russen sind es, die diese Straßen eröffnen, sie sind es, die diese unermeßlichen Gebiete mit Arbeitern und Kolonisten bevölkern werden, und hierdurch in den Besitz zahlloser Unterthanen aus der gelben Rasse gelangt, werden sie diese zu Armeen heranbilden und mit ihnen sich auf das ganze westliche Europa stürzen. Die neue sich verbreitende Invasion der Hunnen zeigt uns der Dichter in ihrem ganzen Greuel. Sie bedeutet das Ende der modernen Civilisation und die furchtbarste Züchtigung ihrer Laster. Denn jene Heldenrasse, welche Europa im Mittelalter verteidigte, ist verschwunden. Die wenigen überlebenden Ritter aber scharen sich um Amadis. Der Held stellt sich an ihre Spitze, und unter den schwungvoll kühnen Gesängen des ersten Buches verheißt er ihnen, wenn auch nicht den Sieg, so doch einen ehrenvollen Tod. Während er und die Seinen, zum Sterben gerüstet, noch einmal die Trümmer der von ihnen gegründeten Heimat zu verteidigen sich anlassen, denkt die feige Menge mit ihrem Sklavensinne von vornherein an Unterwerfung. Leicht würde es ihr sein, den Siegern zu schmeicheln, und ihre Anführer würde sie mit Freuden verraten, erlangte sie dadurch irgend welchen Vorteil. Aber glühender Brandschein verkündet die nahende Vernichtung. Dem Typhon gleich, der nur eine Zusammensetzung kleiner Teile der Materie ist und dennoch alles verschlingt, was er auf seinem Wege findet, hat sie Barrabas und seine Parteigänger umgestoßen. Endlich ist die Strafe erschienen. Das Gemetzel ist entsetzlich, die gelben Scharen vermischen sich mit dieser herabgekommenen lateinischen Bevölkerung und erzeugen nur noch verworfenere Geschöpfe. Die Wölfin durcheilt die

Welt, tierische Raubgier herrscht auf Erden. Amadis, ihm zur Seite Oriane, und alle Ritter haben Wunderthaten verrichtet, aber diese letzten Anstrengungen der so vereinsamten Ehre haben das Vaterland nicht retten können. Erstickt sinken die Helden unter den Hufen ihrer Opfer nieder. Die Feen, die der Autor absichtlich mit den Engeln verwechselt, erheben sich in den Aether. Diese reinen Formen des Ideals, mit welchem Namen man sie auch nennen mag, haben den erwählten Sterblichen den göttlichen Nektar höherer Bestimmung gereicht; ihre Mission ist erfüllt, die reinste von göttlichem Atem belebte menschliche Rasse ist dahin. In der Stille der Nacht umschimmert ein Glorienschein die Körper der gefallenen Ritter. Als Helden und Heilige haben diese ruhmvollen Toten die Unsterblichkeit erlangt. Ahriman, der im Morast Versunkene, erlebt Amadis' und Orianens Verklärung, erlebt es, daß trotz all seiner Verwüstungen unter den Menschen der Materialismus dennoch das in dem Glanze ewigen Lebens erstrahlende Ideal nicht hat besiegen können."

Während ich auf den Inhalt der jedermann leicht zugänglichen „Renaissance" nicht näher einging, schien es mir bei der Dichtung „Amadis", welche nicht ins Deutsche übersetzt, und deren von gewissen sprachlichen Schwierigkeiten nicht freies Original neuerdings noch dazu im Buchhandel vergriffen ist, geboten, die vorliegende Darstellung vom Gang der Handlung und des Gedankens dem Leser nicht vorzuenthalten.

Es ist eine fremdartige Phantastik, in welche der Dichter sein Hohes Lied vom Ewigen Arier gekleidet hat. Aber ist das wirklich ein Vorwurf? Und Mangel an Phantasie ein Vorzug des Dichters? Dann freilich hat die

„Moderne“ den Preis mit Gestalten, mit Lastern und Begierden nicht besser als die, welche bei Gobineau in Ahrimans Gefolge den Parnaß stürmen: — Freunde, wir haben's erlebt. — In Dantes „Göttlicher Komödie“, in Goethes „Faust“, in Wagners „Ring des Nibelungen“ freilich wird Blüte und Reichtum der Dichterphantasie nicht mehr getadelt, auch nicht, daß diese Dichter — genau wie Gobineau in den Amadis — in die Werke ihrer Phantasie so viele ihrer Ideen über Gott und die Welt hineingeheimnist haben.

Aber es ist ein „Ritterroman“, den Gobineau zu neuem Leben erwecken, mit neuem Geist erfüllen und dem Verständnis einer neuen Zeit zurück erobern will!

Hat es Lohengrin und Parzival geschadet, daß sie Ritter waren, als sie zu neuem Leben in der deutschen Volksseele erwachten? Hat es an Interesse und Verständnis für ihre Ritterlichkeit gefehlt? Wann sind unsere Theater am häufigsten gefüllt? Welche Gestalt der deutschen Heldensage ist so volkstümlich geworden, wie Lohengrin? Um welches andere Dichterwerk hat man bis in den Reichstag hinein gestritten und gekämpft, wie um Parsifal?

Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie. So gut es Siegfried und seinesgleichen, trotz der wegwerfenden Kritik und ergötzlichen Prophezeiung selbst eines Friedrich des Großen, beschieden war, kann auch Amadis zu neuem Leben erwachen. Ist er doch eigentlich überhaupt nie gestorben: selbst Meister Niklas und der Pfarrer haben ihn im Don Quixote des Cervantes am Leben gelassen. Märchen, noch so wunderbar: — Dichterkünste machen's wahr. Welche Schätze auch hier gerade noch zu heben sind, davon mindestens muß Gobineaus

Dichtung eine Ahnung erwecken. Freilich kann ich dieselbe nicht so auffassen, wie dies mehrfach geschieht, als ob in ihr das eine Selbstbiographie ersetzende vierte Glied des Baues: Rassenbuch, Geschichte der Perser, Geschichte der Familie Ottar Jarls, nämlich die Biographie des Einzelhelden aus arischem Stamme vorläge. Denn Gobineaus Amadis ist kein Individuum; er ist vielmehr der Typus und die Personifikation der arischen Rasse, seine Geschichte ist die Tragödie der arischen Welt. In dieser Welt nehmen in Gobineaus Dichtung mehr, als es nach der obigen Inhaltsübersicht erkennbar ist, die Gestalten und Begriffe der christlichen Religion die ihnen da gebührende Stellung ein. Ueber allem aber schweben die religiös-philosophischen Grundgedanken des Parsismus, welchem Gobineau im tiefsten Grunde seines Herzens, worauf auch die „Untersuchung über verschiedene Aeußerungen des sporadischen Lebens“ mehrfach hindeutet, nicht allzu fern gestanden haben mag.

Eine epische Dichtung! — Ein Epos in Versen! Und der Held eine Personifikation!

Nietzsche, der mir einst seine Schrift „Richard Wagner in Bayreuth“ als Antwort auf allerlei von mir erhobene Fragen und Bedenken sandte, möge mir verzeihen, wenn ich in seinem Schlußwort hier den auch von ihm verehrten Namen Gobineaus einmal für Wagner in die Gleichung einsetze. Dann lautet jenes Schlußwort, mit dem ich hier von Gobineaus Dichtung scheiden möchte:

„Und nun fragt euch selber, ihr Geschlechter jetzt lebender Menschen! Ward dies für euch gedichtet? Habt ihr den Mut, mit eurer Hand auf die Sterne dieses ganzen Himmelsgewölbes von Schönheit und Güte

zu zeigen und zu sagen: es ist unser Leben, das Gobineau unter die Sterne versetzt hat? — — Wer so fragt und vergebens fragt, der wird sich nach der Zukunft umsehen müssen; und sollte sein Blick in irgend welcher Ferne gerade noch jenes „Volk" entdecken, welches seine eigene Geschichte aus den Zeichen der Gobineauschen Dichtung herauslesen darf, so versteht er zuletzt auch, was Gobineau diesem Volke sein wird: — Etwas, das er uns allen nicht sein kann, nämlich nicht der Seher einer Zukunft, wie er uns vielleicht erscheinen möchte, sondern der Deuter und Verklärer einer Vergangenheit."

---

Zwei Künste haben Gobineau die Mittel zum Ausdruck dessen, was sein Inneres bewegte, und zur Bethätigung seines Schaffensdranges geboten: — außer der Poesie die männlichste aller Künste, die Skulptur.

Seine plastischen Werke sind sehr verschieden beurteilt worden, — am härtesten von solchen, denen Gobineaus Persönlichkeit überhaupt nicht sympathisch war: „Er war ein sehr mittelmäßiger Künstler auf diesem Gebiet," schrieb man mir u. a. Aber auch unter seinen Freunden gab es solche, welche diese Neigung Gobineaus für eine kleine Schwäche hielten und ihm die Technik auf diesem Gebiete absprachen. Er selbst freilich pflegt zu sagen: „Was man lernt, ist nur eine Pforte, die man sich zur Unendlichkeit eröffnet; je mehr solcher Pforten da sind, desto mehr dringt der Blick dort hinein."

Am meisten Verständnis und eine wohlthuende Gerechtigkeit des Urteils scheint mir jener deutsche Freund Gobineaus auch in dieser Sache bewährt zu haben, dessen

Mitteilungen über Gobineaus Persönlichkeit die reichste Quelle und der schönste Schmuck dieser Blätter sind.

Er schreibt: „Es ist die vielseitige Begabung eines Menschen fast ausnahmslos der Nagel zum Sarge des Ruhms. Nur der Genius vermag, alles beherrschend, jede einzelne Knospe zur Blüte zu entfalten. Gobineau hat in erstaunenswerter Weise seine vielseitige Begabung entwickeln können, doch nicht, ohne daß Einzelnes, statt zur vollen Entfaltung gelangen zu können, als Hemmnis wirken müßte. Hierzu rechne ich bis zu einem gewissen Grade seine Skulptur. Wohl betrachte ich sie in ihrem Anfange als einen Ausdruck innerer Notwendigkeit, glaube jedoch, daß die Arbeit auf diesem Gebiet der Kunst in Gobineaus Leben keine bedeutendere Stellung eingenommen haben würde, als etwa die Leistungen Goethes auf dem Gebiete der Zeichnung, wenn nicht sein jahrelanger Aufenthalt in Athen und in späteren Jahren der künstlerische Verkehr mit seiner edlen Freundin, der Gräfin Mathilde de La Tour, Gemahlin des italienischen Gesandten in Stockholm, — wenn nicht das „schaffen sehen" dieser hochbegabten Malerin Lust und Liebe für bildende Kunst in ihm zu einer Begeisterung gesteigert hätte, die ihn über technische Schwierigkeiten auf Adlersfittichen hinweghob. — — Die Zunft hat niemals vergessen wollen, daß er keine Schule besuchte und als Vierziger zu modellieren begann. Sie mußte grollend sehen, wie der Bildhauer Gobineau bei einem Preisausschreiben in Italien mit seinem Entwurf für ein Grabmal der Herzogin von Melzi den Preis errang. Aber die Zunft war doch stark genug, um die Ausführung des Entwurfes anfechten zu lassen und dem Künstler große Ungelegenheiten zu bereiten. — Das Bestreben Gobineaus,

das Individuelle vor allen Dingen aus seinen Werken sprechen zu lassen, führte ihn in jene Konflikte. Die letzten Konsequenzen dieser Individualisierung treten in einigen seiner Bildwerke, wie z. B. in der „Verwundeten Liebe", „Beatrice" und in einer Porträtbüste, die sich in meinem Besitze befindet, besonders schroff zu Tage. Das Verständnis seiner Arbeiten dieses Stiles wird wenigen erschlossen sein. Die „Walküre" hingegen und eine Reihe von Charakterköpfen, die sich würdig diesem bezaubernden Werke anschließen, werden unzweifelhaft für alle Zeiten von jeglichem Beschauer als bedeutende Kunstschöpfungen anerkannt werden müssen. — Die Arbeiten Gobineaus entstanden mit der ihm eigenen Schnelligkeit. In dem anregenden künstlerischen Verkehr mit der Gräfin de la Tour blühten sie auf, wie eine Fülle sich erschließender Blumen — —."

Schemann bemerkt im Anschluß hieran: „Schon die Wahl der meisten Gegenstände scheint mir für Gobineau als Künstler charakteristisch, aber auch aus den Werken selbst (die ich inzwischen zum großen Teile wenigstens nach Abbildungen kennen gelernt habe) dringt uns Laien der Hauch des gleichen Genius entgegen, der uns alle übrigen Werke des Meisters beseelt hat; der träumerische Enthusiasmus und die sieghafte Reinheit in „Amadis" Zügen, die eherne Wucht, die allüberwindende Kraft und Schönheit des „Alexanderkopfes", die rührende Gewalt der „Caritas" und anderes mehr werden dem sinnvollen Beschauer unvergeßlich bleiben."

Leider sind nicht einmal Abbildungen dieser künstlerischen Schöpfungen bisher bekannt geworden. Es wird auch eine der Aufgaben der „Gobineau-Vereinigung" und

aller Freunde Gobineaus sein, für die mit den Hilfsmitteln der modernen Technik ja so leicht zu ermöglichende Herstellung und Veröffentlichung eines Sammelwerkes, welches Reproduktionen der sämtlichen erhaltenen Kunstwerke durch Abbildungen umfaßt, Sorge zu tragen.

Ich kann also hier nur ein Verzeichnis der betreffenden Werke, soweit sie dem Namen nach bekannt sind, zusammenstellen. Die kurzen Bemerkungen zu einzelnen derselben stammen, mit einer Ausnahme, aus der Feder Gobineaus selbst.

Verwundete Liebe. „Beendet und geglückt."

Mimik. „Interessiert mit außerordenlich."

Eros } Pendants, das aktive und passive Prinzip in
Nyx } der Natur.

L'Espérance. } Medaillons. Pendants.
La Charité. (Caritas.) }

Hesperus. Basrelief.

Reflexion. Statue.

Amadis. Statue, 1 m hoch.

Waffen des Amadis. „Der Schild ist begonnen."

Walküre. „Eine seiner schönsten Büsten. — Kühner Kopf. — Mit flammenden Blicken späht die Walküre aus Wallhall hinaus. Vielleicht ist es Ottar Jarl, den sie ruft! ——"

Beatrice. Nach Dante. „In Marmor, sieht vortrefflich aus."

Pia Colonna. Nach Dante. „Eine kleine Statuette, 85 cm hoch, die man dieser Tage in Marmor arbeitet. Es ist eine Inspiration reinsten Stiles des XII. Jahrhunderts und, ich hoffe, gelungen. — Der Marmor wirkt ausgezeichnet."

Romeo und Julia. „Gruppe. — Er, die Strickleiter erkletternd, fällt Julia zu Füßen, indem er sie in seine Arme zieht. Sie legt ihm eine Hand auf den Kopf und neigt ihn zurück, um dem Geliebten in die Augen zu sehen. Der Boden, auf dem sie stehen, ist ihr Grab: hic jacent Romeo et Julia".

Tête d'Alexandre divinisé.

Buddha, der in das Nirwana schreitet. „Statue, 1 m hoch."

Coriolan. Büste.

Miranda. Nach Shakespeares „Sturm".

Grabmal der Herzogin von Melzi.

Königin Margarita von Italien. „Man hat bei mir die Büste der Königin Margarita für Sicilien bestellt. Die Arbeit unterhält mich sehr, und man findet sie gelungen. Viel Blumen, Spitzen — —."

Kleine Kinderbüste in Marmor.

Porträtbüsten.

---

Von Gobineaus wissenschaftlichen und poetischen Werken sind zur Zeit nur noch die folgenden durch den Buchhandel zu beziehen:

**Essai sur l'inégalité des races humaines. 2 vol. Paris. 1884.**

Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. 4 Bände. (L. Schemann.) Stuttgart 1898—1901.

**Histoire des Perses. Paris. 1869.**

**La Renaissance. Paris. 1877.**

Die Renaissance. (L. Schemann.) Reclams U.-B., 3511—15.

Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale. (ed. L. Schemann). Paris. 1900.

Les Pléiades. Stockholm-Paris. 1874.

Nouvelles Asiatiques. Paris. 1876.

Asiatische Novellen. (L. Schemann.) Reclams U.-B., 3103—04.

Histoire d'Ottar Jarl. Paris. 1879.

Alexandre le Macédonien (ed L. Schemann). Strassburg. 1901.

Außerdem steht noch von den beiden Werken über Keilschrift, soviel ich weiß, eine beschränkte Anzahl von Exemplaren zur Verfügung. Es sind dies Werke, die nicht nur wenigstens von historischem Interesse für die Fachwissenschaft sind, sondern auch dem Religionsforscher, worauf ich hier noch besonders aufmerksam mache, mancherlei seltene Ausbeute verheißen.

Alle übrigen Schriften Gobineaus sind vergriffen.

Im Jahre 1894 hat sich eine freie Vereinigung gebildet, welche es sich zum Ziel gesetzt hat, den wissenschaftlichen und künstlerischen Werken des Grafen Gobineau zu möglichst weiter Verbreitung und zu möglichst tiefer Wirkung auf die werdende Weltanschauung der kommenden Zeit zu verhelfen. An der Spitze dieser Vereinigung stehen S. Durchlaucht Fürst Philipp zu Eulenburg, Freiherr Hans von Wolzogen und Professor Dr. Ludwig Schemann.

Es wurden Neudrucke vergriffener Werke, Uebersetzungen ins Deutsche, Veröffentlichungen aus dem Nachlaß Gobineaus, auch aus seinen Korrespondenzen, sowie ein großes biographisches Werk geplant. Eine würdige Gesamtausgabe der Werke Gobineaus, womöglich französisch

und deutsch, müßte das Ziel sein. Bisher sind die „Asiatischen Novellen“, die „Renaissance“ und der „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen“ in Schemanns meisterhafter deutscher Uebersetzung erschienen. Das Buch „**Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale**“ ist in dritter Auflage von Schemann neu herausgegeben; derselbe hat die Veröffentlichungen aus den Nachlaßschriften mit der Tragödie „**Alexandre le Macédonien**“ begonnen.

Das bisher Erreichte ist in erster Linie nur durch die selbstlose, aufopfernde Thätigkeit Schemanns, der sich völlig der Sache Gobineaus gewidmet hat, zustande gekommen. Finanziell wurde die Ausführung dieser Pläne, da für den Druck von Werken des so wenig gekannten Autors nicht unbedeutende Zuschüsse erforderlich waren, teils durch die Jahresbeiträge der Mitglieder der Gobineau-Vereinigung ermöglicht, teils durch besondere größere Stiftungen, wozu sich einzelne Freunde Gobineaus und seiner Sache vereinigten. Dieser letztere Modus ist besonders wirkungsvoll und nachahmenswert: möchten auch andere Schriften Gobineaus auf diesem Wege den Zeitgenossen aufs neue geschenkt werden.

Die Gründung einer Parallelvereinigung in Frankreich, welche ursprünglich in Aussicht genommen war, ist aus sehr erklärlichen Gründen bis auf weiteres aufgegeben worden. Hoffentlich nicht für immer. Ueberhaupt ist man in den Kreisen der Gobineau-Vereinigung daurchaus der Meinung, welcher Schemann für das Rassenbuch mit den Worten Ausdruck verliehen hat: „Ein solches Werk ist überhaupt nicht für den Tag geschrieben, sondern für Reihen von Zeitaltern, mag immerhin deren jedes sich für

seine besonderen Bedürfnisse vorwiegend das Seinige daraus entnehmen. Alles in allem dürfen wir somit wohl sagen: wenn das deutsche Rassenbuch mit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts unter Dach kommt, so dürfte es uns und unseren Kindern für das zwanzigste noch manche wertvolle Waffen in dessen Kämpfen um die idealen Güter liefern!"

Zu weiteren Mitteilungen über die deutsche Gobineau-Vereinigung, insbesondere über die Erwerbung der Mitgliedschaft, an solche, welche zur Wiedereinführung der vergriffenen Schriften Gobineaus durch Neudruck und zu weiteren Veröffentlichungen aus dem reichen litterarischen Nachlaß mitwirken und beisteuern möchten, wird Herr Professor Dr. Ludwig Schemann in Freiburg i. B., Maximilianstraße 22, im Interesse der Sache sicher gern bereit sein. Aber die Vereinigung, deren Mitgliederliste Namen vom besten Klange aufweist, soll einen durchaus privaten Charakter behalten. Wir *wünschen* nur solche Mitglieder der Vereinigung, welche aus *Dankbarkeit* für das, was Gobineau ihnen geworden ist, an seinem Denkmal, der Einbürgerung seiner Schriften — in Deutschland zunächst — mitarbeiten wollen.

Wir werben deshalb doch. Wir *werben* um *Interesse* für Gobineau. Wer zu ihm gehört, den läßt Gobineau nicht wieder los, sobald er überhaupt in seinen Gesichtskreis eingetreten ist. Das erfahren wir immer wieder: zuerst an uns selbst, dann an anderen. Wer nicht zu ihm gehört, der bleibe fern. Gobineau ist ein Aristokrat, aber in dem Sinne, daß jeder zu ihm gehört, der sich ihm *innerlich verwandt* fühlt, der dies *merkt* und der zu ihm gehören *will*.

# Inhalt:













